

BODY POLITICS

Zeitschrift für Körpergeschichte



Heft 3 – Jahrgang 2 (2014)
Sport
Herausgegeben von
Henriette Gunkel / Olaf Stieglitz

www.bodypolitics.de

BODY POLITICS Zeitschrift für Körpergeschichte

Auf Anregung des Arbeitskreises für Körpergeschichte wird Body Politics herausgegeben von: Peter-Paul Bänziger (Basel), Magdalena Beljan (Berlin), Pascal Eitler (Berlin), Jens Elberfeld (Bochum), Andrej Findor (Bratislava), Christian Fritz-Hoffmann (Oldenburg), Alexa Geisthövel (Berlin), Henriette Gunkel (London), Patrice Ladwig (Halle), Maren Möhring (Leipzig), Marcus Otto (Braunschweig), Massimo Perinelli (Köln), Katja Sabisch (Bochum), Monique Scheer (Tübingen), Imke Schmincke (München), Olaf Stieglitz (Köln), Heiko Stoff (Hannover). Geschäftsführend sind gegenwärtig: Pascal Eitler, Maren Möhring und Marcus Otto.

Anschrift: Body Politics, c/o Dr. Pascal Eitler, Forschungsbereich „Geschichte der Gefühle“, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Lentzeallee 94, D-14195 Berlin

E-Mail: kontakt (at) bodypolitics.de

Unterstützt werden die Herausgeberinnen und Herausgeber durch die Mitglieder ihres wissenschaftlichen Beirats: Thomas Alkemeyer (Oldenburg), Ulrike Bergermann (Braunschweig), Gabriele Dietze (Berlin), Franz X. Eder (Wien), Ute Frevert (Berlin), Christa Hämmerle (Wien), Heinz-Gerhard Haupt (Bielefeld), Dagmar Herzog (New York), Klaus Hödl (Graz), Sabine Kienitz (Hamburg), Gesa Lindemann (Oldenburg), Thomas Lindenberger (Potsdam), Sabine Maasen (München), Jürgen Martschukat (Erfurt), Georg Mein (Luxemburg), Rolf Parr (Duisburg-Essen), Nicolas Pethes (Bochum), Sven Reichardt (Konstanz), Philipp Sarasin (Zürich), Detlef Siegfried (Kopenhagen), Jakob Tanner (Zürich), Jakob Vogel (Paris), Paula-Irene Villa (München) und Anne Waldschmidt (Köln).

Alle Artikel stehen unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 3.0 (Deutschland). Die Urheberrechte für die Artikel verbleiben damit bei den jeweiligen Autorinnen und Autoren.

Umschlagabbildung unter Verwendung einer Fotografie von circa 1906, *Chicago Daily News* negatives collection (DN-0003750), mit freundlicher Genehmigung des Chicago History Museum.

ISSN: 2196-4793

Editorial

Die Körpergeschichte hat in den vergangenen zwanzig Jahren enorm an wissenschaftlicher Aufmerksamkeit gewonnen und eine bemerkenswerte Ausweitung erfahren. Diese Zeitschrift versucht diese Entwicklung in ihrer Facettenvielfalt abzubilden und weiter voranzutreiben.

Der Körper gerät dabei als ein multidimensionaler Forschungsgegenstand und das Ergebnis eines historischen Wandels in den Fokus – als ein Effekt sozialer Praktiken, ein Objekt der Imagination und Repräsentation, in seiner Diskursivität, Materialität und Produktivität. Er war und ist sowohl ein Medium der Subjektivierung als auch ein Ort gesellschaftlicher Ordnungsversuche und nicht zuletzt politischer Konflikte. In diesem umfassenden Verständnis lautet der Titel dieser Zeitschrift: Body Politics.

Die Körpergeschichte verändert dabei nicht nur unseren Blick auf Menschen und deren Körper und Geschichte – sie betrifft auch unsere Wahrnehmung von Tieren und Dingen und deren vermeintlich grundsätzliche Andersartigkeit.

Dementsprechend greift diese Zeitschrift auf ein breites Angebot von Fragestellungen und unterschiedliche Herangehensweisen zurück. Sie versammelt zudem nicht nur Artikel aus den Geschichtswissenschaften, sondern steht ebenfalls historisch interessierten Beiträgen aus den Literatur- und Medienwissenschaften sowie anderen Kultur- bzw. Sozialwissenschaften offen.

Dieses Online-Journal veröffentlicht Artikel in deutscher oder englischer Sprache, die ein beidseitig anonymisiertes Peer Review durchlaufen haben. Alle Beiträge erscheinen kostenfrei im Open Access.

Die Herausgeberinnen und Herausgeber

BODY POLITICS Zeitschrift für Körpergeschichte

Heft 3 – Jahrgang 2 (2014)

Sport

Herausgegeben von Henriette Gunkel/Olaf Stieglitz

Redaktionsschluss: 01.06.2015

Inhaltsverzeichnis

Henriette Gunkel/Olaf Stieglitz: Verqueerte Laufwege – Sport & Körper in Geschichtswissenschaften und Cultural Studies	5
---	---

Perspektiven

Synthia Sydnor: A History of Synchronized Swimming.....	21
Karin Harrasser/Henriette Gunkel/Olaf Stieglitz: <i>Wieviel Technology ist im Laufschuh?</i> – Ein Gespräch mit Karin Harrasser an der Schnittstelle von Kulturwissenschaft und Sportgeschichte	39

Analysen

Jörn Eiben: Ist der Fußballer im Bilde? Körpergeschichte und Bildquellen.....	45
Christian Orban: Body Work – Körperpraxis und Selbstverhältnis afroamerikanischer Leichtathletinnen in den 1930er und 1940er Jahren	71
Markus Stauff: The Accountability of Performance in Media Sports – Slow-Motion Replay, the “Phantom Punch”, and the Mediated Body	101
Kathrin Zehnder: Man rennt ja nicht mit dem Penis – Eine Analyse medizinisch vergeschlechtlichter Frauenkörper im Sport	125
Friederike Faust/Corinna Assmann: Queering Football – Körperpraktiken im Frauenfußball zwischen Normierung und Destabilisierung der Geschlechterordnung.....	145

Offener Teil

Peter-Paul Bänziger: Vom Seuchen- zum Präventionskörper? Aids und Körperpolitik in der BRD und der Schweiz in den 1980er Jahren	179
---	-----

Nina Mackert: "I want to be a fat man / and with the fat men stand". US-amerikanische Fat Men's Clubs und die Bedeutungen von Körperfett in den Dekaden um 1900	215
---	-----

Verqueerte Laufwege – Sport & Körper in Geschichtswissenschaften und Cultural Studies

Henriette Gunkel/Olaf Stieglitz

English abstract: Starting with the observation that contemporary media coverage of sports events and athletes is clearly influenced by critical scholarship on the body in the humanities, this editorial outlines the different ways sporting bodies over the last decades have moved into the focus of scholarly attention in Sports History and in Cultural Studies. The authors argue that although trendsetting developments in Cultural Studies were adopted by historians only reluctantly and belatedly, the history of 'bodies in motion' has now flourished into a significant subfield of Sports History in general. In order to facilitate the ongoing dialogue between different academic traditions the editorial suggest three areas for further research from which Sports History might benefit in future: the integration of Queer Theories, an increased attention to cultural and technological borders of human bodies, and matters of doping. Finally the authors introduce the essays of this issue of Body Politics and underline their contributions to a history of 'bodies in motion.'

Sogar der *Süddeutschen Zeitung* war es einen Bericht wert: der Filmemacher Rob Lucas hatte eine kurze Dokumentation über das Leben von Stella Walsh produziert und stellte diese Arbeit nun beim Filmfestival in Cannes vor (Gernandt 2014). Walshs Biografie, so macht der Beitrag deutlich, bietet eine Menge lohnendes Material für eine filmische Erinnerung an ein bemerkenswertes Leben.

Stanislawa Walasiewicz, so Walshs Geburtsname, war eine der bekanntesten Athletinnen der US-amerikanischen Sportszene der 1930er Jahre, obgleich sie bei internationalen Vergleichen stets für ihr Geburtsland Polen an den Start ging. Wie etwa bei den Olympischen Spielen 1932 in Los Angeles, bei denen die Leichtathletin Gold im 100-Meter-Lauf gewann. Aufgewachsen war Walsh in Cleveland im Bundesstaat Ohio, wo sie bereits als Teenager große und auch national sichtbare sportliche Erfolge feiern konnte. 1928 sollte sie für das US-Olympiateam nominiert werden, doch verweigerten ihr die Behörden die amerikanische Staatsbürgerschaft, da sie noch nicht volljährig war. 1932, inzwischen mit Weltrekorden dekoriert, entschied sie sich, für Polen zu starten – das polnische Konsulat hatte ihr im Gegenzug einen Job angeboten, eine Offerte, welche die Sportlerin auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise nicht ausschlagen wollte. Trotz dieses Verzichts auf einen Platz im amerikanischen Team blieb Walsh eine überaus populäre Figur in Cleveland, nicht nur weil dort eine große

Gruppe von polnisch-stämmigen Menschen lebte, sondern auch weil man sie dort in erster Linie als die erfolgreichste Athletin der Stadt feierte.

Walsh starb am 8. Dezember 1980; die damals 69-Jährige wurde das Opfer eines Raubmords. Durch eine Indiskretion gelangte das Ergebnis der gerichtsmedizinischen Obduktion in die Presse, es überlagert seitdem die Erinnerung an Clevelands bekannteste und erfolgreichste Sportlerin: Stella Walsh besaß uneindeutige Geschlechtsmerkmale, sie war – nicht in ihrem Selbstverständnis, aber medizinisch gesehen – Intersex. In den folgenden Monaten und Jahren entspann sich eine Kontroverse um ihre Sportkarriere, und die Frage, ob sie ihre Titel und Rekorde rechtmäßig erworben habe, bestimmte zuweilen die öffentlichen Debatten (Schultz 2014: 113f.).

Ohne diesen Umstand, so kann man mit guten Gründen vermuten, gäbe es keinen Dokumentarfilm über Walshs Leben, keine Aufmerksamkeit für sie in bundesdeutschen Tageszeitungen und auch die Anzahl der akademischen Beiträge über ihre Karriere wäre geringer. Ihr erfolgreich Sport treibender Körper, so scheint es, gelangte erst in dem Moment in den Fokus größerer Aufmerksamkeit, als er sich nicht länger in jene vereindeutigende Ordnung fügte, die die Welt des Sports bis heute maßgeblich prägt und welche sie nicht unwesentlich mit bestimmt. Es ist dies eine ambivalente Aufmerksamkeit. Einerseits ruft sie in ihrer Aufgeregtheit die Strukturen der Eindeutigkeit immer wieder neu auf, schreibt sie fort, und stabilisiert sie somit auch immer wieder. Andererseits wird auf diese Weise die normativ-regulierende Perpetuierung vermeintlicher Eindeutigkeit stets als performativer Akt sichtbar gemacht sowie als wandelbar und angreifbar gekennzeichnet. Walshs Geschichte ist auch deshalb über dreißig Jahre nach dem Tod der Athletin so ‚öffentlich‘ geworden, weil Presse und akademische Auseinandersetzung die Fragen nach der Eindeutigkeit, Selbstverständlichkeit sowie Natürlichkeit von Körpern im Sport inzwischen sehr viel häufiger und auch sehr viel kritischer als früher aufwerfen und dabei die Spannung zwischen voyeuristischer Sensationslust und kritischer Analyse sehr viel deutlicher akzentuiert wird.

Insbesondere zwei international erfolgreiche Athlet_innen aus Südafrika stehen für diese veränderte Sensibilität: Oscar Pistorius und Caster Semenya. Sowohl der unterschenkelamputierte *Blade Runner*, der inzwischen aus nicht-sportlichen Gründen in den Schlagzeilen bleibt, als auch die Weltmeisterin von 2009 im 800-Meter Lauf rückten öffentlichkeitswirksam in den Fokus einer Debatte, in der die Leistungen und das Vermögen Sport treibender Körper auf eine weitaus komplexere Art als noch vor einigen Jahren auf die kulturelle

Grenzziehung zwischen ‚normal‘ bzw. ‚gesund‘ einerseits und ‚unnatürlich‘ oder ‚krank‘ oder ‚behindert‘ oder ‚pervers‘ andererseits hin verhandelt wird. Pistorius und Semenya repräsentieren dabei zwei körperbezogene Aspekte, an denen sich öffentliches bzw. journalistisches Interesse und kultur-wissenschaftliche Kritik an einem zentralen Ideologem des Sports abarbeiten können, seiner Betonung von ‚Fairness‘. Das Verbot von leistungssteigernden Hilfsmitteln am Körper (Pistorius) sowie das Gebot klarer Geschlechtertrennung (Semenya) berühren das Selbstverständnis modernen Wettkampfsports in seinem Kern. Im Zusammenhang mit Pistorius geht es darüber hinaus auch um eine Ver(un)sicherung dessen, was (menschliche) Körper ausmacht, um *enhancement* als komplexe Praxis, die sich gleichermaßen und zugleich als Teil gegenwärtiger Optimierungsfantasien wie als Praktiken der Ermächtigung verstehen lassen, die so über die Kategorie ‚Geschlecht‘ gar nicht funktionieren könnte (Harrasser 2013).

Im gleichen Sinne wäre auch das Doping anzusprechen, doch erstaunlicher Weise bleibt der Körper in dieser Debatte bislang hinter hauptsächlich ethischen, juristischen und medizinisch-pharmakologischen Aussagen zumeist verborgen (Meinberg u. Körner 2013, eine wichtige Ausnahme ist Hoberman 2005), obgleich die Quellen zum Doping etwa während des Kalten Kriegs oder die ‚Aufarbeitung‘ in den Jahren nach seinem Ende voller Verweise auf Körperfigurationen und -praktiken sind, die eine kulturwissenschaftliche Analyse nahelegen würden. Dabei wäre vor allem auf die vergeschlechtete Dimension des Dopings aufmerksam zu machen: auf die vermeintliche Vermännlichung von Frauen ist in diesem Zusammenhang oft verwiesen worden, mit ihr korrespondiert auch eine Hypermaskulinisierung männlicher Sportkörper, über deren Bedeutungsebenen man noch sehr wenig weiß. Zugleich macht das Thema Doping deutlich, in welchen diffusen Zeitkonstellationen sich eine kulturwissenschaftliche Sportforschung zu bewegen hat, denn jedes Doping ist auch immer ein Investment in die Zukunft, in die Möglichkeiten, ein Netz von Kontrollen und Test zu unterlaufen, dem ‚System‘ voraus zu sein. Dabei entstanden und entstehen mitunter Körper, die *queer* oder außerhalb zeitgenössischer Vorstellungen platziert waren und sind. Hier könnte sich eine geschichtswissenschaftliche Perspektive als ertragreich herausstellen, die sich eines kulturwissenschaftlichen Blicks auf Doping als eine spezifische Form von *body enhancement* bedient. Entwicklungen in diese Richtung lassen sich in den unterschiedlichen Feldern der Sportforschung erkennen.

Ein Grund für diesen Wandel ist die ‚Erfolgsstory‘ der Cultural Studies und ihrer Hinwendung zum Körper, die sowohl die Arbeiten in

angrenzenden akademischen Fächern (wie der Geschichtswissenschaft) als auch öffentlichen Debatten in den letzten zwei Dekaden enorm beeinflusst hat. Feministische Analysen, (Dis)Ability Studies und Queer Theories, poststrukturalistische Betrachtungen zur kulturellen Konstruktion von Gesundheit, Fitness, Befähigung, Leistung, Schönheit usw., Studien zum Projekt Körper und den Versuchen, ihn für Berufswelt und erfüllter Freizeit zu optimieren – all das ist inzwischen ein nicht mehr zu übersehender Teil der gegenwärtigen sozio-kulturellen Auseinandersetzungen um diese Themen, auch oder vielleicht sogar gerade weil ihre öffentliche Akzeptanz bisweilen noch immer gering oder zumindest umstritten ist (Villa 2008; Fenske u. Stieglitz 2012).

Ein solcher Einfluss zeigt sich inzwischen auch in der Sportgeschichte, in der die körperhistorischen Studien sichtbarer geworden sind – die ‚Fälle‘ um Caster Semenya und andere Sportlerinnen bspw. haben so etwas wie eine kleine Welle von Beiträgen zu Praktiken des *sex testing* und der *gender verification* im Sport im Verlauf des 20. Jahrhunderts nach sich gezogen (z.B. Ritchie 2003; Wiederkehr 2009; Gunkel 2012; Wiederkehr 2012; Pieper 2014). Zugleich ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass die Historiografie zum Sport vergleichsweise lange benötigt hat, Anregungen aufzunehmen und sie in Forschungsarbeiten umzusetzen. Dies hatte im Gegenzug die Konsequenz, dass Autor_innen aus den Cultural Studies oft nicht oder nur cursorisch auf die mitunter sehr facettenreiche, komplexe und ambivalente historische Dimension der von ihnen angesprochenen Themen eingingen oder eingehen konnten. Ein echter Dialog zwischen Sporthistoriker_innen und Vertreter_innen der Cultural Studies über die kulturelle Bedeutungsproduktion Sport treibender Körper hat lange Zeit nur wenig stattgefunden. Es ist das Anliegen dieses Themenhefts von *Body Politics*, diesen nun beginnenden Diskussionsprozess aufzunehmen und voran-zutreiben. Das Heft vereint Beiträge aus der Geschichtswissenschaft mit solchen aus den Cultural Studies, wobei wir die einzelnen Autor_innen gebeten haben, sowohl ihr methodisches ‚Rüstzeug‘ aus den Cultural Studies als auch die historische Dimension ihres jeweiligen Themas besonders herauszustellen. Bevor wir im Ende unseres Editorials auf die einzelnen Beiträge und ihren Stellenwert für das Themenheft eingehen, möchten wir indes in zwei kurzen Abschnitten die Forschungsentwicklungen zum Körper in der Sportgeschichte sowie zum Sport in den Cultural Studies in aller Kürze beleuchten.

Sportgeschichte als Körpergeschichte

Fantasy sport ist ein vergleichsweise junges, immer populärer werdendes Phänomen – Fans stellen sich Teams zusammen und konkurrieren untereinander online in fiktiven Ligen um zum Teil nicht unerhebliche Geldbeträge. Die Historikerin Susan Cahn hat diesen Trend kürzlich aufgenommen und ihr *dream team* der Sportgeschichtsschreibung vorgestellt:

I would start with historians of violence because sport often includes violent acts and also plays a role in broader cultures of physical and sexual violence. I would select labor historians too because sport is labor of the body. Sport is also often paid and exploited labor, or is related to labor through employer concern with “fit” workers. [...] My next pick are historians of sexuality and historians of emotions. Sport is integrally tied to the erotic, in athletic performance and through representation and consumption. [...] I would also choose women’s historians, especially those who work on women of color and feminist movements. [...] I would also include, last but not least, disability historians. In its capacity to “build bodies,” sport is a natural site for investigating the construction and celebration of the able body. Sport tears bodies down and could be usefully studied as a site of disablement and representation of dis/ability. (Cahn 2014: 183)

Cahns Aufstellung, publiziert im Rahmen einer Podiumsdiskussion über Gegenwart und Zukunft der US-Sportgeschichtsschreibung, ist ebenso sehr eine Zustandsbeschreibung wie eine Wunschvorstellung. Betrachtet man die beständig wachsende Anzahl von Veröffentlichungen zu Sport und Geschichte in ihrem ganzen Umfang, dann finden sich die von ihr vorgeschlagenen Spieler_innen nach wie vor eher auf der Ersatzbank wieder – trotz der unleugbar großen sozial- und kulturhistorischen Einflüsse bleibt eine Vielzahl sporthistorischer Arbeiten bis heute eher auf Institutionen (Verbände, Ligen, Vereine etc.) und (Erfolgs-)Biografien einzelner Sportler_innen beschränkt (kritisch dazu Balbier 2005; Horn u. Rurüp 2006; Bass 2014). Indem sie aber insbesondere solche Felder der Historiografie in ihr Team beruft, in denen der Sport treibende Körper in den Fokus der Analyse rückt, verweist Cahn indes auch auf Trends der internationalen Sportgeschichte, die tatsächlich kaum noch zu übersehen sind und ihren Charakter und Stellenwert deutlich verändert haben. Moderner Sport, das wird durch eine Vielzahl neuerer Veröffentlichungen deutlich, bestimmte mit darüber, wie Gesellschaften geordnet und stratifiziert wurden; er war Teil der Aushandlungsprozesse um den Zugriff auf ökonomisches, soziales sowie kulturelles Kapital. Strukturkategorien wie Klasse, Geschlecht, Ethnizität oder ‚Rasse‘, aber auch andere vermeintlich am Körper abzulesende Differenzkriterien wie zum

Beispiel Befähigung, Alter oder Leistung lassen sich mit Hilfe der Linse Sport in ihrer Wirkmacht untersuchen. Denn die Etablierung des modernen Sports korrespondierte mit der Herausbildung einer biopolitischen Gesellschaftsordnung, in der individuelle, leistungs- und reproduktionsfähige Körper effizient zu einem ‚gesunden‘ und starken Kollektivkörper verschmelzen sollten. Wie in so vielen anderen Forschungsfeldern waren es auch im Bereich der internationalen Sportgeschichtsschreibung vor allem geschlechterhistorische Arbeiten, die die Neuausrichtung dynamisch vorantrieben. Neben ‚Pionierinnen‘ der feministischen Sportforschung wie Roberta Park oder Gertrud Pfister war es vor allem die kanadische Historikerin Patricia Vertinsky, die immer wieder darauf hinwies und betonte, wie passgenau Sport- und Geschlechtergeschichte über die ‚Brücke‘ des Körpers ineinandergreifen, denn „gender is the way bodies are drawn into history; bodies are arenas for the making of gender patterns“ (Vertinsky 2006: 233). Entsprechend berge die Sportgeschichte der Zukunft – nach Vertinsky – das Potenzial, ‚Geschlecht‘ tatsächlich als Frauen wie Männer, Weiblichkeiten wie Männlichkeiten umfassende Kategorie zu konzeptionalisieren und die Interdependenzen, die Intersektionalität von Gender und anderen Kategorien herauszuarbeiten. In Einklang damit häuften sich in jüngster Zeit Studien, die Geschlecht mit einer Vielzahl weiterer Achsen sozialer Ungleichheit sowie mit Kategorien identitärer Verortung wie *class*, *race* oder *(dis)ability* verbanden (für Überblicke siehe Scraton u. Flintoff 2013; Howe 2013).

Das gilt im Übrigen auch, wenn auch mit etwas Verzögerung, für die deutschsprachige Sportgeschichtsschreibung. Hier hatten sich im Anschluss an Christiane Eisenbergs wegweisender Studie *„English sports“ und deutsche Bürger* (1999) sozialhistorische Perspektiven in einer spezifisch bundesdeutschen Zuspitzung als Gesellschaftsgeschichte durchgesetzt. Diese gesellschaftsgeschichtliche Sportforschung in Deutschland hat in den zurückliegenden Jahren eine große Zahl an wichtigen Beiträgen produziert, aber sie begegnete den lauter werdenden Forderungen nach einer kulturhistorischen Ergänzung, Erweiterung oder Modifizierung der erkenntnisleitenden Fragen und der zu ihrer Beantwortung nötigen Methoden bis vor einiger Zeit mit großer Skepsis oder gar mit Ablehnung. Dies hat sich zwischenzeitlich spürbar gewandelt. So betonte Eisenberg: „Durch die Einbeziehung der Handlungs- und, damit eng verbunden, der Wahrnehmungsebene antizipierte die Gesellschaftsgeschichte des modernen Sports eine Perspektive, die in der allgemeinen Gesellschaftsgeschichte erst durch den ‚cultural turn‘ seit Mitte der 1990er Jahre nachdrücklich zur Geltung gebracht wurde“ (Eisenberg 2010: 99).

Eine kulturhistorisch angeleitete Sportgeschichtsschreibung kann sehr verschieden begründet sein, mit Matthias Marschik formuliert verspricht sie, „sportliche Geschehnisse nicht nur in ihrem Wechselspiel mit anderen kulturellen Leistungen und ebenso mit Wirtschaft, Politik und Herrschaft zu betrachten, sondern sie als zentrale Orte gesellschaftlicher Bedeutungskonstruktion ernst zu nehmen“ (Marschik 2007: 110). Eine solche Sportgeschichte wäre in erster Linie als eine Geschichte moderner Körper zu schreiben (vgl. programmatisch Stieglitz, Heinsohn u. Martschukat 2009; Martschukat u. Stieglitz 2012). Körper sind für das allgemeine Verständnis dessen, was Sport ausmacht, zentral. Sport treiben, das heißt den eigenen Körper zu bewegen, mit ihm hoch oder weit zu springen, möglichst schnell über eine bestimmte Distanz zu laufen oder mit seiner Hilfe ein Sportgerät einzusetzen, was nicht nur ein Ball oder ein Speer, sondern auch ein anderer (Tier)Körper sein kann. In zahlreichen Sportarten ist es üblich, Körper vor dem Sport zu beurteilen und in Gruppen einzuteilen, um ‚faire‘ Wettkämpfe zu gewährleisten; man denke an die Trennung nach Geschlechtern, an die Gewichtsklassen beim Boxen oder an die vielen Kategorien, nach denen die Paralympischen Spiele organisiert werden. All diese Bewegungen und Praktiken bedeuten etwas, sind Bestandteil einer historisch spezifischen Ordnung von Gesellschaften und Kulturen; sie müssen notwendig als von Macht durchzogen verstanden und analysiert werden.

Zugleich sind diese Sport treibenden Körper materiell. Für sportliche Bewegungen werden Knochen, Sehnen, Muskeln, Gelenke, Haut und Gehirnzellen gebraucht; Sportkörper schwitzen und spüren Erschöpfung und Schmerz, aber auch Freude, Aufregung und eine ganze Reihe anderer Regungen. Der „bewegte, trainierte und leistungs-orientierte Körper des Sportlers [wurde] zum Motor und Darstellungsmittel einer Moderne [...], die sich selbst durch Bewegung bestimmt sah“, wie es die Literaturwissenschaftlerin Anne Fleig in ihrer Studie zu Robert Musils Ästhetik des Sports formuliert (2008; vgl. auch Cowan u. Sicks 2005). Es sind diese wesentlich körperlichen Elemente, die Sport und Bewegungskultur zu ihrem zentralen Stellenwert im Projekt der Moderne verhalfen. Dem Sport kommt in der kulturwissenschaftlichen Analyse der Moderne eine zentrale Bedeutung zu, einer Moderne, die sich in hohem Maße über den Zugang, die Bestimmung sowie die Regulierung eines als ‚natürlich‘ gedachten Körpers auszeichnete. Sexualität spielte darin eine Hauptrolle, doch insbesondere die öffentlich immer wieder aufs Neue präsentierten, kategorisierten, im Hinblick auf vermeintliche Leistungsfähigkeit vermessenen und gegeneinander zum Wettkampf herausfordernden Körper dienten in prägnanter Weise der

Zuweisung und Selbstbildung von individuellen wie kollektiven Subjektformen. Moderner Sport bestimmte mit darüber, wie Gesellschaften geordnet und stratifiziert wurden, er war Teil der Aushandlungsprozesse um den Zugriff auf Ressourcen. Besonders anschaulich wird dies im Zusammenhang mit den Strukturkategorien *gender* und *race*, aber auch andere vermeintlich am Körper festgemachten Differenzkriterien wie zum Beispiel *age* oder *(dis)ability* lassen sich mit Hilfe der Linse Sport vortrefflich in ihrer Wirkmacht untersuchen.

Dieses Ineinandergreifen von Sport, Körperlichkeiten, Identitätsbildungen und deren soziokulturell ordnungsstiftende Mechanismen und Funktionen stehen im programmatischen Kern einer Körper- und Kulturgeschichte des Sports, die auf diese Weise zeigen kann, wer in modernen Gesellschaften wie und warum auf soziale, ökonomische, politische und kulturelle Ressourcen zugreifen und an Gesellschaft partizipieren konnte und wie Sport diese Partizipationsmöglichkeiten regulierte. „Sporthistorische Körpergeschichte“, so hat es auch Bernd Wedemeyer-Kolwe formuliert, „hält sich somit neben traditionellen sportgeschichtlichen Themen auf“ (2010a: 104). Im Vergleich zur sozial- bzw. gesellschaftsgeschichtlichen Herangehensweise verschieben sich bei einem solchen Vorgehen Perspektiven und Wertigkeiten: Bedeutung innerhalb sportlicher Bewegung zu suchen und zu analysieren heißt, diese Bewegungen selbst ernster zu nehmen, als dies bislang geschehen ist. Sie sind „gleichberechtigter Produzent – nicht nur Verstärker – von Identitäten, [sie sind] Erzeuger – nicht nur Vermittler – von Norm- und Wertsystemen“, wie es Marschik formuliert hat (2007: 109). Dabei sind sich sportlich bewegend Körper nicht allein Flächen von Ein- und Zuschreibungen von außen, sondern immer auch performativ Produzenten von Eigen-Sinn, Wandel und Widerstand. Dies gilt umso mehr, wenn man diese Sport treibenden Körper im Zusammenhang mit den mannigfaltigen Technologien, Geräten und Medien in Verbindung sieht, die sie notwendig umgeben und die ganz wesentlich Teil ihrer Performativität und deren Sichtbarkeit sind. Statt einer vermeintlich natürlichen Grenze von Körper und Maschine das Wort zu reden, wären die komplexen und uneindeutigen Prozesse von Bedeutungskonstruktion in den Blick zu nehmen, welche im Zusammenspiel von Körpern mit ihrer dinglich-medialen Umwelt stattfinden.

Damit öffnet sich der Begriff von Sport, der nun neben von Regeln geleitetem Wettkampf (sowie das in seinem Umfeld platzierte Training und sonstigen Handlungen) auch verwandte Phänomene von Bewegungskultur in den Blick nehmen kann – das einsame Hanteltraining oder die Kniebeugen am offenen Fenster. Sport und

Bewegungskultur als Teile gesellschaftlicher Optimierungsgebote zu lesen, als biopolitische Strategien bei der Herstellung ‚gesunder‘, ‚wertvoller‘ Kollektivkörper, aber auch als eigenwillige oder widerständige, alle Regulierungsbemühungen unterlaufende Praktiken, kann als die gegenwärtig wohl wichtigste Forschungsrichtung angesehen werden. Sportgeschichte wird so erstens Teil einer umfassenden Genealogie moderner Körper, die ihren Ausgangspunkt gar nicht zwingend beim Sport im engeren Sinne nehmen muss, wie Jürgen Martschukat in einem Aufsatz zeigt, der sich mit Büroangestellten zu Beginn des 20. Jahrhunderts und der Forderung nach deren körperlicher Fitness befasst. (Martschukat 2011; vgl. auch Henne 2015). Zukünftige Untersuchungen sollten kenntlich machen, dass es sich dabei vorzugsweise um „westliche“ Körper handelt, deren Genealogie wesentlich von Rassismus und Kolonialismus geprägt ist. Zweitens wird die Sportgeschichte durch einen solchen Zuschnitt Baustein einer Geschichte der Gegenwart (Foucault), die relevante Erkenntnisse und Instrumente für aktuelle politische und soziale Auseinandersetzungen bereitstellt. Körpergeschichte nimmt teil an der gegenwärtigen Thematisierung des Körpers als sich beständig veränderndes Projekt. Das historische Argument bleibt darin von besonderem Wert.

Die Sport treibenden Körper in den Cultural Studies

Während körperhistorische Perspektiven auf Sport sich erst in den letzten Jahren neben traditionelleren Sportgeschichten etablieren konnten, stellt sich die Auseinandersetzung mit Sport treibenden Körpern in den Cultural Studies anders dar. Derlei Arbeiten können dort auf eine inzwischen deutlich längere Tradition zurückblicken, sie waren und sind eng mit Theoriedebatten verzahnt und haben zwischenzeitlich klar erkennbare Spezialisierungen erfahren.¹

Erste Impulse in Richtung einer Akzentuierung von Körpern und ihrer Praktiken kamen aus Großbritannien und den USA und ihre Anfänge sind zeitlich etwa auf die späten 1960er Jahre zu datieren. Die Sport bzw. Sport and Leisure Studies entstanden aus einem Verständnis der weitreichenden sozialen, politischen und kulturellen Bedeutung des Phänomens Sports für eine zumeist an der Gegenwart orientierten Gesellschaftsanalyse (vgl. bspw. Birrell 2006).

1 Der nachfolgende Abschnitt ist teilweise dem Beitrag Fenske u. Stieglitz 2012 entnommen.

In den zahlreichen Darstellungen zur Entwicklung dieser Sport Studies, darauf hat Cheryl Cole aufmerksam gemacht, findet sich nach wie vor immer wieder die Rede von deren ‚Körperlosigkeit‘, ihrem Ausblenden der aktiv-körperlichen, ausdrücklich-körperlichen Seite des Sports (Cole 2000). Mit dieser Trope der Abwesenheit oder der Vernachlässigung gehen zwei weitere Beschreibungen einher – dass sich das inzwischen signifikant geändert habe und dass die Körper zuletzt ‚wieder entdeckt‘ worden seien. Und tatsächlich identifizieren diese Texte zahlreiche ‚Vorbilder‘, vor allem aus der Soziologie, deren Arbeiten erneut unter Gesichtspunkten von Körperlichkeit und Sport neu zu lesen seien – Max Weber räsonierte über die Ablehnung des Sports im Puritanismus Neuenglands (Weber 1904/05; Ingham 2004), von den bedeutenden Beiträgen Norbert Elias’ oder Marcel Mauss’ ganz zu schweigen (Elias u. Dunning 1982; Mauss 1975) – die Liste der Klassiker ließe sich beliebig verlängern. Andere Autor_innen beziehen sich bei ihren Arbeiten indes eher auf eine heterogene Gruppe von zum Teil aktuelleren Theoretiker_innen, die (unvollständig in alphabetischer Reihung) Jean Baudrillard, Susan Bordo, Judith Butler, Pierre Bourdieu, Michel de Certeau, Gilles Deleuze, Michel Foucault, Antonio Gramsci, Jack Halberstam, Donna Harraway, Eve K. Sedgwick und viele weitere umfasst. Diese Aufzählung enthält auch und gerade die Namen queer-feministischer Autor_innen, denn es waren auch in den Sport Studies insbesondere von ihnen entwickelte und vorgeschlagene Theorien, die Dynamisierung und Innovation deutlich vorantrieben (Hargeaves u. Vertinsky 2007; Diketmüller 2009). Quantitativ dominant sind indes nach wie vor Arbeiten, die sich entweder an Ideen Michel Foucaults – Disziplinierung, Normalisierung, Subjektkonstitution – oder aber an denen Pierre Bourdieus – feine Unterschiede, Habitus, Feld – orientieren.

Die an den Cultural Studies ausgerichtete Sportforschung hat ihren ‚body turn‘ mehr als nur eingeleitet – programmatisch zum Ausdruck gebracht im Titel Robert Gugutzers Anthologie, die dieser Wende aber auch eine zusätzliche, eher klassisch soziologisch argumentierende Drehung mit auf den Weg gibt (Gugutzer 2006a). In seiner Einleitung artikuliert Gugutzer ein heftiges Unbehagen mit dieser geschilderten, gegenwärtig so prägenden Richtung der die Körper thematisierenden Cultural Studies: Ihr fehle es an Leiblichkeit. In seinem Programm einer phänomenologisch orientierten Körpersoziologie und der Betonung einer Dualität von Körper und Leib lässt er sich von den Gedanken Helmuth Plessners sowie Hermann Schmitz’ inspirieren. (Plessner 1975; Schmitz 1992) Sport, so Gugutzer, ist ein fundamental körperbasierter Sozialbereich und eigne sich in besonders guter Weise dazu, die

bisherige „no sport-Mentalität der Körpersoziologie“ in seinem Sinne zu überwinden. (Gugutzer 2006b; siehe auch ders. 2004)

Uns scheint hier ein eklatantes Missverständnis vorzuliegen. Vielleicht ist das Biologische in den sozial-konstruktivistischen Arbeiten (zu) gering geschätzt worden, zu oft ausgeklammert worden, doch auch ein (wieder) biologischerer Körper wird in zukünftigen Kulturwissenschaften nicht wieder als stabil oder essentiell zu denken sein. Dazu hat eine Vielzahl von sportsoziologischen und sporthistorischen Arbeiten beigetragen, welche versuchen, die Materialität der Körper wieder zu betonen, ohne dass das notwendig biologisch ist. (Woodward 2009)

Insgesamt haben sich die an den Cultural Studies orientierten Sportforschungen und diejenigen aus den Geschichtswissenschaften in den letzten Jahren spürbar aneinander angenähert, und die Bezugnahme auf Körper und Praktiken spielte dabei eine ganz wesentliche Rolle. Nichts desto trotz sind inhaltliche Felder bzw. Theoriedebatten zu konstatieren, die bislang in der historischen Sportforschung nur wenig aufgenommen wurden und in denen die Cultural Studies ‚weiter‘ sind. Wir möchten an dieser Stelle insbesondere zwei solcher Aspekte betonen, auch weil sie von den Texten dieses Themenhefts mit angesprochen werden.

In diesem Zusammenhang ist zum einen der in sportwissenschaftlichen Cultural Studies deutlich sichtbarere Bezug auf Queer Theories zu nennen. Während in vielen körperhistorischen Studien nunmehr intersektionale Analysen die notwendige mehrfache Relationalität von *gender*, *race*, *class* und anderen Kategorien unterstreichen, stellen mehr und mehr gegenwartsorientierte Arbeiten die Relevanz der kategorialen Zusammenhänge insgesamt in Frage; sie werden in diesem Sinne transsektional. Hier ist zum einen an das Konzept von *female masculinity*, wie es Jack Halberstam theoretisiert hat, zu denken, das ein scheinbar natürliches Verständnis von Maskulinität als Synonym für den männlichen Körper und den Mann ins Wanken bringt (Halberstam 1998). Wichtig sind hier aber auch die Einflüsse aus dem Bereich der (Dis)Ability Studies, die zunehmend Fragen von körperlicher Leistung und Befähigung aus einer allzu starren Matrix der Kategorien herauslösen (Wedemeyer-Kolwe 2010b; Howe 2013; Sparkes u.a. 2014).

Auch in ihren medientheoretischen Herangehensweisen können die körperhistorischen Arbeiten in ihrem dialogischen Verhältnis zu den kulturwissenschaftlichen Sportstudien noch ‚lernen‘. Fragen nach dem Zusammenhang von materiellem Körper, Repräsentation und Bedeutungskonstruktion, nach dem Zusammenspiel von Körpern und

ihrer dinglich-medialen Umwelt werden in eher gegenwartsorientierten Arbeiten konsequenter verfolgt. Sport treibende Körper werden hier als immer schon medial geformte Einheiten gedacht, deren Analyse letztlich immer auch Medienanalyse sein muss. Beispielhaft entwickelt wird diese Herangehensweise etwa in einem von Felix Axster, Jens Jäger, Kai Marcel Sicks und Markus Stauff herausgegebenen Sammelband, der auch einige historische Beiträge umfasst (Axster u.a. 2009). Wichtig daran ist nicht zuletzt, dass über solche Perspektiven neben den Athlet_innen selbst auch das unterschiedliche Publikum des Sports mit in den Blick gerät, die Sport treibenden ebenso wie die Sport konsumierenden Körper in ein bedeutungsvolles Verhältnis zueinander gesetzt werden.

Die Beiträge dieses Themenhefts

Die in diesem Themenheft von *Body Politics* versammelten Beiträge zu Sport und Körpern veranschaulichen zusammen genommen sowohl wichtige Trends in Geschichtswissenschaften und Cultural Studies als auch ihre in den letzten Jahren sichtbarer gewordene dialogische Aufeinanderbezogenheit.

Den Auftakt macht ein ‚Klassiker‘, ein Text aus dem Jahre 1998, der bei seinem Erscheinen für große Aufmerksamkeit sorgte, im deutschsprachigen Raum indes kaum wahrgenommen wurde. **Synthia Sydnors** ‚postmoderne‘ Kulturgeschichte des Synchronschwimmens, die wir hier mit freundlicher Genehmigung der Autorin sowie des *Journal of Sport History* nachdrucken, verstört zunächst ganz bewusst durch seine poetisch-performative Struktur. Dadurch gelingt es Sydnor in besonderer Weise, Sportgeschichtsschreibung in ihrem bedeutungstragenden Konstruktionscharakter offenzulegen. Darüber hinaus markiert der Text eine frühe (und gerade durch sein *queeres* Format auffällige) Akzentuierung des Körpers als wesentlichen Referenzpunkt für jede sporthistorische Kulturgeschichtsschreibung.

Im Anschluss dokumentieren wir ein Interview, das wir mit der Kultur- und Medienwissenschaftlerin **Karin Harrasser** geführt haben. Unser Ziel war es, durch die Wahl dieser Textform den gewünschten Dialog zwischen Geschichtswissenschaften und Cultural Studies zuzuspitzen. In ihrem Buch *Körper 2.0* (2013) greift Harrasser die Debatte über Oscar Pistorius und das *body enhancement* auf. Wir haken an dieser Stelle ein und bitten die Autorin, ihre Perspektive zu historisieren und so den Transfer zwischen den akademischen Traditionen anzufachen.

Zwei weitere Beiträge können beispielhaft für die gegenwärtige kultur- und körperhistorische Entwicklung der Sportgeschichtsschreibung stehen, die von einer engen Wechselbeziehung zu kulturwissenschaftlicher Theoriebildung profitieren. **Jörn Eiben** bezieht sich dabei auf die aktuellen Debatten zu einer Visual History und untersucht, wie das Fußball spielende Subjekt in Deutschland im frühen 20. Jahrhundert ins Bild gesetzt wurde. In seiner Analyse von Abbildungen in frühen Fußball Lehrbüchern und anderen Publikationen kann Esch deutlich machen, in wie weit die Vermittlung sportspezifischen Wissens zum einen zwingend an die Visualisierungen von Praktiken und Techniken gekoppelt war und diese zum anderen stets hochgradig kontrovers und umstritten waren. Bildpolitiken waren in diesem Sinne sehr aktiv an der Verbreitung und Popularisierung von Sport.

In seinem Beitrag zu afroamerikanischen Leichtathletinnen in den USA der 1930er und 1940er Jahre verfolgt **Christian Orban** eine intersektionale Analyse Sport treibender Körper unter einer ausdrücklich rassistischen Gesellschaftskonstellation. Der Autor arbeitet heraus, wie die jungen Frauen des *Tuskegee Institute* in Alabama durch angeleitetes Training und durch Wettkämpfe nicht allein überaus erfolgreiche Athletinnen, sondern darüber hinaus auch in eine funktionale schwarze Subjektposition erhoben wurden. Allerdings unterstreicht Orban auch die Komplexität der damaligen Körperregulierungen, die auch immer wieder Raum für unangepassten Eigensinn boten.

Ein fünfter Beitrag zeigt wie – umgekehrt – die gegenwartorientierte Sportforschung von einer ausdrücklichen Historisierung profitieren kann. **Markus Stauff** widmet sich in seinem Text einem vieldiskutierten Sportereignis, Muhammad Alis so genanntem ‚phantom punch‘ in einem Boxkampf gegen Sonny Liston (1965). Stauff beleuchtet dabei aus einer medientheoretischen Perspektive die Rolle, welcher der damals neuen filmischen Technologie der Zeitlupe zukam, um Alis Aufsehen erregenden Gewinnschlag zu sehen und ihn zu verstehen, ihn in eine dichte bedeutungstragende Narration zu überführen. Der Text stellt dabei die Zentralität des Körpers im Sport zur Diskussion und unterstreicht den prägende Charakter seiner medialen Inszenierung.

Ein weiterer Text fokussiert die angesprochene Relevanz von Queer Theories für die am Körper interessierte Sportforschung. Dabei untersuchen auch **Friederike Faust** und **Corinna Assmann** Bilder, diesmal aufgenommen während eines Frauenfußballturniers. Ausgehend von der These einer ‚Feminisierung des Frauenfußballs‘ fragen die beiden Autorinnen danach, wie sich die Körper der aktiv Sport treibenden Frauen heteronormativen Zuschreibungen zu entziehen vermögen. Sie

lenken so einen Fokus auf die Instabilität, Fluidität und Kontingenz vieldimensionaler Geschlechtsidentitäten, die sich auch durch die hegemoniale (Bild)Politiken von Verbänden und Marketingfirmen nicht einhegen lassen.

Ein letzter Beitrag schließlich rundet die Argumentation des Themenhefts insgesamt ab und greift die in den anderen hier versammelten Essays aufgeworfenen Verunsicherungen auf. **Kathrin Zenders** kulturwissenschaftliche Analyse medizinisch vergeschlechtlichter Frauenkörper verweist dabei weit über eine Kritik am *gendered* und *sexed* System des Sports hinaus. Vielmehr mündet ihre Diskussion um Sportkörper einerseits und Geschlechterkörper andererseits in ein Denkmodell, das die Frage nach der (Ein)Ordnung von Körpern im und durch Sport in eine neue Richtung lenkt.

Literaturverzeichnis

- Axster, Felix, Jens Jäger, Kai Marcel Sicks u. Markus Stauff (2009) (Hg.): *Mediensport. Strategien der Grenzziehung*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Balbier, Uta Andrea (2005): „Spiel ohne Grenzen“. Zu Stand und Perspektiven der deutschen Sportgeschichtsforschung, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 45, 585-598.
- Bass, Amy (2012): State of the Field. Sports History and the „Cultural Turn“, in: *Journal of American History* 101 (1), 148-172.
- Birrell, Susan (2006): ‚Sport and Sport Studies‘, in: Chris Rojek, Susan Shaw u. Tony Veal (Hg.), *The Handbook of Leisure Studies*. London: Palgrave Macmillan, 335-353.
- Cahn, Susan (2014): Turn, Turn, Turn: There Is a Reason (for Sports History), in: *Journal of American History* 101 (1), 181-183.
- Cole, Cheryl L. (2000): Body Studies in the Sociology of Sport: A Review of the Field, in: Jay Coakley, u. Eric Dunning (Hg.), *Handbook of Sports Studies*. London: Sage, 439-460.
- Cowan, Michael u. Kai Marcel Sicks (Hg.), *Leibhaftige Moderne. Körper in Kunst und Massenmedien 1918 bis 1933*. Bielefeld: transcript.
- Diketmüller, Rosa (2009): Macht- und Genderdiskurse in Bewegungskulturen, in: Matthias Marschik u.a. (Hg.), *Sport Studies*. Wien: facultas, 85–98.
- Eisenberg, Christiane (1999): „English Sports“ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800-1939. Paderborn: Schöningh.
- dies. (2010): Sportgeschichte und Gesellschaftsgeschichte, in: Michael Krüger u. Hans Langenfeld (Hg.), *Handbuch Sportgeschichte*, Schorndorf: Hofmann-Verlag, 96-103.
- Elias, Norbert u. Eric Dunning (1982): *Sport im Zivilisationsprozess*. Hg. v. Wilhelm Hopf. Münster u.a.: Lit Verlag.
- Fenske, Uta und Olaf Stieglitz (2012): Sport treiben, in: *What can a body do? Praktiken und Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften*. Hg. v. Netzwerk Körper in den Kulturwissenschaften. Frankfurt a.M. u. New York: Campus, 111-126.
- Fleig, Anne (2008): *Körperkultur und Moderne. Robert Musils Ästhetik des Sports*. Berlin u. New York: de Gruyter.
- Gernandt, Michael (2014): Er und sie in einer Person. Die Olympiasiegerin Stella Walsh war ein Mysterium ihrer Zeit – ein Dokumentarfilm befasst sich mit ihrem Doppelleben, in: *Süddeutsche Zeitung*, 16. Mai 2014, 37.

- Gugutzer, Robert (2004): *Soziologie des Körpers*. Bielefeld: transcript.
- ders. (2006a): *Body Turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld: transcript.
- ders. (2006b): Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung, in: ders. (Hg.), *Body Turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld: transcript, 9-53.
- Gunkel, Henriette (2012): *Queer Times Indeed?* Südafrikas Reaktionen auf die mediale Inszenierung der 800-Meter-Läuferin Caster Semenya, in: *feministische studien* 30 (1), 44-52.
- Halberstam, Jack (1998): *Female Masculinity*. Durham: Duke University Press.
- Hargeaves, Jennifer u. Patricia Vertinsky (2007) (Hg.): *Physical Culture, Power, and the Body*. London u. New York: Routledge.
- Harrasser, Karin (2013): *Körper 2.0. Über die technische Erweiterbarkeit des Menschen*. Bielefeld: transcript.
- Henne, Melanie (2015): *Training Citizenship. Ethnizität und Breitensport in Chicago, 1920-1950*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Hoberman, John M. (2005): *Testosterone Dreams: Rejuvenation, Aphrodisia, Doping*. Berkeley u.a.: University of California Press.
- Horn, Sabine u. Miriam Rürup (2006), Editorial, in: *WerkstattGeschichte* 15 (44), S. 3.
- Howe, P. David (2013): Sport, the Body, and Technologies of Disability, in: David L. Andrews u. Ben Carrington (Hg.), *A Companion to Sport*. Chichester: Wiley Blackwell, 210-222.
- Ingham, Alan G. (2004): The Sportification Process: A Biographical Analysis Framed by the Works of Marx, Weber, Durkheim and Freud, in: Richard Giulianotti (Hg.), *Sport and Modern Social Theorists*. London: Palgrave Macmillan, 11-32.
- Marschik, Matthias (2007): Sport und Sportgeschichte, Identitäten und Populäre / Populäre Kulturen, in: Bettina Kratzmüller u.a. (Hg.), *Sport und Identitätskonstruktion*. Wien: Turia + Kant, 104-116.
- Martschukat, Jürgen (2011): „The Necessity for Better Bodies to Perpetuate Our Institutions, Insure a Higher Development of the Individual, and Advance the Conditions of the Race.” Physical Culture and the Formation of the Self in the Late Nineteenth and Early Twentieth Century USA, in: *Journal of Historical Sociology* 24, 472-493.
- ders. u. Olaf Stieglitz (2012): Sportgeschichte, in: Docupedia Zeitgeschichte, 27. 2.2012, <https://docupedia.de/zg/Sportgeschichte?oldid=81632>.
- Mauss, Marcel (1975): Die Techniken des Körpers. Vorlesung aus dem Jahr 1934, in: ders., *Soziologie und Anthropologie. Band 2: Gabentausch - Soziologie und Psychologie - Todesvorstellung - Körpertechniken - Begriff der Person*. München u. Wien: Hanser, 199-220.
- Meinberg, Eckhard u. Swen Körner (2013) (Hg.): *Doping – Kulturwissenschaftlich betrachtet*. Sankt Augustin: Academia Verlag.
- Pieper, Lindsay Parks (2014): Sex Testing and the Maintenance of Western Femininity in International Sport, in: *International Journal of the History of Sport* 31 (13), 1557-1576.
- Ritchie, Ian (2003): Sex Tested, Gender Verified: Controlling Female Sexuality in the Age of Containment, in: *Sport History Review* 34, 80-98.
- Schultz, Jaime (2014): *Qualifying Times. Points of Change in U.S. Women's Sport*. Urbana u.a.: University of Illinois Press.
- Scraton, Sheila u. Anne Flintoff (2013): Gender, Feminist Theory, and Sport, in: David L. Andrews u. Ben Carrington (Hg.), *A Companion to Sport*. Chichester: Wiley Blackwell, 96-111.

20 Henriette Gunkel/Olaf Stieglitz

- Sparkes, Andrew C.; James Brighton u. Kay Inckle (2014): Disabled Sporting Bodies as Sexual Beings. Reflections and Challenges, in: Jennifer Hargreaves und Eric Anderson (Hg.): *Routledge Handbook of Sport, Gender and Sexuality*. London u. New York: Routledge, 179–188.
- Stieglitz, Olaf, Kirsten Heinsohn u. Jürgen Martschukat (2009): Sportreportage. Sportgeschichte als Kultur- und Gesellschaftsgeschichte, in: H-Soz-u-Kult, 28.05.2009, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2009-05-001>.
- Vertinsky, Patricia (2006): Time Gentlemen Please: The Space and Place of Gender in Sport History, in: Murray G. Phillips (Hg.), *Deconstructing Sport History. A Postmodern Analysis*. Albany: SUNY Press, 227-243.
- Villa, Paula-Irene (2008): *Schön normal. Manipulation am Körper als Technologien des Selbst*. Bielefeld: transcript.
- Weber, Max (1904/05 [2004]): *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. München: Beck.
- Wedemeyer-Kolwe, Bernd (2010a): Körpergeschichte, in: Michael Krüger u. Hans Langenfeld (Hg.), *Handbuch Sportgeschichte*. Schorndorf: Hofmann-Verlag, 104-113
- ders. (2010b): Behindertensportgeschichte. Das Beispiel Nationalsozialismus, in: Elisabeth Bösl, Anne Klein und Anne Waldschmidt (Hg.), *Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung*. Bielefeld: transcript, 193–209.
- Wiederkehr, Stefan (2009): "We Shall Never Know the Exact Number of Men who Have Competed in the Olympics Posing as Women": Sport, Gender Verification and the Cold War', in: *International Journal of the History of Sport* 26 (4), 556-572.
- ders. (2012): Jenseits der Geschlechtergrenzen. Intersexuelle und transsexuelle Menschen im Spitzensport, in: *feministische studien* 30 (1), 31-43.
- Woodward, Kath (2009): *Embodied Sporting Practices. Regulating and Regulatory Bodies*. London/New York: Palgrave Macmillan.

Henriette Gunkel, Kontakt: [h.gunkel \(at\) gold.ac.uk](mailto:h.gunkel@gold.ac.uk), Goldsmiths, University of London
Olaf Stieglitz, Kontakt: [olaf.stieglitz1 \(at\) uni-koeln.de](mailto:olaf.stieglitz1@uni-koeln.de), Universität zu Köln

A History of Synchronized Swimming¹

Synthia Sydnor

Proem²

*No fish, no fowl, nor other creature
whatsoever that hath any living or
being, wither in the depth of the sea
or superficies of the water, swimmeth
upon his back, man only excepted.*³

From articles-fragments-scrounging-primary evidence-sources-references-facts-propaganda⁴ (the above quotation dated 1595 is the earliest of my fragments), I assemble here a history of synchronized swimming, or at the least, I compose an essay in which I ponder synchronized swimming at the same time as I tread against the flow⁵ of the established methodology of “sport history”

Historians take unusual pains to erase the elements in their work which reveal their grounding in a particular time and place, their preferences in a controversy – the unavoidable obstacles of their passions. ... The genealogist ... must be able to recognize the events of history, its jolts, its surprises, its unsteady victories and unpalatable defeats – the basis of all beginnings, atavisms and heredities. ... Genealogy does not resemble the evolution of a species and does not map the destiny of a people. [It] identif[ies] the accidents, the minute deviations – or conversely – the complete reversals – the errors, the false appraisals, and the faulty calculations that gave birth to those things that continue to exist and have value for us.⁶

On genealogy, historical methodology, “items” and “pondering,” I am influenced by Walter Benjamin. Benjamin insisted, “I have nothing to say, only to show.”⁷ Benjamin kept thousands of word passages, poetry pieces and “wish images” that he juxtaposed, fit, and disassembled to archive the arcades of the world through which he wandered. In her vast study of Benjamin, Susan Buck-Morss describes this project of Benjamin:

The case of the ponderer is that of the man who already had the resolution to great problems, but has forgotten them. And now he ponders, not so much about the thing as about his past meditations over it. The thinking of the ponderer stands therefore in the sign of remembering. . . . The memory of the ponderer holds sway over the disordered mass of dead knowledge. Human knowledge is piecework to it in a particularly pregnant

sense: namely as the heaping up of arbitrarily cut up pieces, out of which one puts together a puzzle. [. . .] The allegorist reaches now here, now there, into chaotic depths that his knowledge places at his disposal, grabs an item out, holds it next to another, and sees whether they fit; that meaning to this image, or this image to that meaning. The result never lets itself be predicted; for there is no natural mediation between the two.⁸

I humbly create my history of synchronized swimming to be Benjaminian.

Keywords⁹

IOC; US Olympic Synchro Team; 40-year struggle to gain recognition; Eastern Bloc disapproval; Tracy Ruiz; gold medal possibilities; hard work paying off; poetry in motion-beauty-elegance-music-culture-athleticism; limits undefined.

And, beyond this, there is all the symbolism of swimming – its imaginative resonances, its mythic potentials.¹⁰

Origin of Synchronized Swimming

The first tableau. The first tableau was the opening for doorways and windows. Paul Virillio notes that to understand the first tableau, we would have to try to return to the visual unconscious, to the nature of opening and closing.¹¹

Although my primary evidence never mentions origins, tableaux or essences, what I really wonder about is the form and essence of synchronized swimming, the history of the making and the naming of that essence. I would like to claim that in its practices and intentions, synchronized swimming has always been the same: a work of art in water. Because it is art, the life in synchronized swimming (the swimmers) must appear as if they are frozen in a moment, “spellbound.”¹² The performance – all performance – must be framed – by time, by a televisual screen, a pool, the water and so on. The exemplar of this framing in terms of synchronized swimming conceivably occurs at the end of the second part of Leni Riefenstahl’s *Olympia (Festival of Beauty)*, which shows a montage of synchronous divers, summarizing all of the West’s framing notation-obsession

At least half the material for this sequence was shot after the competition – some of the dives are clearly made in an empty stadium. After a while the angles become more extreme, the editing more abstract. Divers dive, but do not fall. There are at least two

shots played in reverse. Bodies fall through the air; other bodies spin and rotate, timelessly, as though defying gravity. The last few divers never reach the water, left in the air performing their gyrations.¹³

As it may be, the prototype of synchronized swimming of modern times could be forwarded as the synchronized swimming sequence from the 1984 George Butler film *Pumping Iron II The Women*.¹⁴ In the synchronized swimming series of shots, the Miss Olympia body-building contestant, Carla Dunlap, is centered alone in a neoclassical geometric-design-painted swimming pool that is bordered by faux Greek and Roman statuary (i.e., the Nike of Samothrace). She dances a gracefully slow synchronized swimming routine that mirrors the posing routine she later performs on stage to win the contest. The camera angles exclusively on severe closeups of the swimmer's arms, hand, goggled face, crotch, and sole of the foot, calling attention not only to the abstractions of femininity/ muscularity that are posed throughout the film (i.e., "a woman is a woman and she should look like a woman"; "you can create a beautiful feminine body with body building"; "I hope they [the judges] stick with the feminine look"), but also to the binary of race when the camera consciously pans to the white sole of Dunlap's black foot during the synchronized swimming routine.

After all, I decide to mark synchronized swimming as a glorious tableau vivant, the archetype of which must be Hollywood's¹⁵ choreography of Esther Williams' 1950s movies¹⁶ *Million Dollar Mermaid*, *Dangerous When Wet*, *Bathing Beauty*,¹⁷ and *Neptune's Daughter*¹⁸ – lavish smoke and water spectacles of swimming synchronicity. These filmic depictions of synchronized swimming¹⁹ transcend anything that the Olympic Games have ever produced. Or, maybe not ... Coca Cola advertisements showcasing musician Robert Palmer and back-up synchronized swimmer-models-singers, as well as various MTV videos that incorporate synchronized swimming into their art, are quite marvelous tableaux, too.

But for now, dive into *my* narrative tableau of a history of synchronized swimming. You can swim in circles, above and below, without having to gulp a linear argument.

Definition

"Synchronization: art of becoming one with the other and with the music."²⁰ Or, as Walter Benjamin would say, "Making gestures quotable."²¹ Or, Arthur and Marilouise Kroker's dialogue recounting *Swimmer and Sun*, a painting by Alex Colville that depicts a swimmer's

head, face-on just breaking the surface of water backgrounded by a fluorescent sun, as the definition of synchronization:

... the head only breaks the surface of the water to announce the bleak truth of the future of the virtual head ... here there is no communication, only the floating eye as a liquid sign of the virtual body's disappearance into an optical after-effect. No social solidarity ... And certainly no memory, since the silencing of the mouth intimates the suffocation of the fleshly body below the plane of the water.²²

Or, Giorgio Agamben's passage from *The Coming Community* to stand as the definition of synchronization:

What was technologized was not the body but its image. Thus the glorious body of advertising has become the mask behind which the fragile, slight human body continues its precarious existence, and the geometrical splendor of the "girls" covers over the long lines of the naked anonymous bodies in the camps, or the thousands of corpses mangled in the daily slaughter on the highways.²³

Yet, these dystopian definitions are too nihilistic for me. I like synchronized swimming!

Literature Review

*(to know all that is here:
all is here, even the gods
who have climbed out of their forms to reproduce and be
smelled touched, tasted, seen –
...
silent themselves as great opened books
with all the seductive powers words dryly mimic the names you
give enclose stale air
but their documents of cells breathe life still you may bear new
music
in each limitation, each bound name
for it will propagate a thing.)*²⁴ (italics mine)

Synchronized swimming "not of American origin. Germany had floating competitions for years; England held group swimming galas; Canada held Annual Championship of Ornamental Swimming. ... But, competition did originate with us in the United States."²⁵ In 1923 Katherine Whitney Curtis founded the first synchronized swimming club called the "Tarpon Club" and later the "Century of Progress Modern Mermaids Club" at the University of Chicago.²⁶ Whitney Curtis recounts:

My interest in stunt swimming originated in 1915 while I was a student at the University of Wisconsin under ... Coach Joe Steiner. I was a graceful versatile swimmer, but had neither the speed nor the interest necessary for competitive swimming. Stunts ... were a challenge to me ... stimulated my imagination. I started one of the first, if not the first of the College Women's swimming clubs, the Tarpon Club. While working with this group the ballet or synchronized type of performance was developed. ... we added music to group swimming. ... At first this music was merely an accompaniment but later the movements in the water were synchronized exactly with the beat and measure of the music just as one would synchronize dance steps.²⁷

Origins

Origin of the term "synchronized swimming": Norman Ross in 1933 at the Century of Progress at Chicago – or, Norman Ross in 1934 at Chicago World's Fair.²⁸ First co-educational Synchronized Swimming Club in the United States, 1938, Wright Junior College, Chicago. First duel meet in synchronized swimming (under leadership of Frank Havlicek), Chicago Teachers College, May 1939.²⁹ Amateur Athletic Union, 1940. Synchronized Swimming Committee of the Central Amateur Athletic Union, 1940. Rules for conducting synchronized swimming meets, descriptions of, and "difficulty multiples," first found in Amateur Athletic Union Swimming Handbook, 1941.³⁰ Ballet and duet competition.³¹ Competitive sport since 1946. Introduced to Pan American Games in Buenos Aires in 1951.³² Recognized "internationally," 1952.³³ First synchronized swimming symposium, 1955, University of Michigan.³⁴ The Olympic Training Center at Squaw Valley is made available to individuals and groups interested in advanced skill development, May 1979.³⁵ European Championships, 1977.³⁶ Solo, 1984. Duet, 1987. Team, 1996. Technical-artistic-water-minimum 9 feet deep- three and a half to five minute performance-hold your breath that long.³⁷

A University of Wisconsin master's degree student has already written *The History of Synchronized Swimming*, in 1956.³⁸ For the next twenty years, Beulah Gundling filled in the missing pieces – *Dancing in the Water; Fun with Aquatic Figure Variations; Aquatic Enchainements and Petite Compositions; The Aquatic Art Book of Water Shows; and Creative Synchronized Swimming*.³⁹ She also formed the International Academy of Aquatic Art.⁴⁰ The North American Society for Sport History's (NASSH) Betty Spears contributed, too – she gave us *Fundamentals of Synchronized Swimming* in three editions (1950, 1958 and 1966).⁴¹ For an update on the historical truth about synchronized swimming, see *The Athlete's Handbook / United States Synchronized Swimming, Inc.*, 1996.⁴²

Also Known As

Water ballet, ornamental swimming, water acrobatics, water show, water pageant,⁴³ aquatic art,⁴⁴ aquacades,⁴⁵ syncro.⁴⁶

Scoring

135 recognized figure⁴⁷ with difficulty ranging from 1.1 to 2.4.⁴⁸ Execution-synchronization⁴⁹-difficulty-confidence-poise-timing-height-stability-control.⁵⁰ Points awarded, 0-10.⁵¹

*The validity of two subjective approaches to judging in synchronized swimming were examined through a multitrait-multimethod matrix. Results indicated that judging panels tended not to differentiate between execution.*⁵²

Type of Meet

Intermediate, Senior, Midwestern, Invitational, Association Meet, North Zone Championships, Junior Nationals, Jantzen U.S. Nationals.⁵³

The History of the Science of Synchronized Swimming⁵⁴

“Archimedes’ Principle of Buoyancy”; “Newton’s Law of Inertia”; “Newton’s Law of Acceleration”; “Newton’s Law of Action and Reaction”; “Center of Gravity”; “Center of Buoyancy”; “Static Equilibrium in the Water”; Bernoulli’s Principle;⁵⁵ “Hydrostatics”; “Fat and Air”; “Water Pressure,” “Ear Trouble,” “Anatomical Differences”;⁵⁶ “Theoretical Square Law”;⁵⁷ Labanotation;⁵⁸ Sports Medicine.⁵⁹

*The memory of water along with the indivisibility of particles and the black hole hypothesis (there being a secret correspondence between all these things) is the greatest gift science has made to the imagination in recent times. Even if this remains eternally improbable, it is true, from now on, as a metaphor of the mind.*⁶⁰

Synchronized Swimming Competition Themes

Patriotism, travel, water stories, festivals,⁶¹ fairy tales, music, seasons, weather, daytime, nighttime, representative groups in the United States, cities, circus,⁶² “The Happy Japanese Hunter,” “Join the Navy and See the World,” “The Sultan’s Pearl,” “Wet Spots in History,” “Santa Claus’ Visit to Waternymphia,”⁶³ “Altar Boy”⁶⁴ “Deep in the Heart of Texas,” “In the Shadow of the Sphinx,” “Anna in Siam,” “Me and My Shadow,”⁶⁵ “The Four Seasons,” “Reenactment of the Kobe Earthquake,” “Fantasia on Orchestra,”⁶⁶ and, finally, the Holocaust (at the 1996 Summer Olympic Games, the French Olympic synchronized swim team performance alluded to the Holocaust in its routine).⁶⁷

Oral History

“We’re forming patterns and moving together, so we all have to be doing exactly the same thing at the same time. . . Pretty much we all even have to breathe together.”⁶⁸

“The smiles on their faces, their hair neatly tucked under a beautifully designed water-proof sequin hat, and the synchronicity of movements you have taught them makes the whole process worthwhile.”⁶⁹

*Heart rates were recorded by radiotelemetry in ten elite and national-class synchronized swimmers as they performed competitive figures of high degrees of difficulty. The focus was on changes in heart rates and electrocardiogram patterns for each body position, especially those requiring facial immersion and breath-holding.*⁷⁰

Fin de Millennium Synchronized Swimming

– Donald Chu is the 1996 Olympic Syncro Team’s strength trainer.⁷¹ Chu brags, “We keep the team working at an anaerobic threshold of 160-180 heartbeats a minute. ... We keep them working fast and hard. ... The goal is to build ‘six packs,’ the seriously developed washboard abdominals of magazine cover fame, to serve as another kind of unheralded base.”⁷²

– In July 1996, US Olympic team synchronized swimmers Nathalie Schneyder and Margo Thien posed nude for *Life* magazine’s study of the muscles of Olympic athletes. I download the 482x360 pixel image at <http://gro-system.gsfc.nasa.gov/images/swimming.jpg> and make it into

a slide using PowerPoint software. These photos are surely pinups, but they are not unique to this photographic genre. All of the synchronized swimmers' photos that I lay bare on the WWW duplicate the stance and look of the centerfold.⁷³

- Anna Kozlova, 1992 Russian synchronized swimming team: gold medals in team, duet and individual competition.
- Bill Mays made Olympic history when he competed at the Jantzen National Synchronized Swimming Championships in Indianapolis on April 24- 28, 1996. He trains with the Santa Clara Aquamaids.⁷⁴
- Synchronized Swimming is chartered as an all-female sport at the Olympic level.⁷⁵
- Extraordinary comedic synchronized swimming routines were aired as “Saturday Night Live” and Jay Leno skits.⁷⁶
- 98,300 sites match my WWW “Tracy Ruiz” search. 319,732 sites match my “synchronized swimming” search.
- I visit a WWW video room of Japanese synchronized swimming⁷⁷ at the University of Tsukuba. I download the movie, then peek into the “swimmers” and “coaches” “rooms.” All filled with conversation about training the body, waterproof make-up, hair plaster, perpetual smiles, secret routines. These are now my primary sources, all sites where history is being made, sites of the coming community.⁷⁸ I link to synchronized swimmers' WWW pages from Finland, Canada, Belgium, Italy, Russia, France, Mexico, China, Cincinnati, Troy, Tualatin, Kortrijk, Ottawa and Tucson.⁷⁹

“Truth”⁸⁰

*There is an essential rightness about swimming, as about all such flowing and, so to speak, musical activities. And then there is the wonder of buoyancy, of being suspended in this thick, transparent medium that supports and embraces us.*⁸¹

*Truth is to be understood as a system of ordered procedures for the production, regulation, distribution, circulation and operation of statements. ... Truth is linked in a circular relation with systems of power which produce and sustain it, and to effects of power which induces it and which extends it. A ‘regime’ of truth.”*⁸²

*One can move in water, play with it, in a way that has no analogue in the air. One can explore its dynamics, its flow, this way and that: one can move one's hands like propellers or direct them like little rudders; one can become a little hydroplane or submarine, investigating the physics of flow with one's own body.*⁸³

Finale

Reason, empiricism, progress, toleration, freedom, secularism, America, streamlining, weightlessness, assembly lines, musealization,⁸⁴ stockpiling,⁸⁵ the spine, the body,⁸⁶ time clocks,⁸⁷ the city, scientific management, travel,⁸⁸ voyeurism, “fear of flesh that moves,”⁸⁹ geometric formations, miniaturization⁹⁰ speed,⁹¹ pornography, flight mime,⁹² the slow motion of film, the actor in front of the camera,⁹³ disciplined bodies, colonialism, binarism, cyborgs, play,⁹⁴ performativity,⁹⁵ gender,⁹⁶ capitalism, violence,⁹⁷ spectacle, celebrity, liminality,⁹⁸ sport history: all are tableaux vivant that frame the inventions, performances and reproductions of modern ways of living in culture. These and more, in the end, are what this essay has been about. This is a history of synchronized swimming. The formations, lines and centerfolds of the essay can also be read synchronously as a description of the academic field/subdiscipline of sport history in North America, and as a history of our times. The keywords of the article that I listed at the beginning of the essay both echo and juxtapose all of the words of this essay’s subsections and finale. They perform a history.

Notes on a Postmodern History of Synchronized Swimming

The oxymoron of “postmodern” “history” notwithstanding, below find my ideas on what would constitute a postmodern history of synchronized swimming:

- not called history; perhaps instead, from Benjamin, ur-⁹⁹ history.
- not a written text, instead performative/virtual: conceivably unrehearsed and/or choreographed theater/dance in style of Merce Cunningham, Samuel Beckett, or Bertolt Brecht’s works. Takes place in zero gravity: water, space and/ or virtual reality.
- in addition to gorgeous and unsurpassed performance, music and synchronicity, perhaps also involve drownings, brandings, bleeding, sex acts.¹⁰⁰
- perchance the synchronized performers are machines with kinesthetic intelligence ...
- totally exotic and new at the same time as being somehow familiar and primal.

Epilogue

Listen to Benjamin's words in his "Theses on the Philosophy of History": "to articulate the past historically does not mean to recognize it 'the way it really was.' (Ranke) It means to seize hold of a memory as it flashes up at a moment of danger."¹⁰¹ This present essay about history and synchronized swimming is one example of a hybrid text that "seizes hold of memory as it flashes up at a moment of danger."

I have directed this written piece to an audience of late twentieth century scholars trained in the so-categorized humanities and social sciences. I would like this essay to count as "sport history."¹⁰² Within our journals and conferences, the art of doing, reporting and becoming sport history requires fluidity and experimentation.

I designate my essay as a modern text with postmodern concerns. My postmodern concerns have first to do with recognizing that history-is-science-is-art. My postmodern concerns are directed also toward illuminating disciplines, such as synchronized swimming and sport history, that Foucault argued "invest, mark, train and torture the body; they force it to carry out tasks, to perform ceremonies, and to emit signs."¹⁰³ The postmodern concerns of this essay have been semiotic: to acknowledge the modern conception that in, through, and out of language we create, discover, invent and signify our world.¹⁰⁴ The postmodern concerns of this essay have been to show how crises of legitimization, representation¹⁰⁵ – authorship – in history, synchronized swimming, and other disciplines may play out in a work such as this. That is, in this essay, I have endeavored to break up form, to imagine, to "display the seams of [my essay's)] construction."¹⁰⁶ The postmodern concerns of this essay have been directed toward illuminating the ongoing production of disciplinary boundaries, to destroying definitional attempts to classify "sport," and to provoking conversations about sport, history and the world as they are, and as they are becoming.

In writing my history of synchronized swimming, I was loyal to the canon of historical methodology and theory, I was true to my grounding in classical source use, I was faithful to observing continuity and change, I was conscious of the complex problems concerning truth, relativism, and representation that are entangled in the practices of being an historian. And out of my allegiance to these things, I re-membered synchronized swimming, producing what I believe is my finest work in the twentieth century discipline-genre known as "sport history."

- 1 Dieser Beitrag erschien erstmals im *Journal of Sport History* 25 (2) 1998, S. 252-267. *body politics* bedankt sich bei Synthia Sydnor sowie Redaktion und Verlag des *Journal of Sport History* für die freundliche Genehmigung zum Nachdruck. Das Layout sowie die Zitierweise des ursprünglichen Texts haben wir beibehalten; einige klar identifizierbare Fehler in den Anmerkungen wurden korrigiert.
- 2 Appreciation to Mel Adelman, Cheryl Cole, Steve Hardy, Nate Kohn, Kyle Kusz, Vicky Paraschak, Bob Rinehart, Ron Smith, Nancy Spencer, Chuck Springwood. I am indebted to Dwight Zakus, who organized the "Method and Methodology in Sport History: Is There Any One Way?" session, May 1997, North American Society for Sport History Conference, Springfield, MA, at which a version of this unpublished paper was first presented. I thank Steve Hardy for reading multiple drafts and providing criticism of great detail of this work.
- 3 Christofer Middleton, "To Turn on the Back," *A Short Introduction for to Learne to Swimme* (London: Edward White, 1595) II 3, reprinted in Nicholas Orme, *Early British Swimming, 55 BC-AD 1719* (Exeter: University of Exeter, 1983) 11-208; quotation, p. 134.
- 4 In the "Method and Methodology in Sport History: Is There Any One Way?" session of the 1997 North American Society for Sport History Conference (see note 1), panel members (Adelman, Hardy, Sydnor, Zakus) representing disparate sport history perspectives each responded to a one-page article, Michael Minich, "Synchronized Swimming," *Olympian* (July 1984): 52, and to the corresponding sport histories created from this article by panel members Sydnor and Zakus.
- 5 For examples of alternative methods of "writing up" sport studies, see especially Robert Rinehart, *Players All: A Search for Authenticity in Twentieth Century Sporting Rituals* (Bloomington: Indiana University Press, forthcoming); Rinehart, "Pentecostal Aquatics: Sacrifice, Redemption, and Secrecy at Camp," in Norman K. Denzin, ed., *Studies in Symbolic Interaction* (Greenwich, CT: JAI Press Inc., 1995), 109-121; Jim Denison, "Sport Narratives," *Qualitative Inquiry* vol. 2 no. 3, (1996): 351-362; Nate Kohn, "Exposed and Basking: Community, Spectacle and the Winter Olympics," *Journal of International Communication* vol. 2 no. 1 (1995): 100-119; Soile Veijola, "Metaphors of Mixed Team Play," *International Review for the Sociology of Sport* vol. 29 no. 1 (1994): 31-50; Sydnor and Nathaniel H. Kohn, "'How do you warm up for a stretch class?' Sub/in/di/verting Hegemonic Shoves Toward Sport," in G. Rail and J. Harvey, eds., *Sport and Postmodern Times* (Albany: SUNY Press, forthcoming), 21-32; Sydnor Slowikowski and Kohn, "(Un)toward joy: Movement, Sport and the Meaning of Life," in Margaret C. Duncan and Alan Aycok, eds., *Play Writes: Diversions and Divergences in Fields of Play* (Greenwich CT: Ablex Press, 1998) 275-287; Sydnor Slowikowski, "Symbols, Sport, History: Theoretical Sketches," in Floris J.G. van der Merwe, ed., *Sport as Symbol, Symbols in Sport* (Berlin: Academia Verlag, 1996), 237-258. For discussions of alternative methodologies begin with Norman K. Denzin, "The Sixth Moment," chap. 9 in *Interpretive Ethnography: Ethnographic Practices for the 21st Century* (Thousand Oaks, CA: Sage Publications, 1997), 250-314; and Meaghan Morris, "Henry Parkes Motel," in John Frow and Meaghan Morris, eds. *Australian Cultural Studies: A Reader* (Urbana and Chicago: University of Illinois Press, 1993), 241-275.
- 6 Cheryl Cole suggested these quotations. See Michel Foucault, "Nietzsche, Genealogy, History," 81.
- 7 From Benjamin's filing system, *Konvolut V*, 574 [Nla, 8], as archived by Buck-Morss, *The Dialectics of Seeing: Walter Benjamin and the Arcades Project* (Cambridge, MA, and London, 1993), 222.

- 8 Buck-Morss, *The Dialectics of Seeing: Walter Benjamin and the Arcades Project*, 33, 240-241. See also Benjamin, "The Work of Art in the Age of Mechanical Reproduction," in Benjamin (H. Arendt, ed.), *Illuminations*, H. Zohn, trans. (New York, Schocken Books, 1968, original work published 1936), 217-251; Benjamin, *Charles Baudelaire: A Lyric Poet in the Era of High Capitalism*, Quintin Hoare, trans. (London: Verso, 1973); Michael Bullock and Michael W. Jennings, eds., *Walter Benjamin: Selected Writings. Volume 1, 1913-1926* (Cambridge, MA: The Belknap Press of Harvard University Press, 1996); Andrew Benjamin and Peter Osborne, eds., *Walter Benjamin's Philosophy: Destruction and Experience* (New York and London: Routledge, 1994), x-xi.
- 9 These keywords from the initial primary evidence (see note 3).
- 10 Oliver Sacks, "Water Babies. Why I Love to Swim," *The New Yorker* (May 26, 1997): 45.
- 11 Paul Virillio, *The Lost Dimension*, Daniel Moshenburg, trans. (New York: Semiotext(e), 1991), 91.
- 12 See Walter Benjamin, "On Semblance," in Bullock and Jennings, eds., *Walter Benjamin, Selected Writings, 1913-1926*, 224: "No work of art may appear completely alive without becoming mere semblance, and ceasing to be a work of art. The life quivering in it must appear petrified and as if spellbound in a single moment."
- 13 Taylor Downing, *Olympia* (London: British Film Institute, 1992), 83.
- 14 I thank Cheryl Cole for directing me to this synchronized swimming filmic representation. See also Christine Anne Holmlund, "Visible Difference and Flex Appeal: The Body, Sex, Sexuality and Race in the *Pumping Iron* Films," *Cinema Journal* vol. 28, no. 4 (Summer 1989): 38-51.
- 15 See Charles Sprawson, *Haunts of the Black Masseur: The Swimmer as Hero* (New York: Pantheon Books), 264-267, for discussion of Ziegfeld showgirls, Miami, Hollywood industrialists, and swimming pools in the 1930s.
- 16 See Pat Besford, *Encyclopedia of Swimming* (New York and London: St. Martin's Press, 1971), 250: "Williams, Esther (United States). Esther Williams from Los Angeles might have been an Olympic swimming champion. Instead, she became an aquatic film star."
- 17 See Esther Williams' website and links at http://www.turner.com/tcm/TCMWeb96/July96/Esther_Williams.html.
- 18 Sprawson, *Haunts of the Black Masseur: The Swimmer as Hero*, 267.
- 19 E.g., Sprawson, *Haunts of the Black Masseur: The Swimmer as Hero*, 266: "Eleanor Holm would march at night on to the stage in silver high-heeled slippers and cape, which she would remove dramatically before diving into the black water in a silver leotard, where she performed a prolonged water ballet with Weissmuller, while the orchestra played 'The Blue Danube' or occasionally Bing Crosby crooned."
- 20 As explained at <http://www.cyberneering.com/usof/stories/syncswim.html>.
- 21 Walter Benjamin, "What is Epic Theater?" in Benjamin, *Illuminations*, 151.
- 22 Arthur and Marilouise Kroker, *Hacking the Future: Stories for the Flesh-eating 90s* (New York: St. Martin's Press, 1996), 45.
- 23 Giorgio Agamben, *The Coming Community*, Michael Hardt, trans. (Minneapolis and London: The University of Minnesota Press, 1993), 50.
- 24 Quotation from David Rosenberg, *The Lost Book of Paradise: Adam and Eve in the Garden of Eden* (New York: Hyperion, 1993), 50-51, translated from the *Book of J*, c. 1100 BC.

- 25 Katharine Whitney Curtis, *Rhythmic Swimming: A Source Book of Synchronized Swimming and Water Pageantry* (Minneapolis: Burgess Publishing Co., 1936), 1.
- 26 Betty J. Vickers, *Teaching Synchronized Swimming* (Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall, Inc., 1965), 2. See also Carol Tackett, ed., *Synchronized Swimming Handbook* (Indianapolis: Amateur Athletic Union of the United States, 1980), 1.
- 27 Curtis, *Rhythmic Swimming: A Source Book of Synchronized Swimming and Water Pageantry*, 1.
- 28 Juliane von Wietersheim, *An Approach to the Teaching of Composition in a Synchronized Swimming Course* (Unpublished MS thesis, Smith College, 1955), quoted by Betty Spears, *Fundamentals of Synchronized Swimming*, 1.
- 29 Curtis, *Rhythmic Swimming: A Source Book of Synchronized Swimming and Water Pageantry*, 1.
- 30 Curtis, *Rhythmic Swimming: A Source Book of Synchronized Swimming and Water Pageantry*, 2.
- 31 Vickers, *Teaching Synchronized Swimming*, 2.
- 32 Vickers, *Teaching Synchronized Swimming*, 1.
- 33 Besford, *Encyclopedia of Swimming*, 205.
- 34 Vickers, *Teaching Synchronized Swimming*, 3.
- 35 Margaret M. Swan, "Synchronized Swimming – The Training at Squaw Valley," *Journal of Physical Education and Recreation* vol. 50 no. 5 (May 1979): 45-47.
- 36 Besford, *Encyclopedia of Swimming*, 205.
- 37 See footnotes 1-16, 19-22.
- 38 Marian Louise Stoerker, *The Origin and Development of Synchronized Swimming in the United States* (Eugene: University of Oregon Microcard Publications, 1956; original M.S. thesis, University of Wisconsin).
- 39 E.g., Beulah O. Gundling, "Synchronized Swimming – A Sport or an Art?" *Journal of Health, Physical Education and Recreation* vol. 24 (April 1953): 7; Gundling, *The Aquatic Art Book of Water Shows* (Cedar Rapids: International Academy of Aquatic Art, 1969); Gundling, *Fun with Aquatic Figure Variations* (Cedar Rapids: International Academy of Aquatic Art, 1971); Gundling, *Aquatic Enchainements and Petite Compositions* (Cedar Rapids: International Academy of Aquatic Art, 1972); Gundling, *Dancing in the Water* (Cedar Rapids: International Academy of Aquatic Art, 1976); Gundling and Jill E. White, *Creative Synchronized Swimming* (Champaign, IL: Leisure Press, 1988).
- 40 See Peg Seller and Beulah Gundling, *Aquatic Art: A Textbook for Swimmers and Instructors in Aquatic Art* (Cedar Rapids: Pioneer Litho Co., 1957), 1.
- 41 E.g., Betty Mary Spears, "How to Start Synchronized Swimming," *Recreation*, vol. 48 (January 1955): 36; Spears, *Fundamentals of Synchronized Swimming* (Minneapolis: Burgess Pub. Co., 1966).
- 42 E.g., *The Athlete's Handbook / United States Synchronized Swimming, Inc.* (Indianapolis: United States Synchronized Swimming, Inc., 1996). For *historical truths* of synchronized swimming, see also Sarah Henry, "Hey! A Little Respect, Please," *Women's Sports & Fitness* vol. 18 (July/August 1996): 70-72; "Gold-Medal Make Overs," *McCall's* vol. 123 (August 1996): 24-27; "Bathing-Suit Heroines," *The New Yorker* (August 12, 1996): 30-33; "Unsung Sports," *US. News & World Report* (July 15-22, 1996): 71-72; William Oscar Johnson, "Gut of Sync," *Sports Illustrated* vol. 77 (August 17, 1992): 54-55; John Howse, "Synchronized Sensation," *Maclean's* vol. 105 (July 27, 1992): 54-5; Stephanie Tuck, "Hot Fashion," *Rolling Stone* (May 14, 1992): 95-99; Doug Drotman, "Back in Sync," *Women's Sports & Fitness* vol. 10 (August/September 1988): 56; "Swim Gym," *National Geographic World* vol. 151

- (March 1988): 4-9; Joseph P. Kahn, "Why the Winter Olympics are More Fun to Watch than the Summer Games," *TV Guide* vol. 36 (February 13-19, 1988): 12-14; "Is Synchro in Danger of Sinking?" *Women's Sports & Fitness* vol. 8 (January 1986): 16; Nancy Faber, "Candy Costie and Tracie Ruiz are at Their Most Buoyant When They Get that Synching Feeling," *People Weekly* vol. 21 (April 16, 1984): 122-123; Lisa Schmidt, "The U.S. Olympic Team: Synch & Swim," *Ms.* vol. 12 (December 1983): 110-11; Debra E. Blum, "'Emerging' Sports for Women," *Chronicle of Higher Education* vol. 40 no. 24 (February 16, 1994): A43-44; David Willings and Bill Greenwood, "Some Ways of Helping Underachievers," *Gifted Education International* vol. 7 no. 1 (1990): 27-32; "Sponsorship in Synchronized Swimming," *Adweek's Marketing Week* vol. 30 no. 28 (July 10, 1989): 49.
- 43 Lillian A. C. Burke, "Aquatic Pageant Procedures," *Journal of Health and Physical Education*, vol. 18 no. 6 (June 1947): 372.
- 44 Seller and Gundling, *Aquatic Art: A Textbook for Swimmers and Instructors in Aquatic Art*, 1.
- 45 Sprawson, *Haunts of the Black Masseur: The Swimmer as Hero*, 266.
- 46 WWW pages often shorten the spelling of "synchronized" into "synchro."
- 47 See Robert Crowther, *Pop-Up Olympics: Amazing Facts and Record Breakers* (Cambridge, MA: Candlewick Press, 1996), 5, who describes some of the names of synchronized swimming "figures" (moves) in his children's book thusly: "Egg Beater Kicks Eiffel Tower. Synchronized swimming moves have some strange names: Egg-beater kick, Oyster, Shark, and Eiffel Tower."
- 48 Jean K. Lundholm and Mary Jo Ruggieri, *Introduction to Synchronized Swimming* (Minneapolis: Minneapolis Publishing Company, 1976), 123.
- 49 Betty Baldwin, "Let's Synchronize," *Beach and Pool* vol. 23 (June 1949): 14.
- 50 See footnote 14; and Karen Allen, "Despite Bumps, Bruises, This Isn't a Contact Sport," *USA Today* (July 1, 1996) at <http://gro-system.gsfc.nasa.gov/070lbrt.htm>.
- 51 Besford, *Encyclopedia of Swimming*, 206.
- 52 Jacqueline A. Douglass, "Validation of Two Subjective Rating Systems for Synchronized Swimming," *Educational and Psychological Measurement* vol. 39 no. 2 (Summer 1979): 373-380. See also J.L. Starkes, L. Gabriele, and L. Young, "Performance of the Vertical Position in Synchronized Swimming as a Function of Skill, Proprioceptive and Visual Feedback," *Perceptual and Motor Skills*, vol. 69 no. 1 (August 1, 1989): 225; F. Fugura, G. Cama, and L. Guidetti, "Heart Rate, Alveolar Gases and Blood Lactate During Synchronized Swimming," *Journal of Sports Sciences* vol. 11 no. 2 (April 1993): 103; and B.N. Davies, G.C. Donaldson, and N. Joels, "Do the Competition Rules of Synchronized Swimming Encourage Undesirable Levels of Hypoxia?" *British Journal of Sports Medicine* vol. 29 no. 1 (March 1995): 16.
- 53 [Http://gro-system.gsfc.nasa.gov/synchro.htm](http://gro-system.gsfc.nasa.gov/synchro.htm).
- 54 See also Frances Jones and Joyce Lindeman, *The Components of Synchronized Swimming* (Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall, 1975); *Advanced Aquatic Skills in Synchronized Swimming Activities; Report of the Workshop on Advanced Aquatic Skills and Related Activities, held at the Twelfth Annual Meeting, Conference for National Cooperation in Aquatics, November 14 and 15, 1962, Indiana University, Bloomington, Indiana* (Washington DC: Conference for National Cooperation in Aquatics, 1964); Fern Yates and Theresa W. Anderson, *Synchronized Swimming* (New York, Ronald Press Co., 1958).
- 55 According to Robert Rinehart, former University of Redlands, United States Swimming, "Bruce Miller Learn to Swim Camps" coach.

- 56 George Rackham, *Synchronized Swimming* (London: Faber and Faber, 1968), 95, 100-101, 165.
- 57 Jean K. Lundholm and Mary Jo Ruggieri, *Introduction to Synchronized Swimming* (Minneapolis: Minneapolis Publishing Company, 1976), 1-10. See also Laurette McCormick, "Application of Physics to Synchronized Swimming," *The Physics Teacher* vol. 35 no. 4 (April 1997): 240.
- 58 Mary Ann Hoyle, *The Use of Labanotation for Synchronized Swimming* (Greensboro: Unpublished M.S. thesis, Woman's College, University of North Carolina, 1963).
- 59 *Sports Medicine Meets Synchronized Swimming* (Reston, VA: National Association for Girls & Women in Sport; American Alliance for Health, Physical Education, Recreation, and Dance and Amateur Athletic Union of the United States, 1980).
- 60 Jean Baudrillard, *Cool Memories II: 1987-1990*, Chris Turner, trans. (Durham: Duke University Press, 1996), 5.
- 61 Fern Yates, "Building Swimming Formations," *Journal for Health, Physical Education and Recreation*, vol. 14 no. 5 (May 1943): 262.
- 62 Spears, *Fundamentals of Synchronized Swimming*, 104.
- 63 Curtis, *Rhythmic Swimming: A Source Book of Synchronized Swimming and Water Pageant*, 79-103.
- 64 Ferne Price, *Water Ballet Pageants: Plan Design Produce* (Minneapolis: Burgess Publishing Co., 1965), 148. See also Olive McCormick, *Water Pageants, Games and Stunts* (New York: A.S. Barnes and Co., 1933), 131-134, for bibliography of water pageants.
- 65 Vickers, *Teaching Synchronized Swimming*, 85-88.
- 66 <http://gro-system.gsfc.nasa.gov/0701brt.htm>;
<http://gro-system.gsfc.nasa.gov/synchro.htm>.
- 67 See Prudence Crowther and James Taibi, "Olympic Notes (Suggested Routines for French Synchronized Swim Team)" *The New York Review of Books* vol. 43 (August 8, 1996): 50; R.J. Lambrose, "The Abusable Past," *Radical-History-Review* (Winter 1997): 218-222, Martha Duffy, "Sunk So Low," *Time* vol. 147 (June 17, 1996): 101.
- 68 Heather Pease, US Olympic team, quoted in Allen, "Despite Bumps, Bruises, This Isn't a Contact Sport," at <http://gro-system.gsfc.nasa.gov/0701brt.htm>.
- 69 Kim E. Van Buskirk, ed. *Coaching Intermediate Synchronized Swimming Effectively* (Champaign, IL: Human Kinetics Publishers, 1987), 125.
- 70 Karen Erickson Gemma and Christine L. Wells, "Heart Rates of Elite Synchronized Swimmers," *Physician and Sportsmedicine* vol. 15 no. 10 (October 1987): 99-106.
- 71 On synchro coaches, see Margaret Swan Forbes (with contributions by Donald T. Kane, Dawn Bean, and United States Synchronized Swimming Staff), *Coaching Synchronized Swimming Effectively* (Champaign, IL: Leisure Press, 1989); and Van Buskirk, *Coaching Intermediate Synchronized Swimming Effectively*, 129-131.
- 72 Karen Allen, "Underwater Teamwork Powers Graceful Look," *USA Today* (July 1, 1996) at <http://gro-system.gsfc.nasa.gov/0701art.htm>.
- 73 E.g., http://www2.eos.net/gsmize/gator_home_page; <http://service.iotek.ns.ca/han/synchrolinks.html>; <http://acs.tamu.edu/~dcs1808/synchro.html>;
<http://www.iotek.ns.ca/synchroswim/synchroswim.html>.
- 74 <http://gro-system.gsfc.nasa.gov/synchro.htm>.
- 75 Susan Preston-Mauks, *Synchronized Swimming is for Me* (Minneapolis: Lerner, 1983); Janet Chiefari and Nancy Wightman, *Better Synchronized Swimming for Girls* (New York: Dodd and Mead, 1981).

- 76 "Synchronized Swimming Notebook," *Atlanta Journal Constitution* (June 17, 1996) at <http://gro-system.gsfc.nasa.gov/synchro.htm>.
- 77 See http://www.taiiku.tsukuba.ac.jp/~ohgi/JSW/Synchro/index_e.html.
- 78 See Agamben, *The Coming Community*, "Example," 10.1: "[the coming community] is composed of pure singularities that communicate only in the empty space of the example ... they are expropriated if all identity, so as to appropriate belonging itself ... Tricksters or fakes, assistants or 'toons, they are the exemplars of the coming community"
- 79 E.g., http://www2.eos.net/gsmize/gator_home-page.
- 80 I am indebted to Cheryl Cole for the idea of this subsection.
- 81 Sacks, "Water Babies. Why I Love to Swim," 45.
- 82 Cheryl Cole suggested this quotation. See James D. Marshall, "Foucault and Educational Research," in Stephen J. Ball, ed., *Foucault and Education: Disciplines and Knowledge* (New York and London: Routledge, 1990), 13.
- 83 Sacks, "Water Babies. Why I Love to Swim," 45.
- 84 Andreas Huysean, *Twilight Memories: Making Time in a Culture Of Amnesia* (New York and London: Routledge, 1995), 14, 25, 31. Musealization refers to the framing, captioning and/or public display of anything as a "collection." See also James Boon, "Why Museums Make Me Sad," in Ivan Karp and Steven D. Levine, eds., *Exhibiting Cultures: The Poetics and Politics of Museum Display* (Washington and London: Smithsonian Institution, 1992), 255-278; Jean Baudrillard, *Simulations*, Paul Foss, Paul Patton, Philip Beitchman, trans. (New York, Semiotext(e) Inc., 1983); James Clifford, "Traveling Cultures," in Lawrence Grossberg, Cary Nelson and Paula Treichler, eds., *Cultural Studies* (New York and London: Routledge, 1992), 96-116; Umberto Eco, *Travels in Hyperreality*, William Weaver, trans. (San Diego and New York: Harcourt Brace Jovanovich, 1976).
- 85 Jean Baudrillard, *Cool Memories II: 1987-1990*, Chris Turner, trans. (Durham: Duke University Press, 1996); Paul Connerton, *How Societies Remember* (Cambridge: Cambridge University Press, 1989); Baudrillard, *Simulations*, 19: "Our entire linear and accumulative culture would collapse if we could not stockpile the past in plain view. We need an invisible past, a visible continuum, a visible myth of origin to reassure us as to our ends."
- 86 E.g., A. David Napier, *Foreign Bodies: Performance, Art and Symbolic Anthropology* (Berkeley and Los Angeles: University of California Press, 1992), 68, 174-175.
- 87 On time clocks and Olympic Games, see Buck-Morss, *The Dialectics of Seeing: Walter Benjamin and the Arcades Project*, 326, from Benjamin's unpublished Konvolut I, *The Interior, Trace*, 1039-1040.
- 88 Umberto Eco, *Travels in Hyperreality*, 9-39.
- 89 Joanna Frueh, "The Fear of Flesh that Moves," *High Performance* vol. 55 (1991): 71. Frueh used the phrase "fear of flesh that moves," to describe models of feminine perfection, writing that "the flesh that moves disgusts the self that is designed out of Western thought."
- 90 Susan Stewart, *On Longing: Narratives of the Miniature, the Gigantic, the Souvenir, the Collection* (Baltimore and London: The Johns Hopkins University Press, 1984), 37-69.
- 91 Virillio, *The Lost Dimension*.
- 92 E.g., Michael Taussig, *Mimesis and Alterity: A Particular History of the Senses* (New York and London: Routledge, 1993), 19; Hillel Schwartz, "Torque, The New Kinaesthetic of the Twentieth Century," in Jonathan Crary and Sanford Kwinter, eds., *Incorporations* (New York: Urzone Inc., 1992), 99.

- 93 E.g., Susan Sontag, *On Photography* (New York: McGraw Hill, 1973), 74-199; Rodolphe Gashé, "Objective Diversions," in Andrew Benjamin and Peter Osborne, eds., *Walter Benjamin's Philosophy: Destruction and Experience* (New York and London: Routledge, 1994), 192-193; Catherine Lutz and Jane Collins, "The Photograph as an Intersection of Gazes: The Example of National Geographic," in Lucien Taylor, ed., *Visualizing Theory* (New York and London: Routledge, 1994), 366.
- 94 Richard Schechner, *Between Theater and Anthropology* (Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 1989), 295-324; Schechner, *The Future of Ritual: Writings on Culture and Performance* (London and New York: Routledge, 1993), 228-265.
- 95 E.g., Elin Diamond, "The Shudder of Catharsis in Twentieth Century Performance," in Andrew Parker and Eve Kosofsky Sedgwick, *Performativity and Performance* (New York and London: Routledge, 1995), 152-172; Joseph Roach, "Culture and Performance in the Circum-Atlantic World," in Andrew Parker and Eve Kosofsky Sedgwick, *Performativity and Performance* (New York and London: Routledge, 1995), 148.
- 96 For example, as performed within Robert Mapplethorpe's photos in *Ten by Ten* (Munich: Schirmer/Mosel, 1980); and in R. Marshall, ed., *Robert Mapplethorpe* (Boston, Toronto and London: Whitney Museum of American Art, Bulfinch Press, and Little, Brown and co., 1988).
- 97 Richard Schechner, "Ritual, Violence, Creativity," in Smadar Lavie, Kirin Narayan and Renato Rosaldo, eds., *Creativity/Antropology* (Ithaca and London: Cornell University Press, 1993), 296-320.
- 98 On liminality see Arnold Van Gennep, *The Rites of Passage*, M.B. Vizedom and G.L. Caffee, trans. (Chicago: The University of Chicago Press, 1960, original work published 1909), 138-139, 170-171; Victor Turner, *The Forest of Symbols: Aspects of Ndembu Ritual* (Ithaca: Cornell University Press, 1967), 93-111; Sydnor Slowikowski, "Symbols, Sport, History: Theoretical Sketches," 237-258.
- 99 For Benjamin's use of the "ur" conception, which he contemplated from Goethe and Georg Simmel, see Buck-Morss, *The Dialectics of Seeing. Walter Benjamin, The Arcades Project*, 71-74. Generally, "ur-phenomenon" such as an "ur-history" of synchronized swimming is "a concrete, factual representation of those historical images in which capitalist-industrial economic forms could be seen in a purer, embryonic stage" (Buck-Morss, 73).
- 100 I.e., Richard Schechner, "News, Sex and Performance Theory," in Schechner, *Between Theater and Anthropology*, 300-307, 324.
- 101 Benjamin, *Illuminations*, 255. So, when I heed Benjamin, please do not react by "policing, punishing, mocking, even ridiculing" (Denzin, *Interpretive Ethnography*, 251) such an essay as mine as not 'real' history. Do not dismiss my take on synchronized swimming as "postmodern mumbo jumbo" (anonymous reviewer of one of my manuscripts, August, 1995). Instead, I want the reader/listener to engage with me and/or many others in disparate "complex subtle arguments" (Norman K. Denzin, *Interpretive Ethnography: Ethnographic Practices for the 21st Century* (Thousand Oaks, CA, and London: Sage Publications, 1997), 255, which I know this essay will provoke.
- 102 On dissolution of disciplinarity see Agamben, *The Coming Community*, Homi K. Bhabha, *The Location of Culture* (London and New York: Routledge), 1994.
- 103 Michel Foucault, *Discipline and Punish: The Birth of the Prison*, A. Sheridan, trans. (New York: Pantheon, 1977, original work published 1975), 25. See also Cheryl Cole and Melissa Orlie, "Hybrid Athletes, Monstrous Addicts and Cyborg

Natures," review of John Hoberman, *The Science of Performance and the Dehumanization of Sport*, and Jimmie Reeves and Richard Cambell, *Cracked Coverage: Television News, the Anti-Cocaine Narrative, and the Reagan Legacy* in *Journal of Sport History*, vol. 22 no. 3 (Fall 1995): 228-239; John Hoberman, *Mortal Engines: The Science of Performance and the Dehumanization of Sport* (New York: Free Press, 1994).

104 Also, on putting this idea into practice, see Richard Schechner, *Between Theater and Anthropology*, 324: "These kind of performances undermine not only classic Euro-American aesthetics but the social reality these aesthetics were constructed to reflect and support."

105 Denzin, *Interpretive Ethnography*, 3-89, 261.

106 These are the words of Stephen Muecke writing to Cultural Studies Listserv (cultstud- l@nosferatu.cas.usf.edu), Feb. 4, 1997: "display the seams of its construction," to describe the genre of "fictocriticism."

Wieviel Technology ist im Laufschuh? – Ein Gespräch mit Karin Harrasser an der Schnittstelle von Kulturwissenschaft und Sportgeschichte

Karin Harrasser/Henriette Gunkel/Olaf Stieglitz

English abstract: In this interview Karin Harrasser, author of a recently published book, entitled 'The Body 2.0', discusses the relationship between sports, technology, and notions of body enhancement. Focusing on how the Paralympic Games in London 2012 were staged and on the debate around the prostheses (cheetas) of sprinter Oscar Pistorius, Harrasser emphasizes her notion that sports produce 'superhumans' that challenge the established ideology of fairness which forms the base of classifying different bodies in sports. Moreover, Harrasser stresses the necessity of dialogue between Cultural Studies and Sports History when dealing with issues of bodies and technologies in sports.

Body Politics (B. P.): Karin, in deinem Buch Körper 2.0. Über die technische Erweiterbarkeit des Menschen legst du eindrucksvoll dar, wie die Paralympics 2012 in London mithilfe einer neuen medialen Aufmerksamkeit nicht nur die öffentliche Wahrnehmung des Behindertensports, sondern vielleicht sogar Behinderung allgemein verändert haben. Wie erklärst du dir diesen Zeitpunkt; warum jetzt?

Karin Harrasser (K. H.): Die Frage des Zeitpunkts, des „warum jetzt?“, ist immer schwer zu beantworten, weil sie eine zeitdiagnostische Frage ist. Könnte man sie beantworten, hätte man eine Zustandsbeschreibung des Jetzt und dann könnte man – ich glaube, das wünschen wir uns alle – Tendenzen, die man nicht gut findet, gegensteuern. Als historisch arbeitende Kulturwissenschaftlerin befinde ich mich andauernd in einer Spannung zwischen dem Versuch, etwas Relevantes zu aktuellen Fragen beizutragen, diese aber gewissermaßen immer umwegig zu adressieren. Die Frage nach dem „warum jetzt?“ ist genau deshalb so wichtig und so schwierig. Vielleicht fange ich damit an, zu sagen, dass die einzelnen Komponenten der Inszenierung von Behinderung bei den Paralympics nicht neu sind, aber in der Kombination etwas Neues entstanden ist. Die Stränge die hier zusammenlaufen sind eine Spektakularisierung „abweichender“ Körperlichkeit, ziemlich radikale Inklusionsforderungen und – das ist die Komponente, die mich besonders interessiert hat – ein Narrativ der Selbstbemeisterung, das sich gut verträgt mit

neoliberalen Selbstoptimierungsimperativen. Grob gesprochen lautet der Imperativ, dem wir uns alle *cum grano salis* unterwerfen: Verbessere und verändere dich, sonst bleibst du auf der Strecke. Was mich interessiert hat, war die Verzwirbelung von Emanzipationsbestrebungen und Unterwerfung unter den Imperativ der Selbstsorge. Dazu kommt die technische Komponente: In der Inszenierung der Paralympics spielte Technik eine große Rolle. Und zwar auch hier wieder auf recht verzwickte Art und Weise: Zum einen ist auffällig, dass technische Hilfsmittel ziemlich fetischisiert wurden, also als chromglänzende Hightech ausgestellt worden sind. Andererseits wurden für die *closing ceremony* Anleihen an Cyber- und Steampunk-Motiven genommen. Technologie ist hier so etwas wie ein gebastelter *enabler*, sie wird als unvorhersehbar und wild imaginiert und inszeniert. Mit den zeitgleichen Debatten rund um den südafrikanischen Läufer Oscar Pistorius geht ein weiteres Narrativ am Horizont auf: Der „behinderte“ Sportler als *superhuman*, als einer, der besonders anschlussfähig an Zukunftstechnologien ist und damit den „Normal-körperlichen“ tendenziell überlegen. In den Disability Studies gibt es hierfür den Ausdruck „supercrip“.

B. P.: Hier würden wir gerne einhaken: Seine Cheetas werfen die Frage auf, unter welchen medial-technischen Voraussetzungen ein Verständnis von ‚Leistung‘ geprägt wird und wie die Kultur-wissenschaften dem kritisch begegnen können?

K. H.: Ja, für mich ist das so. Denn einerseits fordern Oscar Pistorius, oder kürzlich auch Markus Rehm, ohne es zu wollen, das Leistungsprinzip des Sports heraus. Dadurch, dass ihre Hilfsmittel potentiell leistungssteigernd sind, verunklart sich, wer oder was der Leistungsträger im Sport überhaupt ist. Ist es der Athlet/die Athletin oder das (technische) *environment*? Die – demokratisch gemeinte – Fiktion des Leistungssports ist ja die, dass jeder und jede im Prinzip gleich ist und sich diese im Prinzip gleichen Körper dann durch Training virtuos perfektionieren, um dann im fairen Wettbewerb gegeneinander anzutreten. Wo diese Gleichheit augenscheinlich nicht besteht, wird sie durch Regulative korrigiert. So etwa durch die Trennung in Männer- und Frauenwettbewerbe. Meine Beobachtung ist nun, dass diese Gleichheitsfiktion im Behindertensport erodiert, schon aufgrund der barock wuchernden so genannten „Schadensklassen“, die inzwischen auch nicht mehr einem einheitlichen Prinzip folgen. So werden die morphologischen Klassen (Einbeiner_innen, Ohnhänder_innen) z.B. im Schwimmen durch funktionale Klassen ersetzt. Man versucht hier, die

Gesamtleistung eines singulären Körpers vergleichbar zu machen. Das führt natürlich zu endlosen Streitereien und laufenden Umsortierungen. Ich würde nun dafür plädieren, daraus ein Argument gegen die Gleichheitsfiktion und für die Singularität jedes einzelnen Körpers zu machen. Die Virtuosität des Umgangs mit dem Körper bekäme dann eine neue Bedeutung. Ich stelle mir vor, dass Sport dann viel mehr von einer Tanz- oder Theaterperformance hätte.

Bei Pistorius und Rehm überkreuzt sich dieses Paradox mit der Technologiefrage. Die Sportfunktionäre befürchten – völlig zu Recht –, dass sie bei einer Zulassung von Prothesen nicht mehr bestimmen könnten, wo die Grenze zwischen therapeutischem Hilfsmittel und *enhancement* verläuft. Das ist ein Dilemma, dem man nicht wird entgehen können, wenn man weiterhin Sport als Leistungsschau betreibt. Denn auch ohne Pistorius und Co. ist Sport natürlich eine hochgradig technisierte Angelegenheit, was die Gleichheitsfiktion einmal mehr konterkariert: Ohne Trainingsmöglichkeiten und das beste Gerät gibt es kaum Chancen, was sich dann auch im ökonomischen *bias* bei der Teilnahme an den Großevents und bei der Medaillenausbeute zeigt. Zudem ist die ökonomische Struktur und die mediale Berichterstattung gar nicht anders denkbar, denn als Marketingzweig für die Industrie. Was also einerseits im Leistungssport propagiert wird – Technikfaszination, technische Leistungsfähigkeit – kommt andererseits ins Gehege mit der Gleichheitsfiktion. Das ganze lässt sich nur mühevoll zusammenhalten, indem der Athlet/die Athletin als Ausnahmeindividuum alles mit einem Ethos der Aufrichtigkeit auf sich versammelt. Aber die Konstruktion ist sehr brüchig, wie sich auch in den Dopingskandalen zeigt.

Es ist etwas gruselig, aber vielleicht ist eine Veranstaltung wie der Cybathlon, der 2016 in der Schweiz stattfinden wird, ehrlicher, als das Vor- und Zurück des IOC in dieser Frage. Beim Cybathlon treten programmatisch roboterassistierte Athlet_innen gegeneinander an. Ich bin eigentlich schon recht gespannt darauf, wie die Regularien aussehen werden.

B. P.: Du konzentrierst dich bei Pistorius auch auf seine Autobiografie. Welche Rolle spielt die eigene Erzählung vom Körper für die Vorstellung von bestimmter Körperlichkeit?

K. H.: An Pistorius Autobiografie (ich habe sie nur bis vor den Tod von Reeva Steenkamp verfolgt) hat mich interessiert, an welchen Stellen er sich selbst zum Akteur macht, sich klassisch ermächtigt, und an welchen Stellen er dem verteilten Handeln mit Menschen und Technologien

Raum gibt. Ich fand interessant, wie sich ein in der Familie präsent, protestantisches Ethos der Disziplin und Selbstbemeisterung mit dem Umstand zusammenfindet, dass Prothetik ein verteiltes Handeln erzwingt, das Individuum also eingebettet ist in recht unübersichtliche, unkontrollierbare Handlungszusammenhänge. Der Prozess der Passung von Prothese und Organischem ist hier besonders aufschlussreich: Hier arbeiten Prothetiker, Arzt und Patient eng zusammen; es ist ein aufwändiger und schmerzhafter Prozess, insbesondere für ein Kind, das rasch aus den Prothesen herauswächst. Was ich sehr schön fand, war, dass Pistorius, der den kompetitiven Charakter seiner Familie und den eigenen Ehrgeiz deutlich herausstellt, dann doch immer wieder seinem Bruder als Mithandelndem und „Betreuer“ der Prothesen und der Passung viel Raum gibt. Und ich fand aufschlussreich, dass die materielle Beschaffenheit der Prothesen, der *cheetahs*, Pistorius erst auf den Kurzstreckenlauf brachte. Mit den „alten“ Prothesen hatte er eher Kraftsport betrieben, die Möglichkeiten der leichten Laufprothesen brachten auch neue körperliche Vermögen an den Start und Pistorius stellte sein ganzes Training um. Kurz gesagt: Was Pistorius' Körper heute ausmacht ist eine protestantisch-kompetitive Körpervorstellung, die aber von der Materialität der Prothesen entscheidend modifiziert wurde.

B. P.: Du fragst ja ganz richtig: wieviel Technik ist im Laufschuh, bzw. ab wann wird Technik im Laufschuh enhancement? Würdest du dir wünschen, dass die Sportwissenschaft dieser Frage tatsächlich historisch nachgeht? Hat sich Nike in den 1960s darüber Gedanken gemacht, also sie anfangen, Luft in ihre Schuhsohlen zu pumpen?

K. H.: Nein, das glaube ich nicht. Nike hat darüber nachgedacht, wie sie ein Produkt auf dem Markt platzieren können. Aber es ist ja auch nicht die Frage, welche Akteure bewusst die Grenze zwischen Therapie und *enhancement* verschoben haben. Das wäre ein naives Verständnis von historischer Forschung. Es ist ja vielmehr so, dass sich die Tektoniken des Verhältnisses zwischen Körper und Technik andauernd gegeneinander verschieben und dass darin ganz vielfältige Kräfte wirken: Biopolitik im klassischen Sinn, also staatlich organisierte Gesundheitsvorsorge, ökonomische Kalküle, medizinische Forschung, eine Kultur des Körpergenusses, Schönheitsideale etc. pp. Interessant wäre also nicht, Nike zu fragen, was man sich dabei gedacht hat, als man anfang, Luft in Schuhsohlen zu pumpen, sondern welche Kräfte am Werk waren, als die Idee aufkam und dann auch umgesetzt wurde. Ein Blick in

die Entwicklungslabore der Sportindustrie im Sinne der *labstudies* wäre dafür interessanter, als das Interview mit dem Vorstandsvorsitzenden.

B. P.: Welche Rolle spielt Historisierung bei deinem Vorhaben, wie könnte für dich ein produktiver Dialog zwischen dir und Sport-historiker_innen aussehen?

K. H.: Ich verstehe mich als historisch und interdisziplinär arbeitende Kulturwissenschaftlerin und habe sowohl sporthistorische als auch eher sozialwissenschaftlich ausgerichtete sportwissenschaftliche Literatur zu dem Thema rezipiert. Auch auf Konferenzen und öffentlichen Veranstaltungen bin ich häufig mit Sporthistoriker_innen im Gespräch. Insofern findet dieser produktive Dialog längst statt und er ist für mich unumgänglich. Was mein Vorgehen von dem der Historiker_innen vielleicht graduell unterscheidet – und das ist keine Wertung – ist, dass ich das Bedürfnis verspüre, in zeitgenössische Debatten stärker zu intervenieren, d.h. ich versuche die Analyse theoretisch zuzuspitzen. Mir ist klar, dass das riskant ist, denn man hat ja in so haarigen Fragen, wie diesen, eigentlich nie ausreichend Information, um eine völlig sichere Einschätzung haben zu können. Zudem sind die Betroffenen diejenigen, deren Stimme zählt. Aber lieber mache ich mich angreifbar, als mich nicht einzumischen. Mir ging es in *Körper 2.0* zwar auch um den Umgang mit Behinderung, aber genauso darum, wie unser aller Leben vom Selbstverbesserungsimperativ infiziert ist. Ich bin sehr froh, dass es an der Schnittstelle von Disability Studies und Aktivismus eine lebhafte und breite Debatte über solche Fragen gibt. Dieser Resonanzraum ist mir sehr wichtig, auch als Korrektiv der akademischen Forschung.

B. P.: Sport als Phänomen der Moderne – inwieweit ist Sportgeschichte immer auch Technikgeschichte, Geschichte technischer Utopien, der technischen Grenzen, obgleich das in der Sportideologie ausgeschlossen scheint?

K. H.: Ich denke, dass der Zusammenhang zwischen Moderne, Technik und Sport in den historischen Studien völlig schlüssig hergestellt worden ist. Ich denke an Klassiker wie *The Human Motor* von Anson Rabinbach aber auch die zahlreichen Studien, die den Zusammenhang zwischen Lebensreform, Modernismus und Sport herausgestellt haben. Man könnte aber auch auf Science Fiction verweisen: Zum Beispiel auf

den Film *Rollerball* von 1975. Hier ist der Leistungssport eine Mischung aus Massenspektakel und technischer Leistungsschau, der brutal dafür eingesetzt wird, Konzerninteressen durchzusetzen. Wahrscheinlich gehen sogar die *Tribute von Panem*, die mich ästhetisch nicht sehr ansprechen, in diese Richtung. Ich würde mir natürlich wünschen, dass die Agenturen und Akteure des Leistungssports sich kritisch mit den eigenen Voraussetzungen und Verwicklungen mit Ideologien und Interessen auseinandersetzen, aber ich sehe nicht, wie und wo das in der Gegenwart und der Zukunft passieren könnte. Eine Möglichkeit wäre es, historische, sozialwissenschaftliche und kulturwissenschaftliche Fächer in der Sportwissenschaft zu stärken, bzw. gibt es ja auch sehr kritische Sportwissenschaft, die sich dann aber wiederum auf den Nebenschauplätzen des *business* aufhält.

Karin Harrasser, Kontakt: karin.harrasser (at) ufg.at, Professorin für Kulturwissenschaft an der Kunstuniversität Linz. Nach einem Studium der Geschichte und der Germanistik Dissertation an der Universität Wien. Habilitation an der Humboldt-Universität zu Berlin über „Prothesen. Figuren einer lädierten Moderne“ (erscheint demnächst bei Vorkwerk8/Berlin). Forschungsschwerpunkte: Technik-, Medien- und Kulturtheorie, Populärkultur (Science Fiction), Theorien des Subjekts/der Objekte, Gender Studies. Neben ihren wissenschaftlichen Tätigkeiten war sie an verschiedenen kuratorischen Projekten beteiligt, z.B. NGBK Berlin, Kampnagel Hamburg, TQ Wien. Mit Elisabeth Timm gibt sie die Zeitschrift für Kulturwissenschaften heraus. Letzte Publikation: Körper 2.0. Über die technische Erweiterbarkeit des Menschen, Bielefeld: transcript 2013.

Ist der Fußballer im Bilde? Körpergeschichte und Bildquellen¹

Jörn Eiben

English Abstract: This article focuses the visual distribution of football-players' bodies in the German Kaiserreich between 1898 and 1907. It is not an appeal to historians, targeted to raise an awareness for visual sources, but a case study following two distinct aspects. The first aspect concerns the visual mediation of a certain knowledge about the body. This mediation will be analysed following the visual representations of the goalkeeper taking up the ball from four German handbooks on football. The second aspect is targeted at the coeval reception of football-players' bodies. In the Kaiserreich several critical and polemic essays were published, in which the (alleged) negative effects of football on the individual's body and mind were discussed. These 'accusations' did not remain on textual level, but were also visually condensed. One of these, i.e. the caricature on the frontispiece of the most prominent polemic on football, which was modelled on a photograph depicting a certain, football-specific "technique of the body" (Mauss), will be analysed.

Für körperhistorische Studien zur Geschichte des Kaiserreichs bietet das Fußballspiel ein faszinierendes Untersuchungsfeld. Den ersten mir bekannten Versuch einer zielgerichteten Einführung des Fußballs unternahm der Braunschweiger Gymnasiallehrer Konrad Koch im Jahre 1874, den er im folgenden Jahr als juristisch formatierten Anleitungstext unter dem Titel *Fußball. Regeln des Martino-Catharineums* veröffentlichte. Auf diese Weise sollten die Regeln des Fußballs „zum ersten Male der deutschen Jugend in einer Form dargeboten werden, welche es ermöglicht, das englische ‚Football‘-Spiel auf den Spielplätzen unserer Jugend einzubürgern.“² Fußball in Deutschland zu spielen fiel also gewissermaßen fast mit der Gründung des Kaiserreichs zusammen, und zahlreiche Zeitgenossen setzten sich damit auseinander ob und wie diese Praktik von deutschen Jungen und jungen Männern ausgeübt werden solle.

Anhand dieser Debatten lassen sich unter anderem Einblicke in Kontinuitäten und Brüche zeitgenössischer Konzeptionen von Ordnung, körperlicher sowie geistiger ‚Normalität‘ und Gesundheit, Männlichkeit,

1 Ich danke Alice Detjen, Anette Schlimm sowie den anonymen Gutachter_innen der Zeitschrift für die hilfreichen und kritischen Anmerkungen.

2 Koch, Konrad: *Fußball. Regeln des Fußball-Vereins der mittleren Classen des Martino-Catharineums zu Braunschweig*, Braunschweig 1875, S. 2, Hervorh. J.E. bodypolitics.de

Militärtauglichkeit oder der Nation gewinnen.³ Die Diskussionen über ein Für und Wider des Fußballs waren in einen Prozess der Ausdehnung des zeitgenössischen Felds des Sports eingebunden, welches einen „Schauplatz von Kämpfen [bildete], in denen es, neben anderem, um die monopolistische Durchsetzung einer legitimen Bestimmung von Sportpraxis wie der legitimen Funktion derselben geht“, wie es der französische Soziologe Pierre Bourdieu konzeptionell für die Geschichte des englischen Sports formuliert hat.⁴ In diesem Feld bildete sich seit den 1880er Jahren sukzessive eine Sprecherposition heraus, an welcher der Fußball unter anderem als förderlich für Gesundheit, Männlichkeit und Militärtauglichkeit des Einzelnen und – angesichts der zeitgenössisch symbiotischen Verschaltung von Individuum und Kollektiv⁵ – auch für den Volkskörper galt.

Allerdings war der Kreis jener, die die behaupteten besonderen positiven Vorzüge des Fußballs erfahren sollten, von vornherein auf Menschen männlichen Geschlechts beschränkt. Nur wenige formulierten dies jedoch so ausdrücklich wie Ernst Kohlrausch, der in seinen *Bewegungsspielen* von 1899 schrieb: „Für Mädchen ist Fußball *natürlich* ungeeignet.“⁶ Die Verwendung des Adjektivs ‚natürlich‘ in Kohlrauschs weiterer Argumentation verweist auf die Selbstverständlichkeit des Ausschlusses von Menschen weiblichen Geschlechts. Seine Begründungen, und das ist angesichts der hohen Bedeutung naturwissenschaftlich-medizinischer Wissensordnungen und entsprechender Argumentationszusammenhänge besonders interessant, operierten exklusiv vor der übertragenen Bedeutung. Der Ausschluss von Frauen wurde nicht qua Natur, nicht vor dem Hintergrund medizinisch-biologischer Argumentationen begründet, sondern ausschließlich als natürlich im Sinne von selbstverständlich. Dabei war die Teilnahme von Frauen an Fußballspielen nicht undenkbar. So wies Philipp Heineken in

3 Diese facettenreichen Aushandlungsprozesse und ihre diskursiven Verschiebungen stehen im Zentrum meiner derzeit entstehenden Dissertation an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg mit dem Titel „Das Subjekt des Fußballs. Eine Geschichte kollektiv bewegter Körper“.

4 Vgl.: Bourdieu, Pierre: Historische und soziale Voraussetzungen modernen Sports, in: Ders., Soziologische Fragen, Frankfurt a.M. 1993, S. 165-180, hier S. 172f., Hervorh. i. Orig.

5 Vgl. einschlägig: Planert, Ute: Der dreifache Körper des Volkes. Sexualität, Biopolitik und die Wissenschaften vom Leben, in: Frevert, Ute (Hg.): Körpergeschichte, Göttingen 2000, S. 539-576.

6 Kohlrausch, Ernst: Bewegungsspiele, Leipzig 1899, S. 25, Hervorh. J.E. Vgl. zu weiteren Hinweisen auf die geschlechtliche Dimension: Racquet, F.W.: Moderne englische Spiele. Zum Zwecke der Einführung in Deutschland, Göttingen 1882, S. 48; Pialecki, Eugen: Vorschläge zur Reform des Fußballspieles, in: Körper und Geist 15, 1907, S. 161-170, hier: S. 162.

einer Replik auf Karl Plancks Polemik *Fußlümmelei* darauf hin, dass in Deutschland „Fussball schon längst auch von Mädchen gespielt wird und dass sie sich ganz wohl dabei befinden.“⁷ Leider finden sich keinerlei weitere Hinweise, die diese Behauptung stützen oder entkräften könnten. Offenbar fanden Menschen weiblichen Geschlechts bereits in der Frühphase des Fußballspiels in Deutschland kaum eine Position im Diskurs. Lediglich in zwei Artikeln wurde die Möglichkeit fußballspielender Menschen weiblichen Geschlechts eingeräumt. Beide Artikel wurden in der Zeitschrift *Sport im Bild* abgedruckt, berichteten über England und zeichneten sich durch eine deutliche Abwehrhaltung gegenüber dem Fußballspiel für Menschen weiblichen Geschlechts aus. In einem Artikel über *Weibliche Fußball- und Hockeyspieler* – die geschlechtsbestimmenden Suffixe ‚-in‘ / ‚-innen‘ erschienen womöglich zu exotisch – von 1897 wurden Fußballspiele von Frauen als „Auswüchse“⁸ herabgesetzt und zwei Jahre zuvor riet ein anderer Sprecher in einem Aufsatz über *Die Damen und das Fussballspiel* ausdrücklich von einer Teilnahme ab: „[W]ir wollen den Damen den guten Rat geben, das Fussballspiel dem männlichen Geschlecht zu überlassen und sich mit den vielen anderen für Damen passenderen Spielen zu begnügen.“⁹ Das Geschlecht des Fußballs im Kaiserreich war also eindeutig männlich.¹⁰

Zwischen 1875 und dem Beginn des Ersten Weltkrieges veröffentlichten die Fürsprecher des Fußballs nicht nur unzählige Aufsätze und andere programmatische Schriften zur Relevanz dieser Praktik für Menschen männlichen Geschlechts, sondern es entstanden zudem über 40 Texte, die ihre Rezipienten dazu befähigen sollten, an einem Fußballspiel teilzunehmen. Diese Anleitungen zum Fußballspiel zeichneten sich dadurch aus, dass sie nicht nur Text, sondern auch Bilder¹¹ enthielten. Auf die Relevanz solcher Bilder für die Vermittlung und den Erwerb körperpraktischen Wissens wiesen zahlreiche Sprecher in Aufsätzen,¹² Rezensionen¹³ und den Lehrbüchern¹⁴ selbst hin.

7 Heineken, Philipp: Das Fußballspiel. Association und Rugby, Stuttgart 1898, Repr. Hannover 1993, S. 228.

8 o. A.: Weibliche Hockey- und Fussballspieler, in: *Sport im Bild* 3, 1897, S. 87.

9 Vox: Die Damen und das Fussballspiel, in: *Sport im Bild* 1, 1895, S. 334.

10 Aus diesem, und nur aus diesem, Grund werde ich im Folgenden exklusiv das grammatikalische Maskulinum verwenden.

11 Präzise gesprochen handelt es sich bei den vorliegenden visuellen Quellen um Zeichnungen und Fotografien. Um jedoch eine begriffliche Überkomplexität zu vermeiden, wird im Folgenden ‚Bild‘ als Sammelbegriff für alle Formen visueller Darstellungen gebraucht.

12 Vgl. u.a.: Stoewer, R.: Das Turnspiel im deutschen Männerturnverein, in: *DTZ* 1888, S. 665-669; o.A.: An unsere Leser, in: *Der Fussball. Illustrierte Zeitung für athletische Sports und volkstümliche Jugend-Spiele* 2, 1895, S. 3-6; Schmidt, Ferdinand August: Sport und Volksgesundheit, in: *Deutscher Fußball-Bund (Hg.): Fußball-Jahrbuch* 7,

Angesichts dieser Befunde ist es ein wenig verwunderlich, dass die einschlägigen Arbeiten zur Geschichte des sportiv bewegten Körpers¹⁵ Bilder als Quellen *analytisch* nur selten berücksichtigt haben. Abgesehen von wenigen Ausnahmen¹⁶ sind mir kaum historiographische Auseinandersetzungen mit Bildern als Quellen für den Körper in (sportiver) Bewegung bekannt. Neben dem empirischen Befund, dass sich in Anleitungen zum Fußballspiel eine Vielzahl von Bildern finden, gibt es auch eine methodologische Relevanz, Bildquellen zu berücksichtigen. Die verschiedenen, sich unter anderem auf den Körper und seine Praktiken beziehenden *cultural turns*,¹⁷ haben auch in den Geschichtswissenschaften mittlerweile ihren Einschlag gefunden.¹⁸ In keiner der größeren historiographischen Arbeiten, die sich explizit auf den Körper und/oder seine Praktiken beziehen, wurden bisher jedoch Bilder als *historische Quellen* konsequent genutzt.

Das Ziel ist es nicht, ein programmatisches Plädoyer für die Verwendung von Bildquellen für (körper-)historische Forschungen zu halten. Vielmehr möchte ich anhand von Fotografien und nach Fotografien angefertigten Zeichnungen aufzeigen, dass und wie sich diese Bilder für Untersuchungen der Vermittlung körperpraktischen

1910, S. 24-29; Ders.: Leibesübung und Kunst, in: Deutscher Fußball-Bund (Hg.): Deutsches Fußball-Jahrbuch 8, 1911, S. 32-38.

13 Vgl.: Möller, Karl: Rez. Zu: Raydt, Hermann: Volks- und Jugendspiele, in: KuG 14, 1905/1906, S. 92-93; Raydt, Ernst: Rez. Zu: Fußball-Jahrbuch 1905-1907, in: KuG 16, 1908, S. 398.

14 Vgl.: Heineken, Philipp: Das Fußballspiel. Association und Rugby, Stuttgart 1898, Repr. Hannover 1993, S. 7; Faber, Paul: Der Fußballsport, Berlin / Leipzig / Paris 1907, S. 7.

15 Vgl.: Alkemeyer, Thomas: Körper, Kult und Politik. Von der ‚Muskelreligion‘ Pierre de Coubertins zur Inszenierung von Macht in den Olympischen Spielen von 1936, Frankfurt/M. 1996; Goltermann, Svenja: Körper der Nation. Habitusformierung und die Politik des Turnens 1860-1890, Göttingen 1998; Eisenberg, Christiane: ‚English Sports‘ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte, 1800-1939, Paderborn u.a. 1999; Wildmann, Daniel: Der veränderbare Körper. Jüdische Turner, Männlichkeit und das Wiedergewinnen von Geschichte in Deutschland um 1900, Tübingen 2009.

16 Vgl. v.a.: Möhring, Maren: ‚... ein nackter Marmorleib‘. Mimetische Körperkonstruktion in der deutschen Nacktkultur oder: Wie läßt sich eine griechische Statue zitieren?, in: Gutenberg, Andrea / Poole, Ralph (Hg.): Zitier-Fähigkeit. Findungen und Erfindungen des Anderen, Berlin 2001, S. 215-233. Ferner: Dies.: Marmorleiber. Körperbildung in der deutschen Nacktkultur. 1890-1930, Köln u.a. 2004, S. 345f.; Huggins, Mike / O'Mahony, Mike (Hg.): The Visual in Sport, London u.a. 2012; sowie das laufende Projekt von Olaf Stieglitz zu Sport und der visuellen Kultur moderner Körper (siehe: <http://olaf-stieglitz.de/projects.html>; zuletzt 05.08.2014).

17 Vgl. als grundlegenden Überblick: Bachmann-Medick, Doris: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Reinbek bei Hamburg 2006.

18 Vgl. u.a. die größeren Arbeiten Marian Füssels und Sven Reichhardts.

Wissens sowie der (kritischen) Rezeption (fußballerisch) bewegter Körper eignen.

Abbildungen in Praxisanleitungen sollten „nicht nur einen Schmuck des Buches bilden, sondern vor allem auch zum besseren Verständnis des Textes beitragen“,¹⁹ wie es Hermann Schnell im Vorwort seines *Handbuchs der Ballspiele* von 1900 formulierte. Diese beiden von Schnell angesprochenen Dimensionen – das heißt Wissensvermittlung, die über den Text hinausweist, sowie die ästhetische Facette von Bildern – werde ich hinsichtlich der Frage untersuchen, ob und wie der Fußballer, im Bild ist. Mit dieser Wendung ziele ich auf zwei Dinge ab. Redensartlich bedeutet über etwas ‚im Bilde zu sein‘, dass man über eine gewisse Könnern- und Kennerschaft in einem gegebenen Zusammenhang verfügt. In einem ersten analytischen Abschnitt werde ich mich daher mit dem in diesen Bildern verdichteten körperpraktischen Fußballwissen näher beschäftigen. Da diese Abbildungen angeblich besser als Texte geeignet waren, Einblicke in fußballspezifische „Techniken des Körpers“²⁰ zu vermitteln, gilt es in diesem Zusammenhang zunächst nach dem Verhältnis zwischen Bild und Rezipient zu fragen. Dieser Frage werde ich mich durch rezeptionsästhetische Ansätze nähern, in denen davon ausgegangen wird, dass dieses Verhältnis durch eine im Bild angelegte Betrachterfunktion formatiert ist – dass der „Betrachter im Bild ist“, wie es Wolfgang Kemp formelhaft ausdrückt.²¹ Um den Rahmen dieses Aufsatzes nicht zu sprengen, konzentriere ich mich dabei auf Bilder, die das Aufnehmen des Balles durch den Torhüter zeigen.

Anschließend werde ich mich mit dem Verhältnis von Ästhetik und ‚Realität‘ beschäftigen. In einem Aufsatz über die *gescholtene Photographie* von 1902 betonte Karl Möller, dass „die Abbildung in einem Lehr- oder Übungsbuch vor allen Dingen den belehrenden Zweck hat, über die Art der Bewegung genau aufzuklären.“²² Bilder mit einem solchen Anspruch, so Möller weiter, könnten durchaus auch unästhetisch sein, schließlich sei es ihre Aufgabe, realitätsgetreu den Ablauf einer Bewegung wiederzugeben. Es sei sogar „möglich, solch einen

19 Schnell, Hermann: *Handbuch der Ballspiele*. Zweiter Teil: Das Fußballspiel, Leipzig 1900, S. VIII.

20 Mauss, Marcel: Der Begriff der Technik des Körpers, in: Wolf Lepenies / Henning Ritter (Hg.), Marcel Mauss. Soziologie und Anthropologie, Bd. 2, München 1975, S. 199-220.

21 Vgl.: Kemp, Wolfgang (Hg.): *Der Betrachter ist im Bild*. Kunstwissenschaft und Rezeptionsästhetik, Köln 1985; Ders.: *Kunstwerk und Betrachter: Der rezeptionsästhetische Ansatz*, in: Belting, Hans et.al. (Hg.): *Kunstgeschichte. Eine Einführung*, 6. Aufl., Bonn 2003, S. 247-265.

22 Möller, Karl: *Die gescholtene Photographie*, in: *Körper und Geist (KuG)* 11, 1902/1903, S. 57-61, Zitat: S. 57.

Moment durch ein wenig Abänderung zur Karikatur umzugestalten“, wie es Karl Planck auf dem Titelbild seiner Schmähchrift *Fußlümmelei* getan habe.²³ Diese Facette der Visualisierung fußballerisch bewegter Körper werde ich anhand einer Fotografie und ihrer Karikierung durch Planck genauer untersuchen. Ziel ist es, die relative Deutungsoffenheit von Bildern anhand des Fußballers *im* Bild deutlich zu machen, das heißt die visuelle Dimension von Kritik anhand der Abbildung von Fußballerkörpern anzudeuten. Die visuelle Repräsentation des Fußballerkörpers konnte, so wird zu zeigen sein, gleichzeitig instruktiv, als auch kritisch (wenn nicht gar polemisch) zitiert werden.

Die Paratexte der Bilder

Bevor diese analytischen Schritte unternommen werden können, müssen jedoch zunächst die ‚Paratexte‘ der Abbildungen, das heißt der materielle Erscheinungskontext dieser Bilder näher bestimmt werden. Wie bereits angesprochen erschienen zwischen 1875 und dem Beginn des Ersten Weltkrieges knapp 40 Texte von äußerst unterschiedlichem Umfang, die ihre Rezipienten entweder direkt zur Teilnahme am Fußballspiel befähigen sollten oder Lehrern und anderen Anleitung zur Anleitung gaben.

Diese Texte bezeichne ich als Praxisanleitungen, das heißt Texte, die sich auf unterschiedliche Weise (von Regeln bis hin zu ausführlichen Beschreibungen), für unterschiedliche Adressatenkreise (von Lehrern bis hin zu einzelnen Fußballern) und in ganz unterschiedlichem Umfang (vom dreiseitigen Faltblatt bis hin zur Monographie von 200 Seiten) einer Aufbereitung des Fußballspiels für Anfänger widmeten. Maren Möhring, die sich in ihrer bereits erwähnten Untersuchung ebenfalls mit solchen Texten beschäftigte, hat quellenkritisch angemerkt, dass diese „zwar praxisanleitend, aber nicht in der Lage waren, die Körperpraktiken vollständig zu determinieren.“²⁴ Auch die Zeitgenossen waren sich der Grenzen von Praxisanleitungen bewusst. So mahnte etwa Friedrich Wilhelm Fricke in der Zeitschrift *Spiel und Sport* von 1896, dass Anfänger zunächst „kein Buch zur Hand“ nehmen, sondern ein paar Mal mitspielen sollten. Nachdem man mitgespielt habe, leiste „dann auch ein anschaulich geschriebenes Büchlein über das Fußballspiel wertvolle Dienste zur Klärung und Vertiefung.“²⁵ Fast zwanzig Jahre

23 Ebd., S. 58.

24 Möhring, Marmorleiber, S. 46.

25 Fricke, Ferdinand Wilhelm: Das Fussballspiel in Hannover, in: Hannoverscher Anzeiger v. 23.2.1896, abgedr. in: *Spiel und Sport* 6, 1896, S. 260-261, Zitat: S. 260.

später legte auch Alfred Rahn seinen Lesern die Teilnahme am Spiel nahe, um Fußball zu lernen. Doch denen, die in ihrer Jugend nicht die Gelegenheit hatten, Fußball zu spielen, solle der Fußball durch seine Ausführungen dennoch zugänglich werden.²⁶ Dieser Anspruch an Praxisanleitungen legt es nahe, sie als „praktische‘ Texte“ im Sinne Michel Foucaults zu verstehen. Das heißt als Texte, „die selbst Objekt von ‚Praktik‘ sind, sofern sie geschrieben wurden, um gelesen, gelernt, durchdacht, verwendet, erprobt zu werden“²⁷ – Texte, die ihren Rezipienten durch Text *und* Bild unter anderem zentrale Techniken des Fußballkörpers vermitteln sollten.

Solche Texte wurden auch für weitere sportive und spielerische Praktiken publiziert. Entweder erschienen sie in separaten Anleitungen, etwa Robert von Fichards *Handbuch des Lawn-Tennis-Spieles* von 1895,²⁸ oder innerhalb umfangreicher Spielesammlungen, die zahlreiche Bewegungsspiele beschrieben, zum Beispiel Ernst Kohlrauschs und Adolf Martens *Turnspiele nebst Anleitung zu Wettkämpfen* von 1884.²⁹ Strukturell glichen sich diese Texte. In der Regel wurde die jeweilige Praktik in ihrem Prinzip und Verlauf geschildert, die Beschaffenheit ihrer Räumlichkeit sowie die erforderlichen Dinge erläutert und einzelne Körpertechniken beschrieben. Sowohl die Beschreibungen, die erwähnten Ding- und Räumlichkeiten als auch die intertextuellen Bezüge zwischen den Anleitungen waren jedoch immer *praktikspezifisch*, das heißt in einem Text zum Fußballspiel wurde lediglich auf andere Texte zum Fußballspiel verwiesen. Bezüglich des Dribblings verwies beispielsweise August Hermann in einem Aufsatz über den *Fußball ohne Aufnahmen* von 1895 auf den *Katechismus der Bewegungsspiele* von Justus Carl Lion und J.H. Wortmann aus dem Jahre 1891: „Es ist hierüber von Lion-Wortmann auf den Seiten 127 und 128 ihres Spielbuchs in sehr hübscher und zutreffender Weise beschrieben worden.“³⁰

In ihrer Materialität zeichneten sich diese Texte durch eine besondere ‚Handlichkeit‘ aus. Die meisten Texte erschienen in Form des Handbuchs, das heißt – in Anlehnung an Martin Heidegger – als „ein

26 Vgl.: Rahn, *Der Fußball*, S. 80f.

27 Foucault, Michel: *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2*, Frankfurt/M. 1989, S. 20. Vgl.: Möhring, *Marmorleiber*, S. 46.

28 Fichard, Robert von: *Handbuch des Lawn-Tennis-Spieles*, Baden-Baden 1895.

29 Kohlrausch, Ernst / Marten, Adolf: *Turnspiele nebst Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten für Lehrer, Vorturner und Schüler höherer Lehranstalten*, Hannover 1884.

30 Hermann, August: *Fußball ohne Aufnahmen. Das deutsche Fußballspiel*; in *England Association*, in: *Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel* 2, 1893, S. 305-308, Zitat: S. 308.

Buch, das zur Hand nehme, *wer es braucht*“.³¹ Mehrfach wiesen Zeitgenossen darauf hin, dass dieser oder jener Text besonders durch seine materielle Form empfehlenswert sei.³² In keiner anderen Quelle schlug sich Handlichkeit als besondere materielle Qualität so deutlich nieder, wie in Julius Sparbiers *Fußball-Merkblatt zur erfolgreichen Erlernung des Fußballspieles*, das um 1912 erschien.³³ Indem es sich dreifach falten ließ, konnte es problemlos in Hemd- oder Hosentasche aufbewahrt und somit sogar auf den Fußballplatz mitgenommen werden.

Aus diesem Materialkorpus greife ich für diesen Aufsatz vier Bücher heraus, die im Zeitraum zwischen 1898 und 1907 veröffentlicht wurden und in denen sich unterschiedliche Autoren ausschließlich mit dem Fußballspiel beschäftigt haben. In diesen knapp zehn Jahren entwickelte sich der Fußball im Kaiserreich enorm weiter. Bereits seit Mitte der 1890er Jahre gab es sowohl recht beständige verbandsmäßige Zusammenschlüsse, als auch einen ausgedehnten Markt für (un)entbehrliche Dinge des Fußballs sowie einen ebenso ausgedehnten Zeitschriftenmarkt. 1900 wurde dann mit dem Deutschen Fußball-Bund (DFB) eine reichsweite Dachorganisation des Fußballs gegründet, die regionale und nationale Meisterschaften sowie einen Pokalwettbewerb organisierte, die Regeln kanonisierte und somit zu einer deutlichen Stabilisierung der Praxis beitrug.

Der erste Text dieses Materialkorpus stammt von Philipp Heineken, einem Ingenieur und seinerzeit aktivem Rugbyspieler, der jedoch ebenfalls Associationfußball, das heißt die auch heute noch gängigste Form des Fußballspiels ohne Benutzung der Hände spielte. 1898 veröffentlichte er mit *Das Fußballspiel. Association und Rugby* sein zweites umfangreiches Buch. Anders als seine fünf Jahre zuvor erschienenen *beliebtesten Rasenspiele*, in denen er unter anderem auch Cricket beschrieb, widmete er sich in *Das Fußballspiel* ausschließlich diesen beiden Formen.³⁴ Zwei Jahre später erschien der bereits zitierte zweite Teil des *Handbuchs der Ballspiele*, welches von dem Altonaer Turnlehrer Hermann Schnell verfasst worden war. Wiederum zwei Jahre

31 Thomä, Dieter: Einleitung des Herausgebers, in: Ders. (Hg.): Heidegger Handbuch. Leben, Werk, Wirkung, Stuttgart/Weimar 2003, S. IX-XVII, hier: S. IX. Hervorh. i. Orig.

32 Vgl.: Lion, Carl Justus: Turnen, in: Pädagogischer Jahresbericht 35, 1883, S. 922-944; Stoewer, S. 666; Schnell, Hermann: Die verbreitetsten Spielbücher, in: Schenckendorff, Emil von / Schmidt, F.A. (Hg.): Allgemein unterrichtende Mitteilungen zur Einführung in die Jugend- und Volksspiele, Leipzig 1895, S. 10.

33 Sparbier, Julius: Fußball-Merkblatt zur erfolgreichen Erlernung des Fußballspieles, Braunschweig o.J. [vermutlich 1912].

34 Die Differenzen zwischen Rugby- und Associationfußball können in diesem Aufsatz nicht erschöpfend ausgeführt werden.

darauf veröffentlichte Kurt von Eberbach den zweiten Band seiner insgesamt fünfteiligen Serie über *Rasenspiele*. Den letzten der vier Texte bildete Paul Fabers *Der Fußballsport* von 1907. Anders als Heineken, Schnell und von Eberbach, beschrieb in diesem Text nicht *ein* Autor das Fußballspiel. Faber, selbst aktiver Fußballer in verschiedenen Berliner Vereinen, hatte für die Beschreibungen jeder einzelnen Position jeweils seinerzeit aktive Fußballer gebeten, einen Text mit praktischen Hinweisen zu schreiben. Für den Text über das Torwartspiel zeichnete Paul ‚Gilly‘ von Goldberger verantwortlich, der in der Saison 1906/07 mit dem Freiburger FC deutscher Meister geworden war.³⁵ Heineken, Faber und von Goldberger als aktive Fußballer, Schnell als Turnlehrer, der seine Schüler Fußball spielen ließ, und von Eberbach, der zumindest vom B.G. Teubner Verlag für kompetent genug gehalten wurde, eine fünfteilige Serie von Büchern über verschiedene Rasenspiele zu veröffentlichen, verfügten somit alle über ein praktisches Wissen, welches sie in ihren Texten zu vermitteln suchten.

Inhaltlich waren sich alle in diesem Aufsatz genutzten Texte darin ähnlich, dass sie – mit Ausnahme Schnells, der nur eine Unterscheidung in Angriff und Verteidigung vornahm – für die einzelnen taktischen Positionen eines Fußballspiels separierte Beschreibungen enthielten. Mehr oder weniger kleinschrittig wurden dem Leser in diesen Beschreibungen die Anforderungsprofile der jeweiligen spieltaktischen Position erläutert. Da Bilder zum Spiel des Torwarts im folgenden Teil das Material für meine Überlegungen bilden, werde ich die inhaltlichen Aspekte am Beispiel des Torwarts ausführen. Die anderen Positionen (Stürmer, Mittelspieler, Hinterleute) hatten je eigene Anforderungsprofile, die jedoch nach den gleichen Aspekten geordnet waren, wie die für den Torwart.

Einen ersten Aspekt der Beschreibung von spieltaktischen Positionen bildete eine *Beschreibung ihrer Aufgabe*. Im Falle des Torwarts war dies, so Heineken, die im Vergleich zu anderen Positionen „viel höhere Aufgabe, die Beschützung des Males“, sprich des Tores.³⁶ Zweitens nannten die meisten Autoren *körperliche und/oder charakterliche Eigenschaften*, die dem Spieler zu eigen sein sollten. Heineken und von Eberbach hoben körperliche Gewandtheit³⁷ als wichtige Eigenschaft hervor, und von Goldberger betonte „Entschlossenheit und Kaltblütigkeit“³⁸ als besondere charakterliche Merkmale des Torwarts.

35 Vgl.: o.A.: Festschrift zum 55jährigen Bestehen des Freiburger Fußballclubs 1897-1952, Freiburg 1952, S. 15.

36 Heineken, Fußballspiel, S. 74f.

37 Vgl.: Ebd., S. 75; Eberbach, Kurt von: Rasenspiele. Zweiter Band. Fussball, Leipzig o.J. [1902], S. 45.

38 Faber, Fußballsport, S. 67.

Den letzten, immer wiederkehrenden Aspekt, bildeten Hinweise dazu, was man *tun* solle. Beispielsweise empfahl von Eberbach dem Torwart: „Wenn der Ball sich nähert, so beobachte der Thorwächter genau, in welcher Weise der Spieler, welcher sich zum Stosse auf das Mal anschickt, Schwung dazu holt. Daraus nämlich lässt sich ein Schluss ziehen, in welcher Richtung der Ball fliegen wird.“³⁹ Obwohl gerade die Passagen zum letzten Aspekt – zumindest für das heutige Fußballverständnis – eher kryptisch formuliert waren, hatten alle Autoren zweifellos den Anspruch, ihren Lesern die grundlegenden Fähigkeiten zum Fußballspiel zu vermitteln. Aus diesem Grund bezeichne ich diese Passagen als didaktisch.

Sprachlich griffen die Autoren in diesen didaktischen Passagen auf verschiedene Modi zurück. Neben „Kardinaltugend[en]“⁴⁰ oder Leitsätzen finden sich zahlreiche direkte Aufforderungen – das Hilfsverb ‚sollen‘ taucht immer wieder auf – sowie deskriptive Anteile. So forderte Heineken: „*Spiele mit den Händen soviel du kannst und benütze die Füße nur im Falle der äussersten Not.*“⁴¹ Ein gutes Beispiel für deskriptive Passagen bildet von Eberbachs Beschreibung des „Verlassen des Thores“: „Um den Ball nicht ins Thor gelangen zu lassen, darf der Thorwächter den ganzen Körper, also auch die Hände benutzen. Letztere werden sogar seine Hauptwaffen. Stets soll er mit beiden Händen zu fassen versuchen und das Zurückschlagen des Balles mit der Faust möglichst vermeiden.“⁴²

Unmittelbar über dieser Passage war ein Bild mit dem Titel „Der Thorwächter pariert den Ball“ abgedruckt, das zumindest eine gewisse Beziehung zu diesem Text unterhielt. Ähnlich verhält es sich bei den Beschreibungen von Goldbergers. Anders Heineken: Ganze sechs Abbildungen (fünf Zeichnungen, ein Foto) gab er seiner fünfseitigen Beschreibungen des Torwarts bei, die unter anderem mit „Der Thorwächter ist stets auf dem Sprunge“ oder „Retten nach allen Regeln der Kunst“ überschrieben waren.⁴³ Keiner dieser Aspekte des Torwartspiels wurden in den Textpassagen auch nur annähernd thematisiert.

39 Eberbach, Rasenspiele, S. 44.

40 Ebd., S. 44f.; Heineken, Fußballspiel, S. 75.

41 Heineken, Fußballspiel, S. 75, Hervorh. i. Orig.

42 Faber, Fußballsport, S. 62.

43 Zitate: Heineken, Fußballspiel, S. 74f., S. 77.

Fußball als Sache der Anschauung: Das Knie des Torwarts

Der Torwart⁴⁴ war (und ist) der einzige Spieler einer Fußballmannschaft, der während des Spiels den Ball mit den Händen berühren darf; und selbst er darf dies nur in einem bestimmten Bereich des Fußballfeldes tun. Ebenso wie für den Feldspieler spezifische Körpertechniken – Pass, Dribbling oder Kopfball – in den einzelnen Anleitungen beschrieben wurden, widmeten sich die einzelnen Autoren auch spezifischen Körpertechniken des Torwarts, sprich dem Zusammenspiel von Ball und Hand. Wie im Kontext der Erklärungen für Feldspieler, waren denen zum Torwart in drei der vier untersuchten Praxisanleitungen Visualisierungen des „Spiel[s] des Torwächters“⁴⁵ beigegeben – allein Schnell fügte in der Passage zum Torwart kein Bild zum Torwartspiel hinzu. Heineken gab, wie bereits angesprochen, sechs, Faber zwei und von Eberbach eine Abbildung bei. Im Folgenden werde ich jene Abbildungen aus Heineken, von Eberbach und Faber besprechen, die den Torwart beim Fangen eines Balles zeigen, und diese mit zwei Fotografien aus Hans Oskar Simons *Der deutschen Jugend Sportbuch* von 1913⁴⁶ ergänzen. Auswahlkriterium für die Bildquellen ist eine gewisse Ähnlichkeit, die zwischen allen Abbildungen besteht. Zum einen waren alle drei in erklärende Passagen zum Torwartspiel eingebettet. Zum zweiten sind sie sich in dem dargestellten Kontext ähnlich, nämlich dem Fangen bzw. Aufnehmen eines Balles, der sich knapp unter Brusthöhe auf den Torwart zubewegt.

44 Zeitgenössisch variierte die Bezeichnung zwischen Thorwächter, Malspieler und Thor-wart. Ich gebrauche die heute übliche Bezeichnung ‚Torwart‘.

45 Faber, *Fußballsport*, S. 62.

46 Simon, Hans Oskar: *Der deutschen Jugend Sportbuch*, Leipzig 1913.



Abbildung 1: Körpertechnik des Torwarts I (aus: Heineken 1898, S. 76)



Abbildung 2: Schusshaltung (aus: Simon 1913, S. 18)

Die früheste dieser Bildquellen (Abb. 1) wurde in Heinekens *Das Fußballspiel* abgedruckt und entstammte ursprünglich der englischen Sport- und Theaterzeitschrift *Illustrated Sporting and Dramatic News*. Sie zeigt einen Teil eines Fußballtores, zu erkennen an einem angedeuteten Tornetz und der Torlinie. Des Weiteren sind drei Figuren zu sehen. In der rechten Bildhälfte ist eine Figur abgebildet, die durch ihre Kleidung (kurzes, gestreiftes Oberteil, kurze Hose, Schienbeinschützer) als Fußballspieler erkennbar ist. Die eigentliche Situation, die durch die Bildunterschrift als „Der Ball wird noch zur rechten Zeit aufgehalten“ charakterisiert ist, findet jedoch in der linken Bildhälfte statt.

Zwei Figuren sind zu sehen, von denen die eine, im Bildvordergrund, ein helles, langärmliges Oberteil und eine lange Hose trägt. Hinter dieser Figur befindet sich eine zweite, die ein langes Oberteil und kurze Hose trägt. Mit etwas ‚fußballerischer Phantasie‘ kann die vordere Figur als Torwart, die hintere als gegnerischer Angreifer verstanden werden. Unterstützt wird diese Vermutung dadurch, dass die vordere Figur langärmlige und -beinige Kleidung trägt und mit den Händen nach dem Ball greift, während die hintere offenbar zum Schuss ausholt oder kurz vor der ‚erzählten Zeit‘⁴⁷ des Bildes ausgeholt hat. Die Ausholbewegung ist deutlich an der charakteristischen Armhaltung (vgl. die Figur im dunklen Oberteil auf Abb. 2) zu erkennen. Auf der Bildebene ist dies ferner daran zu sehen, dass sich der rechte Fuß des Angreifers in der Luft, etwa auf Höhe des linken Ellenbogens des Torwarts, befindet. Es handelt sich also bei Abb. 1 um eine recht dynamische Situation, die durch die – vor allem durch die Torlinie hervorgehobene – dynamisierende Bilddiagonale von links unten nach rechts oben betont wird: der Angreifer setzt zum Schuss an und der Torwart ‚schnappt‘ ihm den Ball direkt vor dem Schuss weg. Dabei sinkt der Torwart auf dem linken Standbein ein wenig ein, macht mit dem rechten Bein einen Ausfallschritt und schafft es so „mit dem Körper in die Schußlinie zu kommen“, ⁴⁸ wie es von Goldberger formulierte.

Das beschriebene Absinken des einen Knies und des Ausfallschritts des anderen Beines findet sich auch in einer anderen Abbildung des Torwartspiels in Heinekens *Das Fußballspiel*. Im Kontext eines allgemeinen und zusammenfassenden Abschnitts ist der Torwart im Moment

47 Mit Erzählzeit ist die zeitliche Dauer gemeint, „die ein Erzähler für das Erzählen seiner Geschichte benötigt [...]. Die *erzählte Zeit* meint demgegenüber die Dauer der erzählten Geschichte.“ Zit. n.: Martinez, Matias / Scheffel, Michael: Einführung in die Erzähltheorie, 4. Aufl., München 2003, S. 31, Hervorh. i. Orig.

48 Faber, Fußballsport, S. 64.



Abbildung 3: Körpertechnik des Torwarts II (aus: Heineken 1898, S. 81)

des Abfangens des Balles in nahezu identischer Körperhaltung abgebildet (Abb. 3). Auch von Eberbach verwendete eine Darstellung dieser Körperhaltung in *Rasenspiele* (Abb. 4). Zu sehen sind, wie auch in Abb. 3, lediglich der Torwart und der angreifende Spieler, der kurz vor der erzählten Zeit des Bildes den Ball geschossen hat. Das Zusammenspiel von abgebildeten Figuren und dem Artefakt ‚Ball‘ kann als eine Art Affordanz⁴⁹ bezeichnet werden, die Akteure und Artefakt unter den Bedingungen des Vollzugs eines Fußballspiels in eine Beziehung setzte. Der Torwart hatte das Ziel – und die Aufgabe – den Ball nicht in das Tor zu lassen; der Angreifer das genau andere Ziel.

In einem ersten analytischen Schritt möchte ich an dieser Stelle auf die rezeptionsästhetische Dimension der Bildquellen aufmerksam machen. Durch das geschilderte in-Beziehung-Setzen von Torwart, Angreifer und Ball erzeugten die Abbildungen einen starken Eindruck von Unmittelbarkeit. Diese, als Affordanz bezeichnete „Orientierungsfunktion“⁵⁰ der Abbildungen, antizipierte Rezipienten, die

49 Vgl. zu diesem Konzept in Anlehnung an James J. Gibsons: Alkemeyer, Thomas: Subjektivierung in sozialen Praktiken. Umriss einer praxeologischen Analytik, in: Ders. / Budde, Gunilla / Freist, Dagmar (Hg.): Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung, Bielefeld 2013, S. 33-68, hier: Fußnote 132.

50 Vgl.: Kemp, Wolfgang: Kunstwerk und Betrachter: Der rezeptionsästhetische Ansatz, in: Belting, Hans et. al. (Hg.): Kunstgeschichte. Eine Einführung, 6. Aufl., Bonn 2003, S. 247-265, hier: S. 253. Vgl. für die Geschichtswissenschaft: Jäger, Jens: Fotografie und Geschichte, 2009; Talkenberger, Heike: Von der Illustration zur Interpretation: Das Bild als historische Quelle, in: Zeitschrift für historische Forschung 21, 1994, S. 289-313; Talkenberger, Heike: Bilder als historische Quellen. Zur Methode und Praxis der Interpretation, in: Keck, Rudolf / Kirk, Sabine / Schröder, Hartmut (Hg.): Bildungs- und kulturgeschichtliche Bildforschung. Tagungsergebnisse – Erschließungshorizonte, Baltmannsweiler 2006, S. 4-24.



Fig. 10. Der Thorwächter pariert den Ball.

Abbildung 4: Körpertechnik des Torwarts III (aus: Eberbach 1902, S. 43)

diese Situation (ein Stürmer schießt einen Ball und ein Torwart fängt ihn) vermutlich in einem Fußballspiel sehen würden (oder bereits gesehen hatten). Neben der Unmittelbarkeit erzeugenden „Art und Weise [...] wie die Dinge und Personen der innerbildlichen Kommunikation zueinander in Beziehung treten“,⁵¹ trägt die dynamisierende Bilddiagonale zu einer Verstärkung dieser Unmittelbarkeit bei.⁵² Abb. 1, 3 und 4 waren zweifellos mit dem Anspruch abgedruckt worden, ihren Rezipienten eine der basalen Techniken des Torwartspiels (nämlich das Fangen des Balles) zu vermitteln. Zu diesem Zweck, so meine These, wurden die Bildbetrachter durch die Form der Darstellung auf eine bestimmte Weise rekrutiert, nämlich indem die Darstellungen ihre Betrachter in die Unmittelbarkeit einer der gängigsten Situationen der Praxis ‚Fußball‘ eintauchen ließen.

Dass die Visualisierung ein und derselben Körpertechnik auch ganz anders umgesetzt werden konnte, zeigt Abb. 5, die Fabers *Fußballsport* entstammt. In dieser Abbildung ist eine Perspektive gewählt, in welcher das einzige dynamisierende Element der Pfeil im linken Teil des Bildes ist. Die Körperhaltung hingegen ist die Gleiche wie auf Abb. 1, 3 und 4:

51 Vgl.: Kemp, *Kunstwerk und Betrachter*, S. 253f., Hervorh. i. Orig.

52 Diese Bilddiagonale ist im Übrigen auch im aktuellen Logo der Fußball-Bundesliga wiederzufinden.

Das rechte Knie des Torwarts ist ein wenig höher als das linke. Ferner ist das linke Bein dem Tor etwas näher als das rechte, was an der Stellung der Füße am ehesten sichtbar ist. Auch in dieser Zeichnung ist also das Absinken in die als typisch benannte Körperhaltung erkennbar.

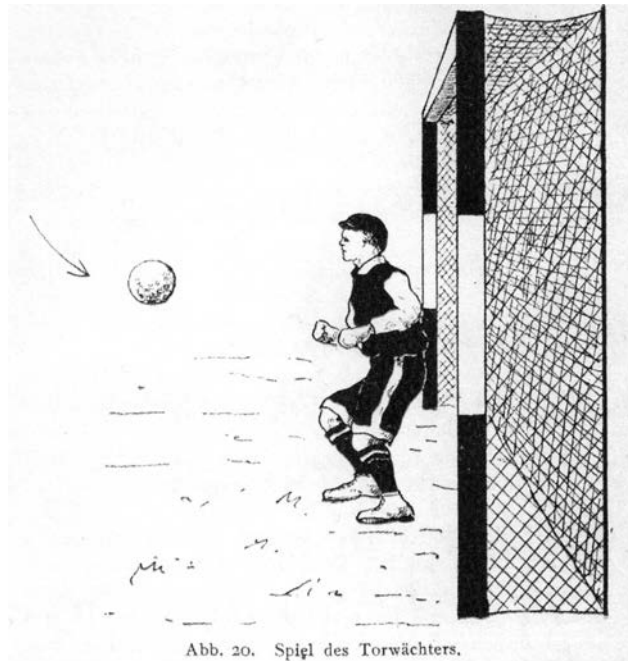


Abbildung 5: Körpertechnik des Torwarts IV (aus: Faber 1907, S. 64)



Abbildung 6: Körpertechnik des Torwarts V (aus: Simon 1913, S. 126)

Bezüglich der kompositorischen und perspektivischen Dimensionen der vorgestellten Bildquellen lässt sich Folgendes festhalten. Die Abbildungen 1, 3, 4 und 5 entstammen allesamt didaktischen Passagen in den Praxisanleitungen. Die Abbildungen 1, 3 und 4 zeichnen sich dadurch aus, dass sie durch ihre Perspektive den Betrachter ins Bild

holen. Dieser eher unmittelbare Gehalt der Abbildungen wiederholt sich auf der kompositorischen Ebene. Die Abbildungen zeigen nicht allein den Torwart und den Ball, sondern diese Artefakt-Akteur-Konstellation in ihrem praktischen Vollzug. Hierzu schien es den Bildproduzenten offenbar notwendig zu sein, mindestens einen weiteren Akteur abzubilden, nämlich den angreifenden Spieler. Der Bildbetrachter schaut über die Schulter des Angreifers, der kurz vor der erzählten Zeit des Bildes einen Schuss abgegeben hat, welchen der Torwart in der erzählten Zeit des Bildes durch die beschriebene typische Haltung des Torwarts pariert.

Im Gegensatz dazu bildet Abb. 5 eine isolierte Situation ab. Allein der Pfeil links neben dem Ball lässt die Vermutung zu, dass dieser irgendwie in Bewegung gesetzt wurde und der Torwart sich entsprechend verhalten muss. Indem diese Situation sowohl perspektivisch als auch kompositorisch das ‚Spiel des Torwächters vom sonstigen Geschehen auf einem Fußballplatz isoliert, kann es als didaktische Situation bezeichnet werden. Der Lehrgegenstand, also das ‚Spiel des Torwächters‘, ist losgelöst vom komplexen Geschehen eines Fußballspiels und kann für den Lernenden somit zunächst auf einfache Weise erschlossen werden. Abb. 1, 3 und 4 rekrutieren den Betrachter, bringen ihn in die unmittelbare Situation, wenn ein Angreifer den Ball auf das Tor schießt; Abb. 5 isoliert die Situation, bereitet sie explizit didaktisch auf und setzt Ballbewegung und Torwart in ein unmittelbares Verhältnis.

Was in keinem der Texte beschrieben wird, ist die bezeichnete Haltung des unteren Körperbereichs. Nirgendwo steht, dass der Torwart zum Fangen des Balles auf einem Knie absinkt und mit dem anderen Bein einen Ausfallschritt macht. Gleichwohl ist diese Haltung auf allen hier vorgestellten Abbildungen zu sehen. Auch ‚reale‘ Torwarte scheinen diese Haltung ‚tatsächlich‘ eingenommen zu haben, wie Abb. 6 belegt. Bei aller Vorsicht gegenüber realienkundlichen Zugängen zu Bildern⁵³: Abb. 6 zeigt eindeutig die gleiche Körperhaltung des Torwarts wie Abb. 1, 3, 4 und 5.

Der zweite analytische Schritt ist damit angedeutet: Wie kommt es, dass alle Visualisierungen des Torwartspiels die beschriebene Haltung des unteren Körperbereichs reproduzierten, die offenbar auch ‚tatsächlichen‘ Praktiken des Torwarts entsprach und dennoch in keinem Fall auf das Absinken auf ein Knie eingegangen wurde? Warum schweigen die Praxisanleitungen von einem offenbar üblichen Umgang mit dem Körper durch den Torwart? Der von Gunter Gebauer

53 Vgl.: Talkenberger, Illustration, S. 291-293.

beschriebene „Umgangskörper“⁵⁴ bietet eine Antwortmöglichkeit. In diesem analytischen Konzept wird davon ausgegangen, dass „Körper ausschließlich in den konkreten Formen einer Praktik ihre Kontur und Verständlichkeit“ erhalten. Diese Körper werden von den Teilnehmern einer Praktik „nicht unspezifisch als bloße physische Einheiten wahrgenommen [...], sondern als je besondere Körper“.⁵⁵ Ein solcher besonderer Körper war der Torwartkörper. Gebauer betont in seinen Ausführungen ferner, dass Umgangskörper sowohl als Produkt als auch als Agens und Speichermedium von Praktiken fungieren.⁵⁶

Letztere Dimension erlaubt eine Antwort auf die aufgeworfene Frage. Die Produzenten der Bilder zum Torwartspiel waren ebenso wie auch die Produzenten der praktischen Texte ehemalige oder aktive Fußballer.⁵⁷ Sowohl diejenigen, die (unter anderem) das Spiel des Torwarts für Laien beschrieben und hierzu Bilder auswählten, als auch diejenigen, die diese Bilder produzierten, hatten schon einmal als Zuschauer oder Aktive einen Torwart die beschriebene Körperhaltung beim Fangen des Balles einnehmen sehen. Bildproduzenten und diejenigen, die diese Bilder auswählten, reproduzierten also den Umgangskörper des Torwarts und verfügten, als Kenner des Fußballspiels durch Teilnahme oder Anschauung, ebenfalls über einen solchen Umgangskörper in Bezug auf dessen Speicherfunktion. In anderen Worten: Da sie ‚wussten‘, wie ein Torwart seinen Körper bewegen muss, wussten sie gleichzeitig, welche Form der Visualisierung einem ‚authentischen‘ Torwart beim Fangen eines Balles entsprach. Abbildungen wie die des Torwarts zeigen, dass sich praktikspezifisches Körperwissen nicht nur in den Körper der Akteure einschreiben konnte, sondern zugleich visuell reproduziert wurde. Wurde der zu belehrende Rezipient der Praxisanleitung durch Komposition und Perspektive adressiert, so gerieten die Bildproduzenten gewissermaßen selbst ins Bild. Ihr praktisches Wissen über spezifische Körpertechniken verdichtete sich figürlich, so dass es zumindest denkbar ist, dass in solchen Abbildungen ‚reale‘ bewegte Körper und ihre abstrahierte Visualisierung verschmolzen. Solche – zugegebenermaßen hier nur angedeuteten – Überlegungen könnten es Historiker_innen ermöglichen, sich auf Grundlage eines Bildquellenkorpus historischen Praktiken sehr viel mehr zu ‚näher‘, als es Untersuchungen auf rein textuellen Korpora können.

54 Gebauer, Gunter: Wittgensteins anthropologisches Denken, München 2009, S. 95.

55 Alkemeyer, Subjektivierung in sozialen Praktiken, S. 53.

56 Vgl.: Gebauer, Wittgenstein, S. 95-101.

57 Heineken und Schnell entnahmen einige Bilder englischen Sportzeitschriften und Faber dankte in seinem Vorwort Tom Dutton und H. Borck für die Produktion der Bilder. Dutton und Borck waren beide aktive Fußballer. Einzig die Herkunft der Bilder aus dem Text von Eberbachs ist unklar.

Zusammenfassend kann ich an dieser Stelle folgendes festhalten: Bildquellen geben Hinweise auf ‚körpertechnische Blaupausen‘ einer Praxis, sie zeigen an, wie sich die Produzenten der Bilder und ihre Auftraggeber die Visualisierung einer Körpertechnik vorstellten. Ferner verweisen sie auf das Praxiswissen von Experten. Schließlich gibt ein rezeptionsästhetischer Zugang zu solchen Bildquellen Aufschluss darüber, wie ihre Rezipienten auf eine bestimmte Weise rekrutiert wurden. Im folgenden Abschnitt werde ich zeigen, wie eine Visualisierung des Umgangskörpers in Bewegung Gegenstand einer visuellen Didaktisierung einer Körperpraktik wie auch Gegenstand einer visuellen Kritik am Fußballerkörper wurde.

Fußball als Anschauungssache: Der ‚Rückstoss über den Kopf‘

Dass Fußball nicht nur als Sache der Anschauung Eingang in Bildquellen fand, sondern auch als Anschauungssache Gegenstand der Kritik werden konnte, möchte ich im Folgenden ausführen. In dem eingangs zitierten Aufsatz Möllers verwies dieser explizit auf die wohl bekannteste Schmähchrift zum Fußball, nämlich Karl Plancks *Fußlümmelei*⁵⁸ von 1898. Im Folgenden werde ich das ursprüngliche Foto sowie die auf Grundlage dieses Fotos erstellte Karikatur auf dem Titelblatt der *Fußlümmelei* näher beschreiben, um zu zeigen, wie die Darstellung einer Körpertechnik zu einer visuellen Kritik einer Praktik wurde.

Möller irrte in der Herkunft des Fotos, welches als Vorlage für die Karikatur diente. Dieses war nicht ursprünglich in Schnells *Handbuch der Ballspiele*, sondern bereits vier Jahre zuvor in dessen Artikel in der *Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel* erschienen. In diesem Aufsatz beschäftigte sich Schnell mit den *Spielregeln des Technischen Ausschusses*.⁵⁹ Geradezu paradigmatisch für das bisher Gesagte formulierte Schnell in diesem kurzen Aufsatz:

„Ein Spiel aus Büchern zu lernen hat seine Schwierigkeiten, selbst wenn es auf's Genaueste beschrieben ist. Gelegenheit, es von guten Spielern spielen zu sehen, hat aber nicht jeder. Da tritt das Bild in sein Recht. Durch die Photographie können wichtige Augenblicke, häufig wiederkehrende Thätigkeiten und Kunstgriffe festgehalten werden, die mit ihrer Hülfe leichter verstanden werden als durch alle Worte.“⁶⁰

58 Planck, Karl: *Fußlümmelei. Über Stauchballspiel und englische Krankheit*, Nachdr. d. Ausgabe Stuttgart 1898, Münster 1982.

59 Schnell, Hermann: *Zu den Spielregeln des technischen Ausschusses*, in: *Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel*, 1896, S. 114-115.

60 Schnell, *Spielregeln*, S. 114.



Abbildung 7: 'Rückstoss über den Kopf' (aus: Schnell 1896, S. 115)



Abbildung 8: Titelblatt 'Fusslümmelei' (aus: Planck 1898)

Zu diesem Zweck hatte Schnell Fotografien anfertigen lassen, von denen er diesem Aufsatz zwei beigab. Abb. 7 sollte eine visuelle Erläuterung zum Zurückstoßen des Balles „rückwärts über [...] den Kopf hinweg“⁶¹ geben. Das Foto zeigt einen männlichen Jugendlichen in einer Profilansicht. Der abgebildete Jugendliche steht auf seinem linken Bein, während sich das rechte hoch in der Luft, mit der Fußspitze fast auf

61 Ebd., S. 115.

Kinnhöhe befindet. Sein Rücken ist leicht gebeugt und beide Arme weisen fast parallel zum linken, leicht gebeugten Standbein nach unten. Die Kleidung des Jugendlichen (weiße Hose, weißes Oberteil, Gürtel) macht es wahrscheinlich, dass er Mitglied eines Turnvereins war. Im Bildhintergrund sind zwei weitere, vermutlich junge weibliche Personen sowie ein Baum zu sehen. Vermutlich unbeabsichtigt explizierte dieses Foto die geschlechtliche Dimension des Fußballs. Mädchen, für die der Fußball als „*natürlich* nicht geeignet“⁶² galt, schauen einem Jungen beim Spiel zu; teilnehmen dürfen sie keinesfalls.

Zwei Jahre nach seinem ersten Erscheinen tauchte dieses Foto als Karikatur auf dem Titelblatt der *Fußlümmelei* wieder auf (Abb. 8). Im Text polemisierte Planck in sehr drastischen Worten gegen den Fußball, welchen er als indikativ für die „verfluchte deutsche Fremdsucht“ und mithin fehlendes nationales Bewusstsein erachtete. Neben nationalistischen, deutschtümelnden Passagen enthält die Polemik eine explizite Sorge um den Körper, welche Planck durch Unfallstatistiken aus England zu erhärten versuchte. Aus diesen Statistiken gehe hervor, so Planck, dass „die Wahrscheinlichkeit eines Unglücks beim Fußball 18mal größer, als wenn man reitet, und 20mal größer, als wenn man ‚Gymnastik‘ treibt“ sei.⁶³ Dieser Rückgriff auf englische und/oder amerikanische Unfallstatistiken zu Fußballspielen war in der Zeit vor 1900 ein sehr gängiges Modell Gegenargumente zum Fußball zu entwickeln.⁶⁴

Die Sorge um eine Gefährdung des Körpers durch den Fußball reichte allerdings tiefer: Es ging nicht nur um dessen physische, sondern auch seine psychische, geistige Unversehrtheit. Sowohl in den harmonistisch-philanthropischen Vorstellungen, die das Körperbild des Turnens – vor allem des Turnens nach Adolf Spieß⁶⁵ – figurierten, als auch in den prominenten physiologischen Wissensordnungen der Jahrhundertwende, galten Körper und Geist, Physis und Psyche, als quasi-symbiotische Einheit. Allgemein lässt sich eine „Tendenz“ verzeichnen,

62 Kohlrausch, E.: Bewegungsspiele, Leipzig 1899, S. 25, Hervorh., J.E. Vgl. ferner: Raydt, Hermann: Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper. Englische Schulbilder in deutschem Rahmen, Hannover 1889, S. 239; Trapp, Eduard / Pinzke, Hermann: Das Bewegungsspiel. Seine geschichtliche Entwicklung, sein Wert und seine methodische Behandlung, nebst einer Sammlung von über 200 ausgewählten Spielen und 25 Abzählreimen. Auf Grund und im Sinne des Ministerial-Reskripts vom 27. Oktober 1882, 6., verm. Aufl., Langensalza 1897, S. 22f.

63 Vgl.: Planck, Fußlümmelei, S. 18f., Zitate: S. 19.

64 Vgl. u.a.: Nußhag, Friedrich: Ausartungen des Fußballspiels, in: DTZ 39, 1894, S. 302-303; D.: Die Fussball Saison, in: Sport im Bild 1, 1895, S. 254; o.A.: Ueber den Fussballsport in Deutschland, in: Der Fussball 2, 1895, Nr. 19, S. 148.

65 Vgl. v.a. die Einleitung zu dem ersten Band seiner vierbändigen *Lehre der Turnkunst*: Spieß, Adolf: Lehre der Turnkunst. Erster Theil: Die Freiübungen, 1874, 2. Aufl., S. 3-8.

„das Psychologische mit dem Physischen gleichzusetzen und den Körper als den Ort ausfindig zu machen, wo gesellschaftliche Deformationen und Verrückungen am leichtesten beobachtet werden können“,⁶⁶ wie es Anson Rabinbach formuliert.

Im Falle der Polemik Plancks wird dieses symbiotische Körper-Geist-Konzept an seinen Ausführungen zum Tritt gegen den Ball deutlich. Der „Hundtritt“ gegen den Ball, so Planck, sei an sich gemein. „Ein ‚Objekt‘ dagegen ist überhaupt nie so gemein, daß es eine solche Behandlung verdiente, und die Gemeinheit bleibt schließlich am ‚behandelnden, ‚Subjekt‘ hängen.“ In diesem Duktus fuhr er kurz darauf fort: „Ich habe [...] das Gefühl, daß die spielförmige, erzieherisch planmäßige Schulung des Hundtritts nicht nur einen schlechten Geschmack verrate, sondern auch schließlich verrohen müsse“.⁶⁷ Dass diese Ausführungen durchaus anschlussfähig waren, zeigt ein Artikel Johannes Vollerts, der seine Leseindrücke wie folgt zusammenfasste: „Das ‚Stauchen des Balles‘, der ‚Hundtritt‘, die Hauptbewegung in diesem Spiel, ist grundhäßlich, dabei aber auch, weil Zeichen der größten Geringschätzung, gewissermaßen unanständig.“⁶⁸

Die zeitgenössische Kritik am Fußball, die in ihrer polemischen Zuspitzung am Beispiel der *Fußlümmelei* deutlich wird, bezog sich nicht nur darauf, dass Fußball und/oder Sport „fremde Geselle[n]“⁶⁹ oder „fremde Pflanze[n]“⁷⁰ seien, die schlicht und einfach nicht nach Deutschland gehörten. Obwohl auch dieser Topos immer wieder im Sprechen über den Fußball auftauchte, war er, wie an der Sorge um den Körper deutlich geworden ist, keineswegs der einzige Grund, warum das Fußballspiel zeitgenössisch teilweise harsch kritisiert wurde. Die praktische Gefährdung des ‚ganzen Menschen‘, das heißt seiner Physis *und* seiner Psyche war ein mindestens ebenso wichtiger Kritikpunkt; und dieser Aspekt wurde durch das Titelbild der *Fußlümmelei* visuell transponiert.

Die Karikatur wich in mindestens zwei Punkten von ihrer Vorlage ab – und diese Abweichungen, so meine These, waren wichtig um den Rezipienten die gefährliche, negative Seite, gleichsam vor Augen zu

66 Rabinbach, Anson: *Motor Mensch. Kraft, Ermüdung und die Ursprünge der Moderne*, Wien 2001, S. 33.

67 Planck, *Fußlümmelei*, S. 7.

68 Vollert, Johannes: Ich bin bekehrt, in: *Zeitschrift für Volks- und Jugendspiele* 7, 1898, S. 75f.

69 Schröer, Heinrich: Eine neue Aufgabe der Deutschen Turnerschaft, in: *Deutsche Turnzeitung* 38, 1894, S. 525-526, Zitat: S. 525.

70 Partsch, Carl: Ueber Turnen und Sport. Ansprache an die Siege in den turnerischen Wettkämpfen auf dem Kreisturnfeste des II. deutschen Turnkreises zu Hirschberg, in: Beilage zu Nr. 40 der DTZ 32, 1887, o.S.

führen'. Die erste Abweichung bezieht sich auf Ergänzungen, die die karikierte Figur als Fußballer erkenntlich machen und vereindeutigen sollten. Während auf dem Foto kein Ball zu sehen war, wurde dieses zentrale Artefakt des Fußballs der Karikatur beigegeben. Die zweite Abweichung, die leichte Verschiebung der Perspektive, trug ebenfalls zur Vereindeutigung bei. Während das Foto den Fußballspieler in einer Profilansicht abbildet, ist die Karikatur im Halbprofil gezeichnet. Dies erlaubte es die Schuhe des karikierten Typus von unten zu zeigen. Auf diese Weise konnte dem Betrachter deutlich gemacht werden, dass die Figur Fußballschuhe trägt, wie an den Stollen erkennbar wird. Fußball und Fußballschuhe verdichteten sich zu visuellen Hinweisen darauf, dass die abgebildete Figur ein Fußballer sein sollte.

Die leicht veränderte Perspektive trug ferner dazu bei, die Kritik am Fußball visuell zu verstärken. Im Gegensatz zum Foto ist ein Blick in das Gesicht und auf den Oberkörper des Fußballers möglich. Der Rücken gebeugt und auf einem Bein stehend, stand dieser in einem deutlichen Gegensatz zu dem von Turnern idealisierten Körperbild (siehe Abb. 9). Exemplarisch lässt sich dies an Friedrich Röschs *Bilder vom Turnen* sehen, welches im Folgenden als Kontrastfolie zur Karikatur dienen wird, um die unterschiedlichen Körperbilder zu verdeutlichen.⁷¹ Erstens hat der Turner in Abb. 9 einen festen Stand mit einem weiten Ausfallschritt eingenommen. Im Gegensatz dazu hat der karikierte Fußballer, darauf weist Planck im Text explizit hin, keinen solchen festen Stand. Im Gegenteil: „Noch ein Tupf mit dem kleinen Finger der Linken, und das prächtige Gebilde stürzt rücklings zu Boden“.⁷² Zweitens zeigt die Fotografie des Turners eine absolut gerade Körperhaltung. Dieser Eindruck wird durch den fast parallel zum Körper gehaltenen Stab noch verstärkt. Ganz anders der Fußballer, dessen Körperhaltung Planck wie folgt beschreibt: „Das Einsinken des Standbeins ins Knie, die Wölbung des Schnitzbuckels [Mundart für: deformierter Rücken], das tierische Vorstrecken des Kinns erniedrigt den Menschen zum Affen, selbst wenn die Haltung nicht den Grad abstoßender Häßlichkeit erreicht, den uns unser Titelbild versinnbildlicht.“⁷³ Die Karikatur des Fußballers bildete also einen maximalen Kontrast zu dem von den Turnern vertretenen Körperideal.

71 Vgl.: Rösch, Friedrich: Die grundlegenden Übungen des deutschen Turnens in 76 Bildern, Karlsruhe 1910. Vgl. für ganz ähnliche visuelle Darstellungen, die allerdings für eine Reproduktion allesamt nicht gut genug sind, u.a.: Muster-Uebungsgruppen in: Der Turner. Illustrierte Zeitschrift für das Vereinsturnen 9, 1894, S. 384-389; Festzeitung für das neunte deutsche Turnfest in Hamburg, Nr. 2, 1898, S. 10f.

72 Planck, Fußlümmelei, S. 7.

73 Ebd.

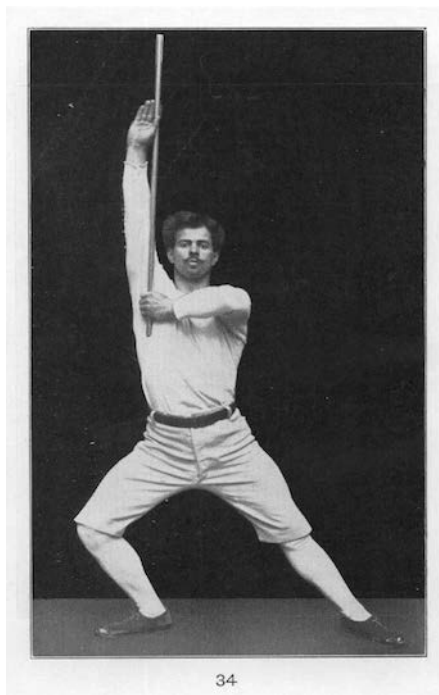


Abbildung 9: Körperideal des Turnens (aus: Rösch 1910, Nr. 34)

Allerdings, und darauf macht die vorangegangene Passage ebenfalls aufmerksam, ging es Planck nicht nur um die Körperhaltung, sondern auch um das Gesicht. Erst durch die veränderte Perspektive – vom Profil zum Halbprofil – war ein Blick in das Gesicht des Fußballers möglich geworden. Planck selbst verwies lediglich auf das vorgestreckte Kinn, aber in den zeitgenössischen physiognomischen, bio- und anthropometrischen Wissensordnungen wäre mit ziemlich hoher Wahrscheinlichkeit auf die Stirn und die Augen des karikierten Fußballers hingewiesen worden. Ein hinreichend umfangreicher Exkurs in die spezifische Bildhaftigkeit dieser quantifizierenden und qualifizierenden Vermessungstechniken des Menschen würde allerdings zu weit führen.⁷⁴ Die Karikatur eines Fußballers, die das Titelbild der bekanntesten Schmähschrift des Fußballs zierte, so lässt sich an dieser Stelle festhalten, war in Körperhaltung und Physiognomie betont anormal gestaltet. Um als anormaler Fußballertypus erkennbar zu werden, war es offenbar notwendig, eine perspektivische Verschiebung vorzunehmen, damit der Betrachter visuelle Hinweise darauf erhalten konnte, dass es sich um einen Fußballer handelte, und ferner in das Gesicht des Fußballertypus blicken und dessen ‚äffisches Wesen‘ erkennen zu können.

74 Vgl. hierzu: Becker, Peter: *Verderbnis und Entartung. Eine Geschichte der Kriminologie des 19. Jahrhunderts als Diskurs und Praxis*, Göttingen 2002, v.a.: S. 294ff.; Ders.: *Physiognomie aus kriminologischer Sicht. Von Lavater und Lichtenberg bis Lombroso und A. Baer*, in: Theile, Gert (Hg.): *Anthropometrie. Zur Vorgeschichte des Menschen nach Maß*, München 2005, S. 93-124.

Ungeachtet der negativen Adaption des Fotos aus der *Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel* griff Hermann Schnell in seinem *Handbuch der Ballspiele* im Kapitel ‚Vom Stoßen‘ wiederum auf dieses Foto zurück. Neben je einem Foto aus der *Illustrated Sporting and Dramatic News* und der *Badminton Library*, auf welchen das „Anhalten des Balles“ respektive der „Stoß auf einen fliegenden Ball“ visuell dargestellt wurden, stand der „Stoß rückwärts über den Kopf“ im Kontext einer didaktischen Passage zu verschiedenen ‚Stoßarten‘. Ohne unmittelbar Bezug auf das Foto zu nehmen, schlug Schnell unter anderem vor, dass ein „einzelner Spieler [...] den Stoß rückwärts über den Kopf“ üben möge.⁷⁵

Die Zirkulation des bisher beschriebenen Bildes zeigt, dass dieselbe Körperhaltung sowohl in didaktischer Absicht als auch im Zusammenhang von harscher Kritik verwendet werden konnte. Was dem einen als völlig ‚normale‘ Momentaufnahme einer Körpertechnik galt, stellte für den anderen *das* Epitome der negativen Auswirkungen der Praktik auf den Akteur dar.

Sehen und gesehen werden

Ist der Fußballer nun im Bilde? In zwei Analysekomplexen habe ich mich an einer Antwort auf diese Frage versucht. Fußball war zum einen Sache der Anschauung. Mittels Rezeptionsästhetischer Überlegungen wurde deutlich, dass und wie die Bilder durch ihre kompositorischen Aspekte den Betrachter unmittelbar in eine bestimmte Situation des Fußballspiels eintauchen ließen. Der Fußballer, der sich mit dem Spiel durch Lektüre der praktischen Texte und Anschauung der Bilder auseinandersetzte, wurde somit ‚ins Bild gesetzt‘. Gleichzeitig waren auch die Bild- und Praxisanleitungsproduzenten *als* Fußballkenner und -köpfer im Bild. Ein großer Teil der Bilder und Texte stammte von Praktikern, d.h. Akteuren, die über ein gewisses praktisches Wissen verfügten. Über eine genaue Analyse der nicht textuell oder bildhaft explizierten, aber ständig reproduzierten Körperhaltung des Torwarts, konnte dem durch diese Bilder aufscheinenden Umgangskörper und dem schweigenden Wissen über den Umgang mit diesem Körper auf die Spur gekommen werden. Der Fußballer geriet also durch die kompositorischen Eigenschaften der Bilder ‚ins Spiel‘ und war gleichzeitig in Form von fußballrelevanten Wissensbeständen über bestimmte Körpertechniken im Bild enthalten.

Fußball war aber nicht nur eine Sache der Anschauung, sondern auch eine Anschauungssache. Je nach Position konnte er irgendwo auf einem

⁷⁵ Vgl. Schnell, *Handbuch*, S. 94, Zitat; Ebd.

Spektrum zwischen positiv und negativ eingeschätzt werden. Diese Einschätzungen sind auch in Form von Bildquellen analysierbar. Auf dem Foto Schnells war der Fußballer (auch) als Motiv im Bild. Die Intention Schnells war es, den ‚Rückstoß über den Kopf‘ mittels dieser Fotografie als übliche Körpertechnik des Fußballs zu zeigen. Da die Fotografie in einer Zeitschrift abgedruckt wurde, die sich primär an Lehrer und Turnlehrer richtete, ist es wahrscheinlich, dass Schnell auch – vielleicht sogar vor allem – die Normalität dieser Körpertechnik illustrieren wollte. In jedem Falle wurde der so ins Bild gesetzte Fußballer zum Gegenstand einer der harschesten Kritiken am Fußballspiel. Die Visualisierung des fußballerischen Umgangskörpers konnte Fußballkritikern und solchen die es werden sollten, die negativen Auswirkungen der Praxis buchstäblich ‚vor Augen führen‘. Zu diesem Zweck schien es aber offenbar notwendig, gewisse perspektivische und kompositorische Veränderungen vorzunehmen. Diese Veränderungen setzten wiederum einen Fußballer ins Bild: Sie visualisierten die vermeintlich degenerierenden, unturnerischen und in jedem Fall gefährlichen Facetten eines durch den Fußball in Bewegung versetzten Körpers.

Für historiographische Arbeiten, die sich mit dem Körper in Bewegung auseinandersetzen, bieten Bildquellen nicht nur ein hilfreiches, sondern geradezu unerlässliches, eigenständiges Quellenkorpus. Nur durch die Analyse von Bildern kann es gelingen, die *Erzeugung*, *Reproduktion* und gleichzeitig aus praktischen, teils schweigenden Wissensbeständen gespeiste *Produktion* von Umgangskörpern einer Praxis nachzuvollziehen sowie die Zirkulation solcher Umgangskörper genauer in den Blick zu nehmen.

Jörn Eiben, Kontakt: <http://www.uni-oldenburg.de/graduierntenkolleg-selbstbildungen/joern-esch/>, studierte Englisch und Geschichte (Staatsexamen) an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Er ist seit September 2011 Promotionsstipendiat der Hans-Böckler-Stiftung und seit Oktober 2011 Kollegiat des DFG-Graduiertenkollegs 1608/1 „Selbst-Bildungen. Praktiken der Subjektivierung in historischer und interdisziplinärer Perspektive“. Zu seinen Forschungsinteressen zählen Geschichte des 19./20. Jahrhunderts, Körpergeschichte, Diskursanalyse, Subjekt- und Bildtheorien. Aus dem Kontext seiner Forschungen zum „Subjekt des Fußballs“ ist bisher ein Aufsatz zur „Geschichte des deutschen Fußballs zwischen Region und Nation“ (in: Westfälische Forschungen 63, 2013, S. 57-75) hervorgegangen sowie ein Artikel über die „Geschichte des Fußballs in England“ (<http://ffw.denkraeume-ev.de/1-08/esch/index.html>).

Body Work – Körperpraxis und Selbstverhältnis afroamerikanischer Leichtathletinnen in den 1930er und 1940er Jahren

Christian Orban

English abstract: In the 1930s and 1940s an all-black team from the segregated rural South dominated American women's track and field. Representing Tuskegee Institute (Alabama), a renowned historically black college, the female student-athletes captured multiple championship titles and trophies. Their sporting success story culminated in Alice Coachman's performance at the 1948 Olympic Games when she became the first black woman to win a gold medal. The article decenters and deconstructs this impressive track record. In so doing, sport history is linked to the history of the body and the self. It therefore explores a multilayered regime of embodied work that was designed to regulate black female bodies to engender socially responsible selves. At the same time, it perceives bodily practices as techniques of the self and emphasizes the agency of black sportswomen. Analyzing a particular historical configuration the article shines a light on the nexus of modern sport and embodied subject formation.

Build-up

Im segregierten Amerika der 1930er und 1940er Jahre dominierten die Leichtathletinnen des Tuskegee Institute (Alabama) regionale und nationale Amateurwettkämpfe. Diese sportliche ‚Erfolgsgeschichte‘ eines weiblichen und schwarzen Auswahlteams, das ein historisch afro-amerikanisches College repräsentierte, wurde auf internationaler Bühne fortgeschrieben und 1948 durch Alice Coachmans Leistung im Hochsprung gekrönt. Als erste schwarze Frau errang sie in London eine olympische Goldmedaille.

Diese ereignis- und leistungsorientiert sichtbare ‚track record‘ soll im Rahmen dieses Artikels aus einer handlungs- und subjektbezogenen Perspektive betrachtet werden, welche die am Tuskegee Institute vollzogene Körperarbeit fokussiert und dabei nach dem Selbstverhältnis schwarzer Leichtathletinnen fragt. Es gilt die konkreten, auf die Körper einwirkenden Praktiken aufzufächern, und somit eine Annäherung an den Herstellungsprozess von Körpern und die durch sie hervorgerufenen Subjektpositionen in ihrer historisch spezifischen Form zu leisten. Zum einen wird schwerpunktmäßig das vielschichtige, eng gestrickte Trainingsregime besprochen, das den Alltag und die Körper studentischer Athletinnen zu regulieren und nützliche, funktionale

schwarze Subjekte zu konstituieren suchte. Dabei rücken die disziplinierende Körperordnung und sportive Praxis der Leichtathletik in den Blickpunkt. Im Zuge dessen wird kontrolliertes Sport treiben in seiner Verschränktheit mit der rassifizierten Klassen- und Geschlechterpolitik des Tuskegee Institute als Handlungsfeld einer zugleich emanzipatorischen afroamerikanischen Subjektivierungsstrategie gezeichnet. Selbige zielte auf die aufstiegsorientierte Befähigung junger Frauen ab. Hierbei fließen auch die an dieser Praxis beteiligten hegemonialen Diskurse und Repräsentationen von Körpern in die Analyse ein. Zum anderen sollen die körperbezogene aktive Arbeit des Selbst an sich selbst, und mit ihr widerständige Momente von Körpern, nicht ausgespart bleiben. Damit werden Handlungsvermögen und Selbstermächtigungspotenzial der Akteurinnen ernst genommen und mit herrschaftskritisch gelesenen Formen der Herstellung und Regulierung ihrer Körper ins Verhältnis gesetzt. Ziel ist es also herauszuarbeiten, auf welche Weisen die Körper schwarzer Leichtathletinnen in Bewegung gesetzt, diszipliniert sowie hergestellt wurden und sich selbst durch angeeignete Körperpraktiken konstituierten und Subjektpositionen erkämpften.

Der Körper wird hier folglich als ein Effekt vielfältiger Techniken und sozialer Praktiken aufgefasst, die auf ihn unterschiedlich einwirken und durch ihn prozesshaft das Subjekt hervorbringen, das mit seinem Körper selbst identisch werden kann. Körper sind demnach als handelnde und produktive Körper zu denken, die als ein Medium der Subjektwerdung fungieren. Subjekt respektive Selbst und Körper können hiernach nicht als getrennte Entitäten dargestellt werden. Überdies weisen letztere stets eine eigene Potenzialität auf; sie sind mit Handlungsvermögen ausgestattet, das durch Selbstpraktiken kultiviert und ausagiert werden sowie auf diese Weise vorgesehene Subjektpositionen zu veruneindeutigen und unterlaufen vermag. Aktive Körper haben also das Potenzial, einwirkende gesellschaftliche Regulierungsbestrebungen zu durchkreuzen sowie sich durch und als Körper konsolidierende Diskurse zu unterminieren. Insofern sind sie als Orte politischer Konflikte und anderer Wahrheiten zu denken. Indes werden Körper-Subjekte immer vermöge konkreter Handlungen in einer historisch spezifischen Konstellation hervorgebracht. Sie sind raumzeitlich situiert und damit einer verfestigten Sozialordnung ausgesetzt, die sich über zahlreiche Zuweisungen, Einschränkungen und Ausschlüsse stabilisiert und insoweit reguliert, wer auf welche Weise an Gesellschaft teilhaben kann. Dabei funktioniert die gesellschaftliche Einbindung unterschiedlicher Menschen über und durch Strukturkategorien wie *race*, soziale Klasse, Geschlecht und vielem mehr.

Intersektional gedacht, bilden diese historisch kulturellen Ungleichheitskategorien ein Flechtwerk, indem sie sich wechselseitig bedingen, aufeinander beziehen und aus ihrer Verschränkung heraus operieren und Körper-Subjekte sozial platzieren. Ein gegenbewegtes Drängen derselben ist darin bereits angelegt.¹

In intersektionaler Perspektive spüren die folgenden Ausführungen dem handlungsorientierten Prozess körperbezogener Subjektivierung nach. Am sportbasierten Empiriebeispiel afroamerikanischer Leichtathletinnen des Tuskegee Institute in den 1930er und 1940er Jahren soll die geschlechtliche wie klassistische Dimension rassistischer Unterordnung und Ausschließung, respektive antirassistischer Körperarbeit beleuchtet werden. Dies zu tun, erfordert zunächst eine Einführung zentraler Akteur_innen und Institutionen, ein Konturieren ihrer spezifischen, vor allem sozioökonomischen Situiertheit sowie deren sportlicher als auch politischer Positionierung in einer segregierten, ungleichen Gesellschaft.

Start-up

Im US-amerikanischen Sportraum der beginnenden 1930er Jahre nahmen junge schwarze Frauen zunehmend erfolgreich an lokalen, regionalen und dann auch nationalen Leichtathletikwettkämpfen teil. Ansatzweise wurde dieser Partizipationstrend auf internationaler Wettbewerbsebene fortgeführt. So traten 1932 in Los Angeles sowie 1936 in Berlin erstmals afroamerikanische Athletinnen bei Olympischen Spielen für die USA an. Gleichwohl erhielten die beiden ‚Vorläuferinnen‘, die Sprinterinnen Louise Stokes und Tidy Pickett, nicht zuletzt aufgrund rassistischer Ausschlüsse, keine gleichberechtigte Möglichkeit, sich auf dieser scheinbar egalitären Bühne durch sportliche Leistungen hervorzutun. Kontrastierend zu dieser zunächst flüchtigen Präsenz afroamerikanischer Frauen bei Olympia dominierte ein ausschließlich schwarzes Team ab Mitte der 1930er Jahre, über eine Dekade hinweg, die Leichtathletikkonkurrenz in den USA. Hierbei ist die Rede vom weiblichen Auswahlteam des renommierten Tuskegee Institute, einem

1 Netzwerk Körper (ed.), *What Can a Body Do?: Praktiken und Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften*, Frankfurt/New York 2012, insbes. Christiane König, Massimo Perinelli und Olaf Stieglitz, „Einleitung Praktiken“, 11-15; Jürgen Martschukat, *Die Ordnung des Sozialen: Väter und Familien in der amerikanischen Geschichte seit 1770*, Frankfurt/New York 2013; Katharina Walgenbach et al. (eds.), *Gender als interdependente Kategorie: Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*, Opladen 2007.

im ländlichen Alabama situierten historisch afroamerikanischen College.²

Anfang der 1930er Jahre war das Tuskegee Institute (heute Universität) eine privat kontrollierte und primär berufsbildende, ausschließlich schwarze koedukative Einrichtung, die in Diskurs und Praxis auf das politische Projekt von *racial uplift*³ hin ausgerichtet war. Im geschützten Nahraum einer an der Mittelklasse orientierten afroamerikanischen Community inmitten des agrarisch geprägtem Kernlandes des segregierten ländlichen Südens, ruhte der Bildungsschwerpunkt auf einem ausdifferenzierten Programm, das Formen praktischer Selbsthilfe zu vermitteln suchte. Ein integraler Bestandteil dieses programmatisch lebensorientierten Entwurfes war die Abteilung für Körpererziehung und Sport. Ab den frühen 1920er Jahren wurde diese von Tuskegees Sportdirektor Cleve Abbott schrittweise auf- und zu einem überaus erfolgreichen Programm ausgebaut, in dessen Ausgestaltung rassifizierte Zielsetzungen mit einer ausgeprägten Förderung weiblicher Partizipation verknüpft wurden.⁴

Abbott, ein erster zentraler Akteur in diesem Ermächtigungsprojekt, wurde sowohl in zeitgenössischen afroamerikanischen Quellen, als auch von schwarzen Zeitzeug_innen als respektable und selbstlose, starke männliche Vaterfigur repräsentiert. Er vermochte es, rare Ressourcen bereitzustellen und einzusetzen, um benachteiligte junge Afroamerikaner_innen gezielt zu fördern, dabei zu fordern und zur Selbstführung anzuleiten. Da ihm selbst eine außerordentliche Collegesportkarriere als Sprungbrett zu persönlichem und beruflichem Erfolg gedient hatte, vertraute er auf die ganzheitlich positiv subjektivierende Kraft sportiver Körperpraxis. Sie würde den Teilnehmenden nicht nur zu guter Gesundheit verhelfen und der Etablierung von Teamwork zuträglich

2 Cindy Himes Gissendanner, „African American Women Olympians: The Impact of Race, Gender, and Class Ideologies, 1932-1968“, *Research Quarterly for Exercise and Sport* 67, 2 (1996), 172-82; Doris Hinson Pieroth, *Their Day in the Sun: Women of the 1932 Olympics*, Seattle, WA 1996.

3 *Racial uplift* beschreibt das umfassende kollektive Selbsthilfeprogramm, das besonders von der schwarzen Mittelklasse initiiert und getragen wurde. Vor allem durch die Schaffung von Bildungsangeboten und die Aneignung bürgerlicher Subjektivierungs-weisen suchte sie die systemische gesellschaftliche Unterordnung und Ausgrenzung von African Americans nachhaltig zu unterlaufen. Kevin K. Gaines, *Uplifting the Race: Black Leadership, Politics, and Culture in the Twentieth Century*, Chapel Hill, NC 1996.

4 Manning Marable, „Tuskegee Institute in the 1920s“, *Negro History Bulletin* 40, 6 (1977), 764-8; George F. Bagby, „Hollis F. Price: Apprenticeship at Tuskegee Institute, 1933-40“, *Alabama Review* 60, 1 (2007), 29-52.

sein, sondern auch entscheidend zur Herausbildung eines notwendig starken Charakters beitragen.⁵

Abbott war bestrebt, Heranwachsenden durch regulierte Sportpartizipation demokratische Prinzipien wie Kooperation, Respekt und Fairplay sowie lebenswichtige Einstellungen wie Selbstbewusstsein, Entschlossenheit und Durchhaltevermögen zielgerecht anzuerziehen. Wie viele seiner Zeitgenoss_innen verstand er Sport als ein geeignetes Werkzeug, um gemäß der Aufstiegslogik der schwarzen Mittelklasse, ein physisch, mental und auch moralisch funktionales, nützliches Selbst zu formen. Das Sportprogramm sollte afroamerikanische Studierende auf ein konfliktreiches Leben im intersektionalen Spannungsfeld von *Jim* und *Jane Crow*⁶ vorbereiten. Es ging demnach nicht vorrangig um die Ausbildung leistungsfähiger und siegreicher Sportkörper. Vielmehr zielten Abbott und seine Mitstreiter_innen auf selbstbewusste, produktive und sozialverantwortliche Subjekte, die zugleich als förderlich erachteten Sport praktizierten. Ganz im Sinne des am Institut vorherrschenden Bildungsansatzes, galt es Führungspersönlichkeiten hervorzubringen, die in den Communities, in denen sie leben und arbeiten würden, das erfahrene Training und handlungsorientierte Wissen anzuwenden suchten, um die weniger privilegierte und mitunter pathologisierte ‚schwarze Mehrheit‘ zum *racial uplift* anzuleiten.⁷

Abbott gilt als ein Wegbereiter der Frauenleichtathletik, dem zugeschrieben wird, er habe die Blaupause eines Programms entwickelt, welches das Feld wettkampforientierter Leichtathletik nachhaltig für

5 Ross C. Owen, *History of Athletics at Tuskegee Institute* (n. d.), Tuskegee University Archives; Amy Dunkle, *The College on the Hill: A Sense of South Dakota University History*, Sioux Falls, SD 2003, 183-9; Frank A. Young, „Fay Says: Cleve Abbott“, *Chicago Defender*, 30. April 1955.

6 Zum Ende des 19. Jahrhunderts verfestigte sich zuvorderst im US-amerikanischen Süden eine ausdifferenzierte soziokulturelle Beziehung rassistischer Diskriminierung und Segregation, die zunehmend unter dem Namen *Jim Crow* firmierte. In erster Linie basierte diese auf der alltäglichen Aufführung, Erzeugung und Einübung weißer Suprematie, bzw. schwarzer Inferiorität und damit auf der Herstellung einer Ordnung rassifizierter Differenz und Ungleichheit. Der komplementäre Begriff *Jane Crow* wurde in den 1960er Jahren von Pauli Murray geprägt und verweist auf gleichzeitig bestehende geschlechtsspezifische Schranken und Unterdrückung, die den Zugriff schwarzer Frauen auf Ressourcen und damit ihre gesellschaftliche Teilhabe unterminieren. Jane Elizabeth Dailey et al. (eds.), *Jumpin' Jim Crow: Southern Politics from Civil War to Civil Rights*, Princeton, NJ 2000; Grace Elizabeth Hale, *Making Whiteness: The Culture of Segregation in the South, 1890-1940*, New York 1998; Pauli Murray, *Proud Shoes: The Story of an African American Family*, New York 1978.

7 Cleve Abbott, „A Close Up of Physical Education and Athletics at Tuskegee“ (n. d.), Box 5, *Papers of Ross C. Owen*, Tuskegee University Archives; Amy Dunkle, *The College on the Hill*, 183-9; Ross C. Owen, *History of Athletics*; Edwin Bancroft Henderson, *The Negro in Sports*, Washington, DC 1949.

US-amerikanische Frauen, insbesondere Afroamerikanerinnen, geöffnet und mitgeformt habe. Als erfolgreicher Netzwerker startete er 1927 die *Tuskegee Relays*, eine regionale Wochenend-Leichtathletik-Veranstaltung, die zur Etablierung des Sports im afro/amerikanischen Süden signifikant beitrug. Nur zwei Jahre später erweiterte er die zunächst nur männlichen Athleten zugänglichen Konkurrenzen um erste Wettkämpfe für Frauen. In den nachfolgenden Jahren wurden diese sukzessive um weitere Disziplinen und Wettbewerbe ergänzt, die zusehends ganze Veranstaltungstage beanspruchten. Die *Tuskegee Relays* entfalteten sich daraufhin zu sozialen Events mit überregionaler Strahlkraft, die ambitionierten schwarzen Athletinnen eine der wenigen verfügbaren Arenen boten, um sich gegen eine leistungsstarke (ausschließlich schwarze) Konkurrenz zu erproben und beweisen. Dabei entwickelte sich Tuskegees Frauenteam unter Abbotts Regie zur landesweit dominierenden afroamerikanischen Auswahl. 1937, nach achtjähriger Wettkampferfahrung und nur ein Jahr nach ihrem gezielt vorbereiteten Debut im Rahmen der formell integrierten *Amateur Athletic Union* (AAU), errangen Tuskegees Leichtathletinnen als erstes schwarzes Team überhaupt die Landesmeisterschaft.

Über die nächste Dekade hinweg beherrschten sie die nationale Leichtathletikkonkurrenz nahezu nach Belieben. Allein in dieser Hochphase errangen sie neun weitere Team-, und, besonders in den verschiedenen Sprint- und Sprungdisziplinen, zahlreiche Einzeltitel. Ob dieser Überlegenheit mag es konsequent erscheinen, dass eine Tuskegee-Alumna – Alice Coachman, eine vielseitige Athletin und zehnfache Landesmeisterin im Hochsprung – 1948 in London als erste schwarze Frau eine offiziell sanktionierte Weltrekordmarke übersprang und eine olympische Goldmedaille gewann.⁸

Wie im Idealfall Alice Coachmans geschehen, hatte die am Institut verrichtete sportive Körperarbeit sichtbare Effekte, positive Präsenz und anerkannte Leistungen gezeitigt. Eine junge schwarze Frau hatte sich zugleich einen gesellschaftlichen Platz und eine Subjektposition erarbeitet, die für sie in einer segregierten Gesellschaftsordnung nicht vorgesehen waren und als Herausforderung derselben zu lesen sind. In diesem Sinne rekrutierte Abbott für Tuskegees Programm athletisch begabte afroamerikanische Schülerinnen, die gern ein College besuchen wollten, aber nicht über die dafür notwendigen sozioökonomischen Ressourcen verfügten. Durch diese zielbewusste Förderung war er wie

8 Owen, *History of Athletics*. Von 1936 (ihrer AAU-Premiere) bis 1955 (als Abbott verstarb) gewannen Tuskegees Frauen insgesamt 14 nationale Meisterschaftstitel. Hinzukommen 49 individuelle Meistertitel sowie mehrere Hallenmeisterschaften. Sechs Tuskegee-Athletinnen nahmen für die USA an Olympischen Spielen teil.

eine Vielzahl schwarzer Mittelklasseakteur_innen bestrebt, Arbeiterkinder aus dem segregierten Süden zum individuellen *uplift* anzuleiten und sozialverantwortlich auszubilden. Als ein Aktivposten in einem aufstiegsorientierten Netzwerk trug er so dazu bei, jungen Frauen einen raren Zugang zu einer weiterführenden umfassenden Bildung zu eröffnen. Eine prestigereiche Schule wie das Tuskegee Institute offerierte ihnen ein soziales Umfeld, in dem sie studieren, trainieren und arbeiten durften sowie sich einem erfolgreichen, weil konstant mit neuem Talent verstärkten, Teamverbund zugehörig fühlen konnten.⁹ Daher soll hier zunächst von einem Projekt sozialen Aufstiegs durch Sportpartizipation ausgegangen werde

Für junge Frauen, die sich mehrheitlich bereits als Heranwachsende mit den hegemonialen Formen ökonomisch und sexuell ausbeuterischer Feld- und Hausarbeit konfrontiert sahen, versprach Tuskegee in einer für *African Americans* relativ immobilen Gesellschaftsordnung räumliche und soziale Bewegung. Das Institut fungierte als Türöffner zu einer selbstbestimmteren, respektableren Lebenswirklichkeit. Alice Coachman etwa wuchs in Albany, Georgia, als fünftes von zehn Kindern einer Arbeiterfamilie in ärmlichen und unsteten Verhältnissen auf. Ihre religiösen und autoritären Eltern vermochten sich den Privatschulbesuch ihrer sportbegeisterten Tochter nicht zu leisten, zumal sie auf die Arbeitsleistung wirtschaftlich produktiver Kinder angewiesen waren und Sportaktivität als ‚unweiblich‘ verneinten. Indessen wurde Coachman durch *uplift*-orientierte Angehörige ihrer erweiterten Familie sowie Autoritäten der lokalen Community unterstützt, die auch ihre sportlichen Ambitionen bejahten und beförderten. Im Verbund mit Abbott überzeugten diese Leitfiguren ihre Eltern, sie das Institut besuchen zu lassen, wo Ersterer als ‚Ersatzvater‘ agierte. Durch die gemeinschaftlich geleistete Bildungsermöglichung wurde Coachman ermächtigt, ihr sportives Selbst zu kultivieren und vor allem einen alternativen Lebensweg zu beschreiten.¹⁰

9 Nolan A. Thaxton, *A Documentary Analysis of Competitive Track and Field for Women at Tennessee State A & I University and Tuskegee Institute*, Ph.D., Springfield College, MA 1970; Evelyn Brooks Higginbotham, „African-American Women's History and the Metalanguage of Race“, *Signs* 17, 2 (1992), 251-74; Stephanie J. Shaw, *What a Woman Ought to Be and to Do: Black Professional Women Workers during the Jim Crow Era*, Chicago 1996.

10 Nellie Gordon Roulhac, *Jumping over the Moon: A Biography of Alice Coachman Davis*, Philadelphia 1993; Jennifer H. Lansbury, „Alice Coachman: Quiet Champion of the 1940s“, David K. Wiggins (ed.), *Out of the Shadows: A Biographical History of African American Athletes*, Fayetteville, AR 2006, 147-62; Jacqueline Jones, *Labor of Love, Labor of Sorrow: Black Women, Work, and the Family, from Slavery to the Present*, New York 2009.

Die Startbedingungen weiterer junger Frauen, die Abbott in der Georgia-Alabama-Region rekrutierte, waren mehrheitlich vergleichbar prekär. Lula Hymes, die für die Leichtathletik- und Basketballauswahl Atlantas Booker T. Washington High School brillierte und von 1936 bis 1940 das Tuskegee Institute besuchte, wurde als Waise zeitweilig von ihrer *uplift*-orientierten Tante erzogen. Wie viele ihrer Kommilitoninnen und Teamkolleginnen, verfügte auch sie über geringste sozio-ökonomische Ressourcen bevor sie nach Alabama kam. Hymes erinnerte Tuskegee als die einzige Institution, die ihr trotz der hohen Dichte afroamerikanischer Bildungseinrichtungen in ihrer Heimatstadt die Chance auf eine Collegesportkarriere und mithin Unterstützung darbot. Vor diesem Erfahrungshintergrund betonte und idealisierte sie Abbotts väterliche Menschenführung. Respektvoll sprach sie von „Major“ Abbott, dem Weltkriegsveteran aus South Dakota, den sie in der Rückschau für ihren Lebensweg verantwortlich zeichnete. Tuskegee-Alumna Evelyn Lawler, die ihren zweiten Sohn nach Abbott benannte, pointierte dessen Mentorfunktion folgendermaßen: „I never would have gone to college; I never would have known anything had it not been for him“.

Mit Blick auf den für sie und Hymes erfolgreichen Subjektbildungsprozess stellte Lawler insbesondere heraus, dass Abbott auf studentische Athletinnen kontinuierlich und gezielt aufstiegsorientiert einwirkte: „He made us believe we could be something. His main theme – what he always talked about – was ‘you can do it.’ You can do what you want. You can be as good as you want. He wasn’t a driving type of coach – he was a motivator.“¹¹ Gleichwohl bedarf Abbotts Motivationsstrategie hinsichtlich weiblicher sozialer Mobilität in *Jim* und *Jane Crow*-Amerika einer kritischen Evaluierung. Zum sozialverantwortlichen Mittun erzogene junge Frauen strebten Berufslaufbahnen an, in denen sie Facharbeit zum Wohl und der Entwicklung¹² afroamerikanischer Communities verrichten würden. Zugleich versprachen solche Karrieren soziales Prestige, eine vergleichsweise gute Entlohnung sowie die Erfüllung der grundlegenden persönlichen Ambition, die sozioökonomische Positionierung zu verbessern. Jedoch mussten weibliche Heranwachsende erfahren und damit umgehen, dass ihre Aufstiegsaussichten in einer segregierten und ungleichen Gesellschaftsordnung multirelational eingehegt wurden. So waren sie aufgrund der sozioökonomischen Zwangslagen ihrer Familien frühzeitig mit einem immensen Arbeitspensum konfrontiert, das eine verkürzte Phase der

11 Christian Orban, „Mündliches Interview mit Lula Hymes Glenn“, Tuskegee, AL, 18. Juni 2010; Dunkle, *The College on the Hill*, 183-4, 188 (Lawler-Zitate). Lawler wuchs in Gadsden, im ländlichen Alabama auf.

Kindheit implizierte. Zudem bedeutete die lebensnotwendige Überordnung von Familien- und Lohnarbeit eine gravierende Unterminierung kindlicher Bildungsansprüche und -chancen. Eine somit beständig eingeschränkte Schulausbildung verunmöglichte präferierte Berufslaufbahnen und signalisierte soziale Immobilität, die sich nachhaltig im rassistisch geordneten Arbeitsmarkt manifestierte. Dabei war ausbeuterische Dienstarbeit eine fortgeschriebene desillusionierende Erfahrung und zugleich Effekt einer institutionalisierten Bildungsbenachteiligung, die auf die gesellschaftliche Unterordnung schwarzer Menschen abzielte. Soziale Kontrolle wurde demnach auch durch einen limitierten Bildungszugang ausgeübt, der sich vor allem in den wenigen und inferior ausgestatteten afroamerikanischen Schulen materialisierte.¹³

Indes wurde die Aufstiegsfähigkeit schwarzer Frauen nicht nur durch die Praxis rassistischer Bildungsungleichheit unterlaufen, sondern auch durch ihre Mehrfachbelastung als arbeitende Frauen. Denn neben dem patriarchal eingeforderten Ausfüllen der Hausfrauen- und Mutterrolle war es für sie zumeist unabdingbar, auch als Ernährerinnen aufzutreten. Und als solche standen ihnen jenseits des Niedriglohnsektors und unter einer gläsernen Decke nur einige wenige feminisierte Fachberufe offen, die wiederum eine schwer zugängliche Hochschulausbildung voraussetzten. Besonders in pädagogischen und karitativen Arbeitsfeldern, als Direktoren und Doktoren unterstellte Lehrerinnen und Krankenschwestern, durften sie dann zur Erziehung und Gesundung von *African Americans* fachberuflich beitragen. Innerhalb dieser idealtypisch bürgerlich weiblichen Rollen sollten sie als weitgehend unsichtbare Agentinnen im Dienste schwarzen Gemeinwohls operieren. Dieserart konnten sie sich Anerkennung erarbeiten und am männlich dominierten Projekt von *racial uplift* teilhaben.¹⁴

Angesichts der ihre Lebenswirklichkeit strukturierenden Einhegungseffekte von wechselseitig verschränktem Rassismus, Klassismus und Patriarchat, verfolgten afroamerikanische Frauen mehrheitlich Lebensentwürfe, die das eingegrenzte respektable Arbeitsfeld reproduzierten und realisierbare feminisierte Berufswünsche fokussierten. So strebten auch Tuskegees studentische Athletinnen mehrheitlich eine Lehrerinnenlaufbahn an. Nach ihrer Graduierung arbeiten sie überwiegend in diesem Berufsfeld, insbesondere an Grund- und Sekundar-

13 Charles S. Johnson, *Growing Up in the Black Belt: Negro Youth in the Rural South*, New York 1941; Leslie Brown/Anne Valk, *Living with Jim Crow: African-American Women and Memories of the Segregated South*, New York 2010.

14 Shaw, *What a Woman Ought to Be*; Gaines, *Uplifting the Race*; Brown/Valk, *Living with Jim Crow*.

schulen. Zuvor hatte man ihnen am *Institute* die pragmatische Wahl entsprechender Studienfächer wie der Erziehungswissenschaft und der Hauswirtschaftslehre nahegelegt.¹⁵

Abbotts emanzipatorische Anleitung zur Selbstoptimierung war demnach eng verstrickt mit den bürgerlichen Geschlechtervorstellungen der schwarzen Mittelklasse, die das kollektive Aufstiegsprojekt und die daran ausgerichtete Ausbildung junger Afroamerikaner_innen maßgeblich prägten. In dieser Hinsicht fungierten restriktive Rollenbilder als integraler Bestandteil einer Subjektivierungsstrategie, die sich am Tuskegee Institute in Form eines heteronormativen, panoptisch-paternalistischen Erziehungshandelns äußerte¹⁶ und in die Körper studentischer Athletinnen einschrieb. Dieses regulierte gleichermaßen ihren Alltag wie es auf ihr Denken, Verhalten und ihre Körper einwirkte, um so letztlich aufstiegsfähige, funktionale und nützliche schwarze Subjekte hervorzubringen. Dabei zielte das auferlegte Erziehungs- und Trainingsregime vor allem auf die Kontrolle, Führung und Anpassung ihrer vermeintlich undisziplinierten Körper durch zu verrichtende Körperarbeit ab. Zugleich ist jedoch herauszustellen, dass über diese vereinnahmende Form der Subjektconstitution die gesellschaftlich sedimentierte Pfadabhängigkeit schwarzer Frauen hin zu einer gefährdeten Existenz als Landarbeiterin oder Hausangestellten effektiv durchkreuzt werden konnte. Wie anhand der Beispiele von Coachman, Hymes und Lawler aufgeworfen, soll demnach von einer emanzipatorischen Intervention auf der Ebene weiblicher Subjekte die Rede sein,

15 Johnson, *Growing Up in the Black Belt*; Orban, „Interview mit Lula Hymes Glenn“; Thaxton, *A Documentary Analysis*; Levi Jolley, „Fair Champs Dance to Develop Rhythm; Anxious to Be Teachers“, *Baltimore Afro-American*, 20. Juli 1940.

16 Studierende sahen sich der stetigen Kontrolle durch die Lehrerschaft ausgesetzt, welche die Einhaltung der gesetzten Normen überwachte und Ordnungsübertretungen mittels eines Strafpunktesystems sanktionierte. Es herrschte eine strikte Geschlechtertrennung vor, die für junge Frauen und Männer separierte Ausbildungen, Wohnkomplexe, Sitzordnungen, Wege und Türen vorsah sowie auf regulierte Kontaktmöglichkeiten abzielte. Das paramilitärisch organisierte Campusleben, das tadellose Schuluniformen und Selbstpräsentationen, täglich auf Sauberkeit und Ordnung geprüfte Zimmer, obligatorische Drills, den sonntäglichen Marsch zum Pflichtgottesdienst und generell ein rigides Zeitregime mit vielen Arbeitsstunden, wenig Freizeit und festen Ruhephasen einschloss, bedeutete eine alters- und geschlechterspezifisch strukturierte, beständige (Selbst-)Disziplinierung. Außerhalb dieser Rahmung durften sich Studierende ohne die Genehmigung der omnipräsenten Aufsichtspersonen kaum selbstbestimmt bewegen oder gar das abgeschiedene Institutsgelände verlassen. L. Albert Scipio II, *Pre-War Days at Tuskegee: Historical Essay on Tuskegee Institute (1881-1943)*, Silver Spring, MD 1987, 269-36; Cleveland W. Eneas, *Tuskegee Ra! Ra!: An Autobiography of My Youth*, Nassau, BS 1986; *Tuskegee Student Handbook, 1939-1940*, Tuskegee Institute, Alabama, Tuskegee University Archives.

deren individuelle Herausbildung als eine nachhaltige Investition in die Zukunft schwarzer Gemeinschaften gedacht wurde. Denn in einer ungleichen Gesellschaft bildeten sie als afroamerikanische Collegeabsolventinnen die fortschrittliche Ausnahme.

Für den in Tuskegee eingeschlagenen gangbaren Weg der Emanzipation waren Bildungszugang, Schulung und Abschluss immens wichtig, aber allein nicht hinreichend. Damit die gesellschaftlich erfahrene Entmächtigung und entfachte Verunsicherung die Aufstiegsfähigkeit junger Menschen nicht unterlief, war erzieherisches Gegensteuern durch Charaktertraining unerlässlich. Sie mussten auch mental gestärkt und motiviert werden, um ihren Lebensweg fokussiert und erfolgreich bestreiten zu können. Wie von Abbott wiederholt praktiziert, galt es Zuversicht und Vertrauen in die eigene Leistungsfähigkeit einzuprägen. Schließlich bedurften zur Selbstführung angehaltene zukünftige Leitfiguren, die durch ihr gemeinnütziges Wirken die kollektive Aufstiegsfähigkeit befördern sollten, nicht nur Bildung, sondern auch Selbstbewusstsein und Selbstdisziplin.¹⁷

Um Selbstständigkeit einzuüben und körperliche Arbeit weiterhin wertzuschätzen, erhielten Studienanfängerinnen aus sozioökonomisch benachteiligten Familien zuvorderst sogenannte ‚Selbsthilfestipendien‘. Sonach wurde von Coachman, Hymes und Lawler eingefordert, für Schulgeld, ihre Unterbringung und Verpflegung selbst aufzukommen. Dazu übernahmen studentische Athletinnen körperlich fordernde Campusjobs, oftmals sportrelevante Hilfs- und auch Haushaltsarbeiten für die Lehrerschaft, die der Charaktererziehung sowie der kosteneffizienten Selbstversorgung des Instituts dienen sollten. Rückblickend erklärte Coachman die ermöglichende Dienstbarkeit nüchtern: „Well, I worked. Whatever they wanted me to do. I cleaned the gym. [...] And then we had to scrub up the swimming pool. Just anything that the coaches told us to do. You know, to pay for our room and board and this [is] what we did.“¹⁸ Überdies war die ordnungsgemäße Bearbeitung akademischer Aufgaben, die in einem dualen Modell mit der Aneignung berufspraktischer Fertigkeiten kombiniert wurde, an einer hierarchischen Disziplinarinstitution wie Tuskegee obligatorisch. Die unzureichende Erfüllung dieser Arbeiten oder eine ungenügende Selbstführung, zogen den Ausschluss von einem weiteren Kernbereich

17 Jennifer Ritterhouse, *Growing Up Jim Crow: How Black and White Southern Children Learned Race*, Chapel Hill, NC 2006; Johnson, *Growing Up in the Black Belt*; Shaw, *What a Woman Ought to Be*; Brown/Valk, *Living with Jim Crow*.

18 „National Visionary Leadership Project (NVLP) interview with Alice Coachman Davis“, http://www.youtube.com/user/visionaryproject#p/search/5/mRYu8HA_ne4 (6. August 2012).

ihrer Ausbildung nach sich. Gemeint sind die Körperordnung und sportive Praxis des Leichtathletiktrainings, die den Alltag der jungen Frauen mitbestimmten und ihre Subjektwerdung beeinflussten.

Daher soll nachfolgend das Hauptaugenmerk auf die sportliche Ausbildung junger Afroamerikanerinnen gerichtet werden, die selbige mit beanspruchenden Nebentätigkeiten und akademischen Pflichten vereinbaren mussten. Die alltägliche Trainingsarbeit soll als disziplinierende Körperarbeit analysiert sowie mit der Geschlechter-politik und dem rassifizierten Aufstiegsprojekt des Tuskegee Institute ins Verhältnis gesetzt werden. Dabei gilt es, die Wirkmächtigkeit der in *Jim* und *Jane Crow*-Amerika vorherrschenden *race*- und Geschlechter-diskurse in ihrer Verflechtung mit einer emanzipatorischen afroamerikanischen Subjektivierungsstrategie zu beleuchten. Im Zuge dessen soll der Schwerpunkt auf Regulierungen weiblicher Körper und Anpassungen ihrer Bewegungen an gesellschaftliche Anforderungen liegen. Gleichwohl werden hierbei auch angeeignete sportive Körperpraktiken des Entfliehens und Momente der Selbstermächtigung schwarzer Athletinnen Berücksichtigung finden, die vorgenommene Disziplinierungen unterliefen und etablierte Vorstellungen aufbrachen.

Work-out

Im Frühling 1936 lud Abbott die Athletinnen, die in den stets im Mai abgehaltenen *Tuskegee Relays* sportlich herausgeragt hatten, erstmals zu einem nachfolgenden Sommertrainingscamp ein. Diese fortan alljährliche Institution diente der Abschlussvorbereitung auf die anschließend stattfindenden Leichtathletik-Landesmeisterschaften der AAU. Zugleich wurde das für Schülerinnen geöffnete Trainingslager genutzt, um Nachwuchstalente aus der Georgia-Alabama-Region zu sichten und zu rekrutieren. Abgesehen von dieser saisonal verdichteten Sommertrainings- und Wettkampfphase, trainierten Tuskegees Leichtathletinnen mindestens über einen Zeitraum von sechs Monaten im Jahr. Indes dauerte diese Phase meist ganzjährig an, da Athletinnen für die Basketballauswahl aufliefen und somit auch in den Herbst- und Wintermonaten aktiv waren.

Das tägliche Teamtraining umfasste neben einer Wettkampfsimulation an den Wochenenden vorwiegend zwei Workouts pro Wochentag. In diesen beaufsichtigten Einheiten wurden vor allem an Form und Fitness gearbeitet sowie korrekte Techniken und Bewegungsabläufe akzentuiert eingeübt. Dabei absolvierte das Team zunächst eine Vielzahl an Routineübungen, bevor es gemäß der

Teilsportarten separiert wurde, in denen Einzelathletinnen antraten. Hinsichtlich der Anleitung und Überwachung der Akteurinnen herrschte eine hierarchische geschlechtliche Arbeitsteilung vor: Die Aufwärm-, Frei- und Konditionsübungen wurden durch weibliche Coaches geleitet, die Abbott als Assistentinnen eingestellt hatte, um das Gros der Trainingsarbeit durchzuführen und bei Auswärtsfahrten als geschlechtersensible Aufsichtspersonen zu agieren. In diesem Zusammenhang ist Christine Evans Petty, eine ehemalige Tuskegee-Athletin, zu nennen, unter deren Co-Regie das Auswahlteam von 1936 bis 1942 erste nationale Erfolge erzielte. Sie befolgte die Trainingsroutinen, die Abbott eingeführt hatte und konstant einforderte. Der männliche Chefcoach betrat für gewöhnlich das Trainingsgelände, um mit den bereits aufgewärmten und aufgeteilten Athletinnen an den Grundlagen, Techniken und Bewegungsabläufen ihrer jeweiligen Disziplinen *en détail* zu arbeiten. Insofern bestand ausreichend Spielraum, um in Kleingruppen ein spezialisiertes, segmentiertes und individualisiertes Training zu absolvieren. Ein Ergebnis dieser strukturierten Trainingspraxis war, dass Athletinnen die Möglichkeit erhielten, in bis zu vier verschiedenen Sprint- und Sprungdisziplinen kompetitiv ausgebildet zu werden und zu konkurrieren. Mit Blick auf das hier konturierte Trainingsprogramm ist anzumerken, dass es die zeitgenössisch wirkmächtige Forderung schwarzer und weißer Mittelklasse-Akteur_innen, körperlich stark beanspruchende Workouts und Wettkampfsport für junge Frauen restriktiv zu regulieren, sichtlich konterkarierte.¹⁹

Um die soziokulturelle Tragweite dieser Ausformung nachvollziehbar zu machen, soll hiernach die distinkt männliche Imprägnierung von Leichtathletik in den USA der 1930er und 1940er Jahre angedeutet werden. Besonders euro-, aber auch afroamerikanische Sportpädagoginnen, die entgegen der männlich dominierten AAU regulative (Deutungs-)Hoheit über ‚Frauensport‘ und weibliche Körpererziehung beanspruchten, entwarfen Leichtathletik als ein Selbsterprobungs-terrain für körperlich robuste Jungen und kraftvoll wetteifernde Männer. Als eine vernehmbare Mitteklassesgruppierung imaginierten und propagierten sie deren Negativwirkungen auf die gesellschaftlich geforderte weibliche Entwicklung und Reproduktionsfähigkeit. In latent klassistischer Manier beschworen sie eheuntaugliche und gebärfeindliche ‚Vermännlichung‘ und damit eine Gefährdung der heteronormativen sozialen Ordnung. Das marginalisierte Terrain der Leichtathletik galt daher als ungeeignetes Betätigungsfeld für respektable Frauen und schien unvereinbar mit idealtypischer

19 Thaxton, *A Documentary Analysis*, 76-7, 93-6, 194-5.

Mittelklasseweiblichkeit. Getreu dieser geschlechterbinären Betrachtungsweise sollten weibliche Körper und Bewegungen in feminisierten Sportarten wie etwa Gymnastik und Kunstspringen geschult werden. Schließlich würden dadurch weibliche Anmut, Schönheit und Elastizität befördert, die maskuliner Stärke, Ausdauer und hartem Wettkampf entgegenständen. Infolgedessen wurde das biopolitische Bestreben fokussiert, in Vorbereitung auf die zweigeschlechtliche Ehe, reproduktiven Erfolg und den männlichen Blick attraktive, befähigte weibliche Subjekte hervorzubringen. Ausgeprägt athletische, kompetitive und sich körperlich verausgabende (Arbeiter-)Frauen konnten im Umkehrschluss als deviante und abnormale, unweibliche Einzelsubjekte diskreditiert und vom Gesellschaftskörper ausgeschlossen werden.²⁰

Dieser exkludierende Effekt des herrschenden Geschlechterdiskurses wurde zugleich durch die rassistische Figuration des schwarzen Athleten verstärkt, die auch die gesellschaftliche Anschauung afroamerikanischer Leichtathletinnen mitformte. Die wirkmächtige männlich kodierte Vorstellung, in der man schwarze Sportler_innen diskursiv auf natürliche Athletik, aggressive Unkontrolliertheit und eine animalische Körperlichkeit herabsetzte, bekräftigte die gesellschaftlich verfestigte Annahme, dass Afroamerikanerinnen „vermännlichte Amazonen“ und daher potenzielle, wenn nicht tatsächliche Hermaphroditen oder gar keine Frauen seien.²¹ Jene entmenslichende Unterstellung war Teil der abwertenden und negierenden Adressierung schwarzer Weiblichkeit. Schwarzen Frauen wurde eine dysfunktionale und damit inferiore Weiblichkeit zugeschrieben, die sodann mobilisiert und reproduziert wurde, um ihre alltäglich eingeübte Ungleichbehandlung und gesellschaftliche Unterordnung zu legitimieren. Basierend auf einer rassistisch begründeten Disposition zu geschlechtlicher Undifferenziertheit sowie familiär erzieherischer Unzulänglichkeit, konnten sie als vermännlichte Matriarchinnen und mithin geschlechtslose Subjekte dargestellt und behandelt werden. Dabei beschrieb das Verwehren von Geschlechterprivilegien eine dominante Spielart der Subordinierung, die sich etwa in schmutzigen, harten Lohnarbeiten und nicht geschlechtergetrennten öffentlichen

20 Susan K. Cahn, *Coming on Strong: Gender and Sexuality in Twentieth-Century Women's Sport*, Cambridge, MA 2003, 126-9; Elizabeth A. Gagen, „Making America Flesh: Physicality and Nationhood in Early Twentieth-Century Physical Education Reform“, *Cultural Geographies* 11, 4 (2004), 417-42; Martha H. Verbrugge, *Active Bodies: A History of Women's Physical Education in Twentieth-Century America*, Oxford 2012.

21 Ben Carrington, *Race, Sport and Politics: The Sporting Black Diaspora*, London 2010, 76-82.

Toiletten manifestierte. Gleichzeitig wurde rassifizierte Unterlegenheit auf die ihnen beigemessene Unmoralität und Promiskuität zurückgeführt. Sonach besetzten vermeintlich asexuelle schwarze Frauen in einem ausdifferenzierten und widerspruchsvollen Diskursfeld auch die Negativrolle hypersexualisierter Dienstmädchen, die die segregierte Gesellschaftsordnung durch ihr unsittliches Handeln gefährdeten.²²

Als kursierende Praktiken sozialer Anrufung wirkten die skizzierten *race*- und Geschlechterdiskurse darauf ein, wie schwarze Leichtathletinnen innerhalb der US-amerikanischen Gesellschaft wahrgenommen wurden. Denn diese Diskurse materialisierten sich in ihren sportiven Körpern und realisierten sich in deren Repräsentation. Kurzum, als ohnehin negativ stereotypisierte Afroamerikanerinnen in den 1930er Jahren innerhalb der männlich aufgeladenen Körperpraxis der Leichtathletik als Akteurinnen sichtbar wurden, war es soziokulturell denk- und sagbar, ihren sportlichen Leistungen als Effekt unweiblicher und devianter schwarzer Körperlichkeit zu deuten.

Dass sie mit solch einem Gesehen- und Behandeltwerden konfrontiert wurden, äußerte etwa Alice Coachman, die ihre Sportlaufbahn als „tough time“ erfahren hatte. „It was a time when it wasn't fashionable for women to become athletic, and my life was wrapped up in sports“, wie sie ihre bedingte Lebenswirklichkeit beschrieb. Coachman musste also nicht nur lernen, mit *Jim Crow* umzugehen, sie sah sich auch gezwungen, sich zur Geschlechterdiskriminierung und -trennung in Sport und Gesellschaft zu verhalten. Als Akteurin hatte sie stets einen gewissen Handlungsspielraum, den sie dazu nutzen konnte, sedimentierte Vorstellungen durcheinanderzubringen und herrschaftliche Exklusionsprozesse zu verunstetigten. In dieser Hinsicht merkte Coachmans Teamkollegin Leila Perry selbstbewusst an: „The people we encountered, you didn't have that kind of a stigma. [...] Because we were really outstanding....It didn't touch me, because at Tuskegee it wasn't such. They were proud of their athletes.“ So zirkulierten in den USA der 1930er und 1940er Jahre, besonders in afroamerikanischen Parallelwelten, durchaus abweichende Entwürfe schwarzer Weiblichkeit, die affirmative Bewertungen körperlicher Stärke und Ausdauer einschlossen. Infolge der Spezifik ihrer raumzeitlichen und gesellschaftlichen Situiertheit, gaben Akteur_innen heterogener Gemeinschaften und Institutionen eine Vielzahl an fluiden und fundierten,

22 Patricia Vertinsky/Gwendolyn Captain, „More Myth than History: American Culture and Representations of Black Female's Athletic Ability“, *Journal of Sport History* 25, 3 (1998), 532-61; Yevonne R. Smith, „Women of Color in Society and Sport“, *Quest* 44, 2 (1992), 228-50; Elizabeth Abel, *Signs of the Times: The Visual Politics of Jim Crow*, Berkeley, CA 2010, 129-31.

historisch kontingenten Antworten auf das Aktivsein schwarzer Frauen in einem kraftvoll kompetitiven Sport.²³

Coachman war es daher in der segregierten Nische ihrer Heimatstadt Albany möglich, auf engagierte Unterstützer_innen zu treffen, die über Exklusionslinien hinweg handelnd ihre sportlichen Ambitionen gut hießen und gezielt förderten. Und wie von Perry angedeutet, hatte eine wohlwollende schwarze Campusgemeinschaft am abgeschiedenen Tuskegee Institute ein soziales Umfeld geschaffen, in dem sich studentische Athletinnen wie Nell Jackson nicht nur geschützt und respektiert fühlten, sondern auch abgeschirmt wurden. Jackson, die in Tuskegee vergleichsweise privilegiert aufwuchs, stellte hierzu rückblickend fest: „I did not realize that girls were not supposed to ‚compete‘ or that it was ‚unlady like‘ because I came from a community that supported competitive efforts of women.“ Dafür trugen neben der Hochschulleitung, unterstützenden Lehrenden und Studierenden zuvorderst die Coaches um Abbott Verantwortung. Sie bejahten weibliche Sportteilhabe und arbeiteten diese als eine erzieherisch emanzipatorische Körperpraxis aus, die sich junge Frauen ihrerseits als freiheitliche Selbstpraxis aneigneten. „I just wanted to run and win during that time....I was out there just enjoying myself. Because I *liked* it; [it was] something I *wanted* to do!“, wie Lula Hymes bekräftigte. Ebenso verstand es Jackson, den am Institut raren Handlungsspielraum für sich selbst zu nutzen; sie erfreute sich am Konkurrieren – „I competed because of the joy I received from competition“ – und der Ermöglichung, die Leistungsfähigkeit ihres Körper erproben und demonstrieren zu dürfen.²⁴

Gleichzeitig waren Tuskegees Normsetzer bestrebt, die befürwortete Ausübung und die belobigten herausragenden Praktikerinnen eines ‚vermännlichten‘ Wettkampfsports durch die Kultivierung weiblicher Respektabilität zu legitimieren. Vermittels der am Institut eingeforderten und eintrainierten Körperordnung einer einhegenden Mittelklasse-Etikette, sollten bürgerliche Weiblichkeit und Heterosexualität heraus präpariert werden. Diese galten als handlungsleitende Norm, deren Aneignung und Verkörperung gängige Negativstereotype entkräften und Afroamerikanerinnen zum sozialen Aufstieg befähigen

23 Roulhac, *Jumping over the Moon*, 96 (Coachman-Zitat); Cahn, *Coming on Strong*, 122 (Perry-Zitat); Rita Liberti, „We Were Ladies, We Just Played Basketball Like Boys’: African American Womanhood and Competitive Basketball at Bennett College, 1928-1942“, *Journal of Sport History* 26, 3 (1999), 567-84; Verbrugge, *Active Bodies*. Wie Hymes wuchs Perry in Atlanta auf und besuchte dort die gleiche High School.

24 Nell Jackson, „What Olympism Means to the Athlete, Coach & Administrator“ (n. d.), Box 2, *Papers of Nell Cecilia Jackson*, Tuskegee University Archives (Jackson-Zitate); Cahn, *Coming on Strong*, 123 (Hymes-Zitat); Verbrugge, *Active Bodies*, 133-43.

sollte. Respektabilität fungierte daher als politische Selbst-optimierungspraxis, die sich in entsprechend normierten Körpern materialisierte. Das verordnete und überwachte Respektabilitätstraining sah hierzu eine erscheinungs- wie verhaltensbezogene Feminisierung und Verbürgerlichung der Athletinnen vor, welche auf ihre Frisur, Hygiene, Kleidung, Sprache, Umgangsformen, Tischmanieren und Sexualmoral abzielte. Sie mussten sich folglich mit einer panoptischen, heteronormativen und paternalistischen Disziplinierung auseinandersetzen, die auch klassistische Marker wie Dialekt, Körperpflege und Sittlichkeit zu regulieren suchte. Schließlich sollte Klassenzugehörigkeit maskiert und modifiziert werden, um rassistische Kollektivzuschreibungen zu durchkreuzen und um ein anderes, anerkanntes Schwarzsein im Sinne des *racial uplift* hervorzubringen. Indes gelang es nicht allen Athletinnen, sportive und normative Weiblichkeit konfliktlos miteinander zu vereinbaren und selbstbewusst aufzuführen. So sprach Coachman hinsichtlich ihrer Anfangsjahre in Tuskegee von einer „growing experience“, während der sie sich oftmals wie ein „nobody“ gefühlt hatte.²⁵

Als Tuskegees Leichtathletinnen aufgrund ihrer Sporterfolge öffentliche Sichtbarkeit erlangten und reisten, wurden sie verstärkt zur einer ‚damenhaften‘ Selbstpräsentation angehalten. Vor allem über ihr Erscheinungsbild und eine makellose Etikette sollten sie schwarze und weibliche Respektabilität demonstrieren. Selbige basierte auf dem afroamerikanischen Verständnis von sozialer Klasse als ökonomischer und symbolischer Form einer rassifizierten und geschlechtlich sensibilisierten Selbstführung. Oder wie es Perry formulierte: „All of us [i.e. black working-class women] had been taught how to act, how to be graceful, and to be products of Tuskegee. [...] And they always wanted us to look our best.“ Überdies war der Trainer_innenstab stets bemüht, die charakterbildende und gesundheitsfördernde Funktion fairen und sauberen Wettkampfsports hervorzuheben, den somit respektable Athletinnen ausübten. Zumal das Institut gerne auf harte Körperarbeit, ausgebildete Fertigkeiten und ermöglichende Chancen verwies, um die Leistungsfähigkeit und Dominanz seines weiblichen Auswahlteams jenseits ‚weißer‘ Stereotype zu begründen.²⁶

Eine seitens der Mehrheitsgesellschaft angewandte Strategie, mit in der randständigen Frauenleichtathletik erfolgreichen, respektablen schwarzen Akteurinnen umzugehen, war es, diese zu ignorieren.

25 Verbrugge, *Active Bodies*, 133-43; Brown/Valk, *Living with Jim Crow*; Roulhac, *Jumping over the Moon*, 59, 70 (Coachman-Zitate).

26 Cahn, *Coming on Strong*, 134 (Perry-Zitat); Roulhac, *Jumping over the Moon*, 157; Verbrugge, *Active Bodies*, 133-43.

Außerhalb der afroamerikanischen Presse und jenseits schwarzer Unterstützungsgemeinschaften und Förderinstitutionen erhielten sie geringe Aufmerksamkeit; sie blieben also relativ unsichtbar und stimmlos. Afroamerikanische Wochenzeitungen besprachen hingegen mit *uplift*-orientiertem Beiklang ihren beispiellosen Siegeszug und würdigten ihre athletischen Einzel- und Teamleistungen. Stolz wurde etwa verkündet: „Tuskegee Girls’ Team Rules Women’s Track World.“ Mitunter fungierten solche Erfolge als Nachweise schwarzer Befähigung und als Triumphe über *Jim Crow*. Gleichwohl kam ihnen in der geschlechtlich ungleich gewichteten Sportberichterstattung eine nachgeordnete Platzierung als Nebendarstellerinnen zu. Im Fokus der Berichterstattung standen die eingehend geschilderten Leistungen männlicher Athleten und deren symbolpolitische Bedeutungen.²⁷

Zudem bedienten meist männliche Journalisten eine Regulierungsstrategie, die darauf ausgerichtet war, normalisierende Repräsentationen schwarzer Weiblichkeit herzustellen, um auf diese Weise rassistisch-sexistische Zuschreibungen abzuwehren. Oft in Zusammenarbeit mit dem Institut, das bekanntlich ähnliche Ziele verfolgte, situierten sie Tuskegees Leichtathletinnen innerhalb der akzeptablen Grenzen schwarzer Mittelklasse-Respektabilität, um dem Negativentwurf ‚vermännlichter‘ athletischer Weiblichkeit entgegenzuwirken. Es galt, die als ‚Sportstars‘ gefeierten jungen Frauen von Vorstellungen sportlich aggressiver Männlichkeit zu distanzieren. Die Leser_innen sollten sich zugleich von ihrer gesellschaftlichen Funktionalität, besonders ihrer weiblichen Attraktivität und ihren heterosexuellen Ambitionen überzeugen lassen. Mithin waren die Autoren sichtlich darum bemüht, die Sportlerinnen zu feminisieren und bisweilen auch zu de-athletisieren. So portraitierte man sie als respektable ‚Mädchen von nebenan‘, die über außergewöhnliche athletische Fähigkeiten *und* sozial geforderte Qualitäten wie Zukunftsambitionen verfügten. Coachman etwa bekam das Qualitätssiegel „definitely effeminate“ aufgedruckt. Hiernach wurde sie als „attractive young lady“ beschrieben, „[as] an ordinary young women of 24, with simple regular-girl tastes, but with an extraordinary talent for high-jumping“. *En détail* war zu lesen, dass die „National Sprint Queen“ stets

27 Jennifer H. Lansbury, „‘The Tuskegee Flash’ and ‘the Slender Harlem Stroker’: Black Women Athletes on the Margin“, *Journal of Sport History* 28, 2 (2001), 233-52; „Tuskegee Girls’ Team Rules Women’s Track World“, *Pittsburgh Courier*, 7. Juli 1945. Als Goldmedaillengewinnerin (in einem weitgehend erfolglosen Leichtathletik Olympia Team) erfuhr Coachman seitens der weißen Öffentlichkeit eine flüchtige Würdigung als Repräsentantin der USA, des Bundesstaates Georgia und ihrer Heimatstadt Albany. Jennifer H. Lansbury, *A Spectacular Leap: Black Women Athletes in Twentieth-Century America*, Fayetteville, AR 2014, 68-71.

„the ‚right dress‘ for the ‚right occasion‘“ bevorzugen würde und „being a good wife“ als „fulfillment of her secret ambitions“ ansah. Ferner betonten die Verfasser, dass ihre Eltern zu „Albany’s best known citizens“ gehören würden.²⁸

Gleichermaßen stellten *uplift*-orientierte Zeitungen die „Tigerettes“, wie sie Tuskegees weibliches Auswahlteam benannten, als vorbildhafte *race*-Repräsentantinnen, „[as] the best mannered and best behaved group to participate in the [AAU track] meet“ dar. Sie figurierten demnach als ‚brave Mädchen‘, häufig war von „lassies“ die Rede. Derweil evozierte ein infantilisiertes Binär-Label wie „Tigerettes“ – Tuskegees männliche Auswahlteams firmierten als „Golden Tigers“ – keineswegs das Bild angriffslustiger stolzer Raubkatzen, respektive athletischer Wettkämpferinnen, sondern die Vorstellung nahezu friedlich lebenswürdiger Tierkinder. Die zuvorderst Afroamerikaner_innen zugänglichen und an sie gerichteten Darstellungen schwarzer (Foto-) Journalisten können sonach als männlich perspektiviertes und Mittelklasse orientiertes *doing gender* gelesen werden, das auch der eigenen Selbstvergewisserung diene. Schließlich akzentuierten sie die femininen Erscheinungen und idealtypisch weiblichen Qualitäten ‚damenhafter‘ Athletinnen und hoben ihre harmonische Gemeinschaftsarbeit hervor, anstatt individuell ausgeprägte Leistungs- und Wettkampforientiertheit zu fokussieren. In gewisser Weise rückten sie ihr einträchtiges Zusammenspiel in den Vordergrund der Repräsentation, welche sie mit gängigen Hinweisen auf „dreamy brown eyes and a quick friendly smile“ versahen.²⁹

28 Sam Lacy, „Looking ‘Em Over“, *Baltimore Afro-American*, 15. Juli 1944; Revella Clay, „Olympic Champ Called Versatile“, *Baltimore Afro-American*, 6. November 1948; Lucius Jones, „Georgia Girl Looms as All-Time Track Immortal“, *Atlanta Daily World*, 15. April 1940; Levi Jolley, „Coed Cinder Champs Carry High Hopes“, *Baltimore Afro-American*, 12. Juli 1941; „Alice Coachman Crowned National Sprint Queen“, *Baltimore Afro-American*, 7. Juli 1945; Lansbury, *A Spectacular Leap*, 63-4.

29 Levi Jolley, „Tigerettes Owe Success to Dr. Carver’s Peanut Oil“, *Baltimore Afro-American*, 13. Juli 1940; Clay, „Olympic Champ Called Versatile“; Frank A. Young, „Tuskegee’s 11th Annual Women’s Track Meet“, *Chicago Defender*, 13. Mai 1939; Margaret Carlisle Duncan, „Gender Warriors in Sport: Women and the Media“, Arthur A. Rainey/Jennings Bryant (eds.), *Handbook of Sports and Media*, Mahwah, NJ 2006, 247-69; D. Stanley Eitzen/Maxine Baca Zinn, „The De-Athleticization of Women: The Naming and Gender Marking of Collegiate Sport Teams“, D. Stanley Eitzen (ed.), *Sport in Contemporary Society*, London 2005, 129-38.

Close-up

Das bereits konturierte Trainingsregime sowie die reglementierte, harte alltägliche Körperarbeit, die soziokulturell weniger feminin konnotiert war, blieben medial unterbelichtet. Jedoch kann der Dauererfolg der Leichtathletinnen schwerlich ohne Bezugnahme auf diese Trainingsordnung und Körperpraxis, die es nun schlaglichtartig zu beleuchten gilt, erklärt werden. So pointierte Coach Abbott: „The fundamentals of a sport are the foundations upon which all successful teams are built. In other words, before any athletic team may be organized and function with any degree of success there must be a long period of individual preparation.“³⁰ Die hier angesprochene grundlagenbasierte, individuell angepasste Vorbereitungsphase ist fest verknüpft mit der Verkörperung der Codes und Praktiken korrekten Trainings, das heißt von Leistungswerten und -normen sowie spezifischen Körpertechniken und Bewegungsabläufen. Wettkampforientierte Trainingsarbeit meint folglich regulierte und routinierte Körperpraktiken, die innerhalb einer strukturierten Umgebung prozesshaft ausgeübt werden, um mit ihnen leistungsstarke Athlet_innen hervorzubringen. Letztere werden demnach durch die gewohnte und wiederholte Einübung sportspezifischer Körperaktivität diszipliniert. Diese wird durch Expert_innen vorgegeben und in kleinteilige Aufgaben zergliedert, um so die funktionale Wirkkraft des Körpers schrittweise zu optimieren und überwachen. Indes erfolgt der Zugriff auf den Körper nicht ausschließlich in Form disziplinierender Kontrolle. Athlet_innen beobachten und regulieren ihr Körperverhalten vielmehr selbst, da sie permanent prüfenden, normalisierenden Blicken, vor allem der Expert_innen und Mittrainierenden, ausgesetzt sind. Insofern eignen sie sich die zugeteilten Aufgaben an und wirken auf sich selbst ein. Dieser Prozess beinhaltet sowohl individuelle Disziplinierungseffekte, als auch entfliehende Momente. Während dieser aktiven Körperproduktion müssen Athlet_innenkörper mehrere Trainingsphasen und -räume durchlaufen, bevor eine nachhaltige Wettkampfform aufgebaut ist. Diese raumzeitliche Organisation von Workouts bezieht sich auf Strukturierungswerkzeuge wie Periodisierung, Segmentierung und rationalisierte Trainingsorte, die allesamt die athletische Körpererfahrung mitformen. Die Segmentierung etwa, findet ihren Ausdruck in der Ausarbeitung eines Ensembles ineinandergreifender Teilaufgaben. Deren zeitaufwändige Aneignung zielt darauf ab, dass Athlet_innen sich sedimentierende Körpertechniken und grundlegende Bewegungsabläufe ganzheitlich funktional, und letztlich ohne zu denken, ausführen können.

30 Abbott, „A Close Up“.

Hierbei geht es darum, das physische Kapital, das heißt, Körperkompetenzen auszubilden, derer leistungsfähige Leichtathlet_innen bedürfen: Schnelligkeit, Ausdauer, Sprung- und Schnellkraft sowie Schnelligkeitsausdauer.³¹

Wie Coachman bestätigte, erforderte das umrissene Eintrainieren und gezielte Abrufen der „fundamentals“ ausdauernde harte Arbeit: „I trained very hard. I was very sincere about my work. I wonder why I worked too hard, put so much time into it – but I guess it’s just I wanted to win. And the competition was very tough. You had to be in great shape to win.“³² Ihre Arbeitsethik und ihr siegesorientierter Wille zur Selbstverbesserung, welche die rassistische Figuration des schwarzen Athleten widerriefen, wurden durch ein Spektrum an innovativen, modernen Trainingsmethoden zusätzlich befördert. Vielfach haben Tuskegees Athletinnen herausgestellt, dass Abbott seiner Zeit voraus war – „from his coaching to teaching and training techniques“.³³ Zuvorderst setzte er die am Institut etablierte Geschlechtertrennung außer Kraft, indem er Athletinnen regelmäßig zusammen mit Athleten trainieren, ähnliche Routinen absolvieren und, etwa in Aufholrennen und American-Football-Einheiten, wettkampforientiert gegeneinander antreten ließ. Hierzu betonten die Trainierenden auch ihr faires und familiäres Miteinander, das über Geschlechtergrenzen hinweg Zusammenhalt und Freundschaften stiftete. Was die als nützlich erachteten Wettrennen anbetraf, die als Motivations- und Optimierungsübung für beide Seiten angelegt waren, erhielten sie als Frauen gegenüber ihren männlichen Konkurrenten, die sie einholen sollten, einen erfolgreich umgesetzten Vorsprung: „[The men] never did catch up“, wie eine (unbenannte) Sprinterin hervorhob. Gleichzeitig lernten selbstermächtigte Leichtathletinnen, ein offensives Laufspiel gegen die anerkannte Defensivformation der „Golden Tigers“ aufzuziehen. Dabei bereitete es ihnen Vergnügen, die Trainingsordnung zu unterlaufen, indem sie Männerkörpern spielerisch auswichen. So hob Rowena Harrison amüsiert hervor: „We would sometimes run through the defenses’ legs.“³⁴

31 P. David Howe/Carol Morris, „An Exploration of the Co-production of Performance Running Bodies and Natures within ‚Running Taskscapes‘“, *Journal of Sport and Social Issues* 33, 3 (2009), 308-30; Debra Shogan, *The Making of High Performance Athletes: Discipline, Diversity, and Ethics*, Toronto 1999.

32 *Albany (Georgia) Herald*, 13. März 1974.

33 Dunkle, *The College on the Hill*, 188 (Zitat).

34 Thaxton, *A Documentary Analysis*, 76-7 (Sprinterin-Zitat); Roulhac, *Jumping over the Moon*, 77-8 (Harrison-Zitat); Lansbury, *A Spectacular Leap*, 59, 65. Harrison wurde in Tuskegee geboren, wo sie auch aufwuchs.

Um an der bereits angesprochenen körperlichen Beweglichkeit und Elastizität zu arbeiten, kamen unterdessen auch traditionelle und moderne Tanzformen (u.a. Folk, Charakter- und Kreativtanz) im Training zum Einsatz. Einerseits wirkten die eingeübten Tanzpraktiken in einer funktionell leistungsorientierten Weise auf die zu disziplinierenden Athletinnenkörper ein. Ihr Rhythmusgefühl wurde verfeinert und die Beinmuskulatur ausgebildet. Leila Perry ging so weit, ihren Sporterfolg ihrer Liebe zum „jitterbug dancing“ zuzuschreiben. Andererseits wurden Athletinnen nicht einfach passiv optimiert. Vielmehr eigneten sie sich die verordneten, mitunter geliebten Tanztechniken aktiv und selbstermächtigend an: „[They find] relaxation and recreation in doing the latest dances, mastering the many intricate steps“, wie berichtet wurde. Coachman etwa brach während der Anreise zu den Landesmeisterschaften aus der sozialen Disziplinierung aus. Als das Team in den Straßen von New York City auf eine aufspielende bekannte Swing-Band traf, gab sie sich als „jitterbug fan“ zu erkennen und der Lust am Tanzen hin: „I started dancing to [...a] Ella Fitzgerald song. Everyone started to dance. We danced all over the street.“ Durch die selbstbestimmte Körperpraxis spontanen Tanzens erfuhr Coachman, wie es sich in einer dynamischen Ausnahmesituation außerhalb von Kontrolle anfühlt. Wenngleich die soziale Ordnung wenig später wiederhergestellt wurde, das Team in der spartanischen YMCA logierte und nicht den swingenden *Savoy Ballroom* besuchte, können die sichtbaren Bewegungen tanzender schwarzer Körper als Herausforderung derselben verstanden werden.³⁵

Mit Blick auf die veruneindegte Körperdisziplinierung und -optimierung, die entfliehende Momente beinhaltete, machte Abbott als passionierter Hobbyfotograf Gebrauch von seiner Kamera. Seine Ehefrau Jessie, die als Teilzeittrainerin und Betreuerin selbst eng in Tuskegees Sportprogramm involviert war, schilderte: „He took pictures, he learned to develop and print them. So [...there are] pictures and pictures and pictures of different athletic events, slides.“³⁶ Genauer gesagt erzeugte und sammelte Abbott fotografisches Material, um technisches Wissen zu generieren, das unter anderem zur effizienten Gestaltung der Trainingsarbeit beitrug. So bediente er sich der Kamera als eines Werkzeugs, um visuelle Repräsentationen von Körper-

35 Thaxton, *A Documentary Analysis*, 194-5; *The Fifty-Eighth Annual Catalog, 1939-1940, Tuskegee Institute, Alabama*, 77, Tuskegee University Archives; Jolley, „Fair Champs Dance“ (Tanz-Zitate); Roulhac, *Jumping over the Moon*, 78-9 (Coachman-Zitat).

36 „Interview with Mrs. C. L. Abbott and Jessie Ellen Abbott, June 10, 1974“, *Alabama Center for Higher Education Statewide Oral History Project, Vol. VI*, 5, Tuskegee University Archives.

praktiken herzustellen, die im Nachgang Bild für Bild analysiert werden konnten. Da diese Wissenstechnik Einzelkörper und zuvor schwerlich erkennbare Bewegungssequenzen bildlich einfrore, war es ihm möglich, neue Sichtbarkeiten zu etablieren, die als Mittel panoptischer Segmentierung und Überwachung fungierten. Insoweit nutzte Abbott Bilderserien, um zunächst Körpertechniken und Bewegungsabläufe zu erfassen und sie, falls notwendig, anschließend im Training zu korrigieren. Die Fotografie ist insofern als eine Disziplinierungstechnologie zu lesen, die auf die leistungsorientierte Optimierung der visualisierten Körper abzielte. Daher impliziert das Fotografieren eine asymmetrische soziale Machtbeziehung, denn bereits das Aufstellen und Ausrichten des Apparats sowie das Ablichten funktionieren als performative Akte der Aufsicht und Kontrolle. Tuskegees Leichtathletinnen waren folglich in einem Feld der Sichtbarkeit situiert und der vermittelten Sichtbarmachung ihrer Körper(-praktiken) ausgesetzt, was wiederum selbstkontrolliertes und -kritisches Handeln implizierte. Um die Arbeit am Selbst und deren Effekte nachvollziehen zu können, müssen auf den Körper gerichtete Praktiken der Selbstbeobachtung und -disziplinierung also mit dem präsenten männlichen Expertenblick zusammengedacht werden.³⁷

Der Wirkungszusammenhang von Selbstunterwerfung und -ermächtigung wird anhand der nachstehenden Anekdote Jessie Abbotts deutlich:

„Stella Walsh, the great Polish[-American] runner, was [the national AAU] champion at that time [in the early 1940s], and Alice Coachman was our 100-meter runner. At first Stella beat Alice, but Major [Abbott] took pictures of the track events. He snapped the finish of that race, and he showed the pictures to Alice. She was running flatfooted and not putting out much effort, and Stella was straining, trying to win with Alice just two or three steps behind her. Major showed that to Alice, and that was the last time [in 1944] Stella beat Alice.“³⁸

Coach Abbotts fotografische Repräsentation, die eine ‚objektive‘ Nahaufnahme ihrer Sprinttechnik und ihres unzureichenden Zieleinlaufs aufwies, veranlasste Coachman, ihre Körperpraxis erfolgreich anzupassen. „[S]he did something about it“, wie Rowena Harrison betonte. In dieser Hinsicht ist auf den Ehrgeiz und Siegeswillen ihrer Teamkollegin zu rekurrieren, die sich über ihre sportliche Leistung gesellschaftliche

37 John Bale, „Capturing ‚The African‘ Body? Visual Images and ‚Imaginative Sports‘“, *Journal of Sport History* 25, 2 (1998), 234-51; Maren Möhring, „Nacktheit und Sichtbarkeit“, Jürgen Martschukat (ed.), *Geschichte schreiben mit Foucault*, Frankfurt/New York 2002, 151-69.

38 „Interview with Jessie Abbott, October 11, 1977“, Ruth Edmonds Hill (ed.), *The Black Women Oral History Project, Vol. 1*, Westport, CT 1991, 14.

Anerkennung und Teilhabe erkämpfte: „I always wanted to win and be somebody, I wanted the world to know me, and I was just determined to make something of myself“, so Coachman. Eine ebenbürtige Rivalin wie Walsh, der sie mehrfach unterlegen gewesen war und die sie zu überragen erträumte, diente in ihrem individuellen *uplift*-Szenario als personalisierte Triebfeder. Neben analytisch wertvollen fotobasierten Fehleraufnahmen, die als Motivation obsolet waren, beruhte ihr Erfolg hierbei auch auf Praktiken der Selbstbeobachtung und des Körperstudiums ihrer Konkurrentin. Diese Selbstpraktiken hatten ihr geholfen, die durch ihre nachteilige Starttechnik entfachte und durch Walsh befeuerte Verunsicherung zu lösen, indem sie in ihre zielführende Aufholfähigkeit vertraute.³⁹

Gleichzeitig wurde die Wissens- und Machttechnik des Fotografierens am Institut eingesetzt, um den politischen Entwurf eines aufstiegsorientierten und befähigten schwarzen Selbst zu illustrieren und idealisieren. Zu einer Zeit, „when the deliberate distortion of black images in popular culture was as common as ice vendors in turn-of-the-century cities in August“, gebrauchten „high-tech griots“ wie Abbott oder P. H. Polk, der Tuskegees Abteilung für Fotografie leitete, ihre Kameras zielgerecht, um solche Gegenbilder afroamerikanischen Lebens – „images of dignity, pride, success, and beauty“ – zu kreieren. Sie brachten ihre Fotoapparate als produktive Arbeitsgeräte in Stellung, um die endlose Wiederholung rhetorischer und visueller Negativstereotype strategisch zu unterbrechen. Indes waren sie nicht besessen von *race* und Rassismus: „[T]hey were equally concerned with locating and reproducing the beauty and fragility of the race, the [...] everyday life, the dream of a people.“ Ein zentraler Blickpunkt dieses ausdifferenzierten Bildprogramms war die selbstkontrollierte Repräsentation integrierender und leistungsfähiger schwarzer Menschen. Ihre respektable Präsenz sollte die ihnen vielschichtig zugeschriebene Inferiorität destabilisieren und delegitimieren. Vermittels aufgenommener individueller Blicke, Gesten und Bewegungen galt es eine positive kollektive Identität hervorzubringen und etablieren. Dabei fungierten Körper, die in einer exkludierenden Gesellschaftsordnung für Afroamerikaner_innen oftmals das einzig verfügbare kulturelle Kapital darstellten, als aktive Arbeits- und Einschreibfläche, respektive „as the canvases of representation“. Somit wurde am Institut und vor allem im

39 Roulhac, *Jumping over the Moon*, 77 (Harrison-Zitat), 86-8; (New York) *Amsterdam News*, 2. Juni 1979 (Coachman-Zitat); Sam Lacy, „'Coachman Best' Says Walsh“, *Baltimore Afro-American*, 15. Juli 1944.

Sport kulturelle Körperarbeit verrichtetet, die eine widerständige Wahrheit repräsentierte.⁴⁰

Die Wahrheit lag also durchaus auf dem Trainingsplatz, auf dem Körper fortlaufend fotografiert und selbstoptimiert wurden. Indes war Abbott als Coach stets darauf bedacht, dass die Athletinnen, die er „bunnies“ nannte, regenerative Auszeiten erhielten, um die Wirkkraft anstrengender Trainingsmaßnahmen nicht zu beeinträchtigen. Dabei berücksichtigte er gemäß dem vorherrschenden sportpädagogischen Wissen „the unique and characteristic biological differences of sexes“ und verordnete ein Trainingsregime, das Phasen wiederholter Belastung mit Momenten der Entspannung auszubalancieren suchte. So berichtete Coachman: „We [...] practiced all we could, all we had time for. But the coach wouldn't let us overtrain; he would make us quit sometimes.“⁴¹ Lula Hymes wies darauf hin, dass sie bei den Nachmittagsworkouts dazu angehalten waren, während der sonnigsten Tagesphase auf dem Trainingsgelände bis zu einer Stunde lang in der Sonne zu ruhen. Dieses erholsame Sonnenbad sollte ihnen neue Stärke verleihen, denn Abbott nahm an, dass natürliches Sonnenlicht der körperlichen Regeneration, besonders den strapazierten Muskelpartien, zuträglich sei. Damit zitierte er den zeitgenössisch transatlantisch populären Heilkundendiskurs, der den therapeutischen Nutzen des Sonnenbadens affirmierte und zur Emergenz eines Wirkungszusammenhangs zwischen Sonnenlicht, Körpern und Gesundheit beitrug. Sonnenlicht wurde von Helio-Advokat_innen als natürliche Ressource beschrieben, die unter Einbeziehung von Frischluft und Freiübungen körperliche Stärke und Widerstandsfähigkeit begünstigen und daher gesunde Körper befördern würde.⁴²

Im Trainingskontext wurde der angestrebte Erholungseffekt durch das Einreiben mit Erdnussöl intensiviert, das von Tuskegees renommiertem Agrarchemiker George Washington Carver bereitgestellt und Hymes und ihren Teamkolleginnen an Armen und Beinen aufgetragen wurde. Carver genoss aufgrund seiner zahlreichen erdnuss-

40 Deborah Willis, *Reflections in Black: A History of Black Photographers, 1840 to the Present*, New York 2000, ix-x (Foto-Zitate), 45; Abel, *Signs of the Times*; Harvey Young, *Embodying Black Experience: Stillness, Critical Memory, and the Black Body*, Ann Arbor, MI 2010, 50-63; Stuart Hall, „What Is This Black' in Black Popular Culture“, Gina Dent (ed.), *Black Popular Culture: A Project by Michele Wallace*, New York 1998, 27 (Zitat).

41 Verbrugge, *Active Bodies*, 140; Cleve Abbott, „Letter to Dr. F. D. Patterson, President, Tuskegee Institute, November 8, 1944“, Box 5, *Papers of Ross C. Owen*, Tuskegee University Archives (Abbott-Zitat); *Albany (Georgia) Herald*, 13. März 1974 (Coachman-Zitat).

42 Orban, „Interview mit Lula Hymes Glenn“; Thaxton, *A Documentary Analysis*, 95, 195; Simon Carter, *Rise and Shine: Sunlight, Technology and Health*, New York 2007.

basierten Produkte nationale Bekanntheit. Sein patentiertes Erdnussöl, das etwa Franklin Roosevelt anwandte, hatte er als ein Heilmittel gegen Kinderlähmung vorgesehen. Am Institut wurde es alltäglich von der Sportabteilung, insbesondere den Leichtathletinnen genutzt, um verhärtete oder gezernte Muskeln zu behandeln und muskulären Problemen vorzubeugen. Christine Evans Petty, die vielfach abgebildete Assistenztrainerin, „who is easily mistaken for one of the pupils due to her attractiveness and youthful appearance“, stellte diesbezüglich heraus: „One of the biggest worries of a track coach is muscular conditions developing at or before a track meet from strenuous training. Since, I have very little to worry me in that respect due to the oil, more time and concentration is placed upon developing form and speed.“ Neben den Revitalisierungseffekten hob Petty hervor, „[that] the girls like to use it because of the smoothness it gives their skin – oftentimes they request rubdowns with the oil to obtain relaxation, as it has a very soothing effect“. Die Athletinnen eigneten sich Carvers Erdnussöl, das als ein physiotherapeutisches Funktionsmittel intendiert war, demnach zugleich als ein Körper- und Schönheitspflegeprodukt an, das die ihrerseits begehrte seidenweiche Haut begünstigte. Es diente also der Körperentspannung und stellte ein Wohlgefühl her. Demgegenüber setzten es afroamerikanische Sportjournalisten körperfokussiert, wiederum strategisch feminisierend, aber auch sexualisierend ein, um etwa „the unusual ease and muscular coordination of the girls“ zu akzentuieren und „the smooth appearance of the girls’ skin in addition to their rhythm in motion“ für eine schwarze Leserschaft herauszustellen.⁴³

Platziert in einer rassistischen Gesellschaftsordnung, in der sich aufstiegsorientierte Afroamerikanerinnen direkter Sonneneinstrahlung zu entziehen und der bürgerlich weiblichen Schönheitsnorm anzupassen suchten, genossen junge schwarze Frauen die Körperpraxis öligen Sonnenbadens. „We used to rub with the peanut oil, and go down there and lay on the ground. Let the sun bake us“, wie Hymes die kollektiv praktizierte Verweigerung heller Haut andeutete. Insofern ist hier vorwegzunehmen, dass sie der prestigeträchtigen Maske des Weißseins entsagten und den soziokulturellen Negativmarker schwarzer Haut für sich als wertpositiv bejahten. Sie verkörperten ein selbstbewusstes Schwarzsein in einem klassistischen und rassifizierten Terrain, in dem weißorientierte Mittelklasse-Respektabilität ausgeübt und eingepreßt wurde. In dieser Hinsicht hob Coachman in

43 Orban, „Interview mit Lula Hymes Glenn“; Linda O. McMurray, *George Washington Carver: Scientist and Symbol*, New York 1981; Jolley, „Tigerettes Owe Success“ (Zitate).

einer „The Color and Social Thing“ betitelten autobiografischen Passage darauf ab, dass Tuskegees Campusgemeinschaft, mit der Ausnahme weniger Athlet_innen, auffallend „light-skinned“ gewesen sei. Dazu merkte sie auch die soziale Positionierung der Coaches kritisch an, die „a preference for playing the light-skinned players with big legs and long or red hair“ gehegt hätten, woraufhin sie von Abbott aufgefordert worden waren, Einsatzzeit gleichberechtigt an „dark girls“ zu vergeben. Letztere bezeichnete sie in Anbetracht ihres konsekutiven Erfolgs als Wegbereiterinnen „for the rest of us [i.e. dark-skinned female student-athletes]“.⁴⁴

Coachman nahm hier Bezug auf eine ‚schwarze‘ Community, die *colorism* unterlag und deren Schönheitsarbeit mehrheitlich euroamerikanischen Attraktivitätsnormen entsprach. Das am Institut vorherrschende Schönheitshandeln war als Prozess gesellschaftlicher Positionierung darauf ausgerichtet, mittels einer respektablen Außenwirkung soziokulturelle Anerkennungseffekte zu erzielen. Über die entsprechend disziplinierten und beurteilten Körper besonders weiblicher Studierender – „Your body had to be groomed“, so Coachman – sollte diese Inszenierung des afroamerikanischen Selbst realisiert werden. Dabei privilegierte das weiß getünchte Schönheitsregime rassifizierte Attraktivitätsmarker, vor allem helle Haut und glattes Haar, welche bürgerliche Respektabilität und soziale Mobilität (also Klassenstil und Status) signifizierten. Hingegen bedeutete die seitens schwarzer Athletinnen als Selbsttechnik angeeignete Körperpraxis des öligen Sonnenbadens ein Unterlaufen der Schönheitsordnung. Obschon sie gängige Schönheitsstandards etwa in Form ihres geglättet frisierten Haares re/produzierten und sozialen Anpassungszwängen nicht dauerhaft entfliehen konnten, stellten sie Normalitätsvorstellungen dennoch aktiv und selbstermächtigend infrage. Dies geschah, wenn sie ihre Ansprüche des Wohlfühlens ausagierten und sich eine (selbst-)beobachtete Schönheit erarbeiteten: „You talk about some pretty brown“, wie Coachman den gebräunten Teint ihrer dunklen Haut ästhetisierte und ihr Selbst affirmierte. Es war daher kreativ produktive Arbeit nötig, die sie gemeinsam mit ihren Teamkolleginnen an sich selbst verrichtete, um die Körperoberfläche aktiv umzugestalten. Sie nutzen die Haut als soziokulturell bedeutsames Rohmaterial, auf das sie mittels Sonnenlicht und Erdnussöl einwirkten und dadurch eine sichtbare Schönheit in den Körper einschrieben. Im Anschluss wurde diese aufgeführt und den verifizierenden Blicken Dritter ausgesetzt. In

44 Pamela Grundy/Susan Shackelford, *Shattering the Glass: The Remarkable History of Women's Basketball*, New York 2005, 79 (Hymes-Zitat); Roulhac, *Jumping over the Moon*, 59-60 (Coachman-Zitate).

diesem Zusammenhang stellte Coachman amüsiert heraus, dass die Sonnenbadenden mit der erlangten Aufmerksamkeit spielten: „The fellows wanted to see how we looked. [...] And they were so surprised, when they looked at us. Mmmmm.“⁴⁵

Schönheit meint folgerichtig den Prozess eines Sich-selbst-Positionierens, von *doing* und *becoming*; sie muss erarbeitet, überarbeitet, gefühlt, gesehen und an/erkannt werden. Ein verkörpertes Selbstverhältnis wie Schönheit, das durch Handlungspraxis, Berührungen, Bewegungen, Blicke und mithin Sprache hervorgebracht und kommuniziert wird, erzeugte hier eine andere Ästhetik, die Emotionen wie Vergnügen evozierte und in der sich auch das Subversive sowie ein Sinn für Freiheit ausdrückten. Leila Perry, eine der Sonnenbadenden, bekräftigte und resümierte diese Lebensform einer vergemeinschaftenden Sorge um sich selbst rückblickend: „We had a good time out there. Layout there talking and whatnot. Those were good days. You’d be tired... but they were enjoyable.“⁴⁶

Fade-away

In einer finalen Zusammenschau sei zunächst angemerkt, dass die emotionale Imprägnierung verschiedener Facetten der Körperarbeit, die gefühlsbetonte intersubjektive Beziehungen erzeugen und bestärken kann, einer tiefergehenden Analyse bedarf. Anhand des konturierten Schönheitshandelns, Trainings und Wetteiferns wurde diese Potenzialität zumindest angedeutet und mit dem aufgezeigten Handlungsvermögen afroamerikanischer Athletinnen ins Verhältnis gesetzt. Letzteres veranschaulicht, dass Sport als Körper- und Subjektivierungspraxis nicht nur einseitig Disziplinierungsmaßnahmen bewirkt, sondern zugleich auch Selbstermächtigungsmomente impliziert. So eigneten sich die jungen Frauen die ihnen zugeteilte, vielförmige Trainingsarbeit, die als disziplinierende Körperarbeit konzipiert war, mit und über ihre produktiven Körper aktiv an. Durch kreative Selbstpraktiken ermöglichten sie sich freiheitliche Nischen und Momente des Entfliehens. Diese artikulierten sich etwa in einer nicht vorgesehenen verkörperten Kultivierung von Schönheit und der

45 Shirley Anne Tate, *Black Beauty: Aesthetics, Stylization, Politics*, Farnham, UK 2009; Nina Degele, „Bodification and Beautification: Zur Verkörperung von Schönheitshandeln“, *Sport und Gesellschaft* 1, 3 (2004), 244-68; Grundy/Shackelford, *Shattering the Glass*, 73, 79 (Coachman-Zitate).

46 Tate, *Black Beauty*; Degele, „Bodification and Beautification“; John Fiske, *Understanding Popular Culture*, London 1989; Grundy/Shackelford, *Shattering the Glass*, 79 (Perry-Zitat).

ordnungsüberschreitenden Körperpraxis ausgelassenen Tanzens. Vermöge solcher Handlungsweisen gelang es ihnen, mit den einhegenden Einübungen umzugehen, die ihnen ein de facto emanzipatorisches Subjektivierungsprogramm am Tuskegee Institute auferlegte. Selbiges wurde von einer restriktiven Mittelklasseordnung überlagert, die wiederum den vorherrschenden *race*- und Geschlechterdiskursen Rechnung trug, aber nicht durch diese determiniert war. Idealerweise eröffnete der normative Prozess bürgerlicher Subjektwerdung – dem sich schwarze Athletinnen folglich ausgesetzt sahen, an dem sie als Akteurinnen partizipierten und dem sie ihre Körper nicht vollständig entziehen konnten und wollten – angestrebte gesellschaftliche Teilhabe. Das resultierende eigentätige Operieren an sich selbst sowie das körpergebundene Geformtwerden verweisen auf das Leitmotiv dieses Artikels: „[It] allows us to read the black [female] body as socially constructed and continually constructing its own self.“⁴⁷

Dieses prozess- und mitunter konflikthafte Drängen und Werden kennzeichnete das in Tuskegee etablierte sportbasierte Subjektivierungsprogramm, das auf die Formung aufstiegsorientiert geschulter und befähigter Afroamerikaner_innen ausgerichtet war. Obgleich es als hierarchisch männlich dominiertes Projekt mit Vorstellungen und Praktiken heteronormativer Weiblichkeit sowie wohlwollendem Mittelklassepaternalismus nachhaltig verschränkt war, kann es als fortschrittliches Erziehungsprogramm gelesen werden. Denn im segregierten und ungleichen Amerika der 1930er und 1940er Jahre, zumal im ländlichen Süden, existierte kaum ein vergleichbar planvolles Aufstiegsprojekt, das jungen schwarzen Frauen durch Sportpartizipation signifikante Bildungschancen und gangbare Lebenswege darzubieten suchte. Indes stellte die sportive Wettkampfpraxis der Leichtathletik rare Möglichkeiten sozialer Sichtbarkeit aufgrund individuellen Erfolgs in Aussicht, die sich als einlösbar erwiesen. Unterdessen arbeitete das Sportprogramm mit einem nuancierten Weiblichkeitsmodell, das zwar nicht als geschlechteregalitär gelten kann, aber athletisch kompetitive Aktivität, physische Stärke und weitere männlich aufgeladene Körperkompetenzen als wertpositiv beinhaltete, handlungsorientiert einforderte und mit herauspräparierten Formen bürgerlicher Weiblichkeit zu vereinbaren verstand. Oder anders: Innerhalb einer flexiblen Körperordnung durften und sollten junge Afroamerikanerinnen (leicht-)athletisch und respektabel sein, was durchaus als kompatibel angesehen wurde, weiße Mittelklassennormen veruneindeutigte, rassistische Grenzziehungen

47 Young, *Embodying Black Experience*, 20.

konterkarierte und „support for strong black womanhood“ bedeutete. Sonach soll abschließend – wenn auch verkürzt gesprochen – von einer emanzipatorisch effektiven afroamerikanischen Subjektivierungsstrategie und „a positive, independent model of female athleticism“ die Rede sein.⁴⁸

Christian Orban, Kontakt: christian.orban [at] gmail.com, studierte Geschichtswissenschaft und Philosophie an der Universität Erfurt, arbeitete als wissenschaftlicher Mitarbeiter im DFG-Forschungsprojekt „Sport, Körper und Subjekt: Sportgeschichte als Kultur- und Gesellschaftsgeschichte der Moderne“ und promoviert zurzeit am Lehrstuhl für Nordamerikanische Geschichte an der Universität Erfurt. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in afroamerikanischer Geschichte und in der Geschichte von Körpern und Sport.

48 Verbrugge, *Active Bodies*, 142-3 (Zitate).

The Accountability of Performance in Media Sports – Slow-Motion Replay, the “Phantom Punch,” and the Mediated Body¹

Markus Stauff

English abstract: Research to date has primarily investigated the formation and the ideological construction of the body in sport. In contrast, the pivotal question here is how media technologies address the body in modern sports in order to make performance comparable and verifiable, i.e. accountable. In the first part, a historical review shows how since the 19th century modern competitive sport have increasingly incorporated new technologies in order to make different aspects of athletic performance accessible. In this process, the body is fragmented and abstracted (as in statistics), yet it is also complemented by nonphysical aspects of performance (tactics, mental states, etc.). The second part analyses this assemblage of different forms of knowledge in relation to slow-motion replays. Both the technical development of slow-motion as well as its first spectacular application (as on Mohammed Ali’s “phantom punch”) demonstrate how, in the endeavour of making sports more transparent via media technology, the body becomes only one of many elements at play.

In the transition from a television-dominated sports culture to one shaped by social media, the presence of athletic bodies in media culture is bound to change as well. Think of the American sports TV channel ESPN’s acquisition of the blog *FiveThirtyEight* from *The New York Times*, announced in July 2013. On this blog, statistician Nate Silver – who started as a baseball analyst – mainly publishes political commentary and analysis, famously predicting the outcome of the 2012 US presidential election correctly for all 50 states (Silver 2012). In his new environment at ESPN, Silver applies his data-driven analysis to different sports (as well as to politics, economics, science; see <http://fivethirtyeight.com>) on a regular basis. This acquisition seems to signal an important shift. In the 20th century, the public image of sports was initially dominated by photographs and later on by the endlessly circulating slow-motion replays of stunning feats and admirable moves. In the online media of the 21st century, the spectacle of the moving body and the larger-than-life emotions have surely not been replaced by abstract, quantified forms of knowledge; yet the spectacle is at the very least augmented by numbers and data visualization. This becomes espe-

1 I’d like to thank my two anonymous peer reviewers and Florian Duijsens for their helpful notes and comments.

cially obvious when looking at the online live scores (tickers) offering play-by-play accounts of competitions. Here, as an example, are the last 20 seconds of the final 2013 NBA championship game as it was presented on ESPN.com:

0:18	Manu Ginobili misses 26-foot three point jumper	88-94
0:16	Dwyane Wade defensive rebound	88-94
0:16	Danny Green personal foul (Dwyane Wade draws the foul)	88-94
0:16	<i>Dwyane Wade makes free throw 1 of 2</i>	88-95
0:16	Dwyane Wade misses free throw 2 of 2	88-95
0:14	Shane Battier offensive rebound	88-95
0:00	<i>End of the 4th Quarter</i>	
0:00	End of Game ²	

The athletes' bodies here are only present through their names and fragmented, pre-defined, and numerable actions (a certain type of shot, a certain distance run, a particular foul, etc.).

To a certain extent, this seems to be a resumption of the very early forms of modern competitive sports reporting that was handled through telegraphy, newspapers, and public score boards – all media that were important in establishing sports as we know it today. It is thus also a reminder that modern competitive sports harnessed a broad variety of media to make visible, to evaluate, and to compare performances. The body spectacle, so conspicuous in photography, on film, and especially in television's slow-motion replays, is only one of many decidedly heterogeneous mediating procedures appropriated and generated by sports. In the following I want to argue that a more detailed focus on this heterogeneity allows us to complicate the role of the body in modern mediated sports.

On the one hand, different media technologies address quite different aspects of the body. On the other hand, all of these – including the body spectacle in slow motion – interpolate the body within a more general endeavor to make the course and the result of athletic competition visible, accountable, and communicable. The body is thus not only multiplied in the mediation of sports, it is also related to, and complemented or even replaced by, aspects of athletic performance that stretch the conventional understanding of physical achievements in sports: psychological and biographical insights, strategic reasoning, technological expertise, and probabilistic prediction. Even slow-motion images, which

2 <http://scores.espn.go.com/nba/playbyplay?gameId=400467339&period=4> (accessed 1 July 2013, bold in original).

seem to focus completely on the celebration of the body, contribute to forms of knowledge well beyond the physical realm. The body and its visible features become a medium with which to address noncorporeal features of the competition. While the body, without question, contributes decisively to the media culture of sports, the often taken-for-granted assumption that sports is mainly defined by its particular depictions and manipulations of the human body too quickly covers up the complicated role the body plays in all the different mediations characterizing sports. What sports contributes to media culture is much more than body images and body knowledge; it contributes procedures for organizing, understanding, and gauging performance and competition well beyond its physical aspects.

In order to re-envision the role of the body in media sports, I will first examine the historical establishment of sports that suggests that what we understand as modern competitive sports is actually less a particular form of physical activity than a mediated comparison of such physical performances. Second, I will analyze the establishment of slow-motion replays in television sports from a technological perspective (mainly through reports in the engineering journal *SMPTE* from the 1950s and 60s), and also its application in a particular media event (Muhammad Ali's "phantom punch" in 1965). Since slow motion is often considered the technology that most clearly brings the athletic body into focus, it is worth a closer look to see exactly how the body is addressed in the slow-motion replays of television sports – images of the body that are about much more than only the body.

While focusing on this particular historical moment, my argument is meant to be less a historical than a systematic one: The introduction of slow-motion replay here is not researched as a turning point in sports history, or body history for that matter (which could, of course, also be studied). I take slow-motion replay more as an example for the way modern competitive sports was able to adapt and appropriate different media technologies, each with their own particular consequences for body images and body knowledge, throughout its history. Sports harnessed very different media to continuously improve its characteristic comparison of performances and thereby partly relativized the physical specificities – both those of the media itself and of the bodies they made visible.

Sports' Body Culture: Manipulation, Display, Comparison

To understand how media produce different forms of body knowledge in sports, it is helpful to distinguish three different ways of addressing the body: Sports (1) manipulates the body, (2) displays the body, and finally (3) accounts for and compares (physical) performances. After shortly touching on the first two, I will focus mostly on the third, since this is the one in which the most different media get involved and in which the role of the body becomes ambivalent and partly marginalized.

1. The evidence for modern competitive sports' involvement into broader body culture and body politics is most evident in the first aspect – the manipulation of the body, its shape, capability, and orderly behavior: From its beginnings in the 19th century, sports was harnessed to improve the skills, strength, and self-control of the individual (e.g. Blake 1996), but also to distinguish aristocratic or bourgeois bodies from those of the working class (e.g. Bourdieu 1978); sports was deployed to support military training or religious self-determination (e.g. Wildmann 2009); it was supposed to compensate for the ills of civilization but also to prepare the work force for its daily tasks (e.g. Dinçkal 2013); or to curtail the more “dangerous forms of physicality” (Gruneau 1993, 90) of the young and un-educated. In all these endeavors it also figured as “a prime site for the ideological construction of gender difference” (Whannel 1984, 104), while acting out a broad variety of masculinities (e.g. Kreisky and Spitaler 2006), but sometimes allowing for the introduction of new, surprising concepts of the female body (Butler 1998). Sports, hence, cannot be defined by one particular body concept; at most it can be described as a field of struggle for different body ideologies that always are connected to similar struggles in education, medicine, art, and so on (Bourdieu 1978). Not least, sports encompasses so many different body politics because, by seeking recognition (and economic success), the organizers of (different kinds of) sports take up elements of dominant ideologies (amateurism, fitness, health, competition, fairness) to legitimize their project (Gruneau 1993).

2. The way sports manipulates the body, and the technologies and epistemologies applied in that context, are closely intertwined with similar endeavors in physiology, ergonomics, or life-reform movements (Sarasin 2001, 319–336; Möhring 2002). More than most other forms of physical education, however, modern competitive sports combines the manipulation of the body with the public display of the body. Judith Butler reminds us that, of course, the body – its shapes and its borders – always already exists as an incorporation and embodiment of cultural norms and practices. Signification is not something that is added to a

primordial and meaningless corporeal entity; it is the very condition for the body, and each bodily activity has a public character in that it takes up and reenacts established patterns and hierarchies (Butler 1990, 128–141). Yet Butler herself also outlines the heightened relevance of visibility and representation for the athletic body: the athletic activity cannot “proceed without some reference” to an “imaginary body” – even if the constant transformation that characterizes the trained body simultaneously undermines any fixed representation (Butler 1998). Additionally, modern sports systematically organizes an audience for its physical practices. The cultural and political relevance of sports’ bodies is therefore not only based in the possibility to shape and improve its capabilities, but also in its potential to act as a model and an embodiment for a mass audience. Athletes are believed to enact gestures and movements that express a collective culture and stimulate imagined communities (e.g. Alkemeyer 1997); they are also said to act as symbols for “desirable bodies, beautiful bodies and of course broken, damaged bodies” (Woodward 2012, 15); and to embody the modern conviction that life can be changed and improved through physical exercise (e.g. Sloterdijk 2011). Though the bodies of the audience members themselves are also disciplined and intensively kept under surveillance, they are allowed (or even expected) to show emotional excesses very much marginalized in everyday life (e.g. Frank and Steets 2010).

3. In modern competitive sports, the public display of the body and the making of the body through incorporations and reenactments are very much entangled in the mediated comparison of performances beyond the event at hand. Contrary to most other physical practices from life-reform movements to ballet or mountaineering, sports involve the body in a distinctive event with a clear outcome (winners and losers, mostly), one that at the same time depends on a series of similar (and even temporally and spatially standardized) performances that determine the actual value and significance of the single event. Sports is therefore based on mediating mechanisms recounting (and accounting for) the individual events, which makes it possible to relate different performances and events to each other through statistics, narratives, images, results, tables, rankings, etc. (Werron 2009). This is not just an addition to the physical practice of sports; it is both what historically enabled modern sports to emerge as a distinctive field of practice and what systematically (and fundamentally) shapes sports’ contribution to the broader formation of knowledge.

Research on the manipulation and the display of the body more often than not takes for granted the close connection between sports and the body – even if a growing part of this research deconstructs the body and

conceives of it as an effect of cultural practices. With respect to the comparison of performances, however, it is less clear if (or in which sense) it is the body that is addressed.

Mediated Comparison of Performances and the Emergence of Modern Sports

While sports' genealogy is heterogeneous (and of course related to other physical activities), modern competitive sports got its distinctive, still-dominant form in the second half of the 19th century when local and individual contests were integrated into a much more expanded field of competition, including contests happening in different places and at different times. Various kinds of sports developed alongside each other, all characterized by serially organized competitions based on standardized rules and standardized playgrounds to guarantee comparability and "competitive transparency" (Collins 2013). The establishment of leagues (distinguishing different levels of performance) and the interest in world records are two quite different examples of this drive for comparison that would not have become stabilized if mediated forms of observing sports (based on telegraphy and the mass press) would not have supplemented the perception of the spectators present at the live event (Werron 2010; Werron 2013). Eventually, competitions as different as boxing, sailing, horse racing, car racing, or figure skating would all be included in the field of modern competitive sports, each of them having developed specific criteria and media constellations to make their performances accountable and comparable. The abstract machinery of standardized rules, serialized competitions, and the comparison of performances allowed for the 'sportification' of quite variegated practices, each with their very own body shapes and displays (Gruneau 1993).

The pure quantitative result of each single contest is the most basic and condensed account of a performance. Through its radical abstraction from the specific course of events and its physical features, the end result guarantees comparability and easy memorability. However, the fascination with the single local live contest combined with the urge to refine its comparison with a series of similar events provoked a dynamic to make as many aspects of the performance accountable as possible. To determine the significance of a single performance in relation to similar other ones, and especially to future competitions, it has to be scrutinized for supposedly decisive and telling characteristics. And this can only be achieved by processes of mediation that allow for identifying and distinguishing different types of action, decomposing each competition into

fragmented features and offering criteria to classify and communicate these features.

On the one hand, this dynamic changes and multiplies the possible ways to address the physical performance: shirt numbers allow us to distinguish individual players; photo finishes allow for a more fine-grained determination of results and records; the display of an athlete's heart rate or of the distance the players cover during a match offers physiological details up to scrutiny. Through mediation, features of the performance that are already visible are systematically recorded and formerly invisible aspects of the athletes' bodies can be added to the ledger, achieving heightened accountability. Sports is paramount in the implementation and popularization of diverse forms of body knowledge, addressing the body as a vessel of individual subjectivity or as a physiological machine.

On the other hand, however, this comparing of performances far exceeds mere physical aspects. Mediating procedures often abstract and marginalize physical specificities. The statistical inquiry of 'assists' or 'shots on goals' and the more general surge of big-data analysis in sports delivers disembodied knowledge about functions in a game instead of information about physical capabilities.³ Additionally, media forms add layers to the comparison of performances that involve the body only as one element. Visualizing tactics and strategies through diagrams transforms individual athletes into more or less arbitrary embodiments of a coach's 'vision' or of the immaterial 'character' of a team. Close-ups of athletes' faces supplemented by narratives of their personal biographies are used to add psychological aspects to the accounting endeavor (Stauff 2009a; Stauff 2009b). Computer-generated images, which are used to determine if a ball crossed or hit a line, even more radically efface the human body for the sake of precision. The same applies to discussions of the nonhuman, material conditions of sports, such as the quality of skis or bikes, or the turf and weather conditions.

Most of the features listed here can easily be related to the physical realm, with the body either the originator or an effect of the features in question. I would, however, like to go beyond the seemingly natural connection between sports and the body for a moment and to focus on the extent to which the quest for accountability and comparability produces forms of knowledge that at least partially become independent of the body. The most extreme case, perhaps, would be fantasy sports,

3 While in some sports (e.g. baseball or cricket) statistics were already relevant during the second half of the 19th century, others only started to be impacted by statistics at the end of the 20th century. Since then, it also has become a popular phenomenon present in books, films, newspapers, and blogs (e.g. Silver 2012; Lewis 2014).

based on actual sports statistics and simulating an entire season of a league, which dispenses completely with the necessity of training a body or displaying it as a spectacle – while of course being closely related to the commodification of athletes as tradable entities (Oates 2009).

In considering the relevance of the systematic comparison of performances for the constitution and reproduction of sports as a specific social practice, it is consequential that the most diverse aspects of a performance are taken into account. The sheer visibility of the body makes it an important element of rendering performances accountable, but even a predominantly physical competition can be compared (and explained) more intensively by taking into account nonphysical aspects in order to better understand and ascribe differences in performances. Sometimes the body is nothing but yet another medium for making such nonphysical aspects of the performance – psychological, strategic, etc. – accessible.

The history of sports is driven by its public observation, which precipitates inventive explanations for a team's sudden predominance or an athlete's unexpected feats. Of course some of these suggestions will not be taken up at all, some will only be taken up by a certain group of people (e.g., fans of one team spinning conspiracy theories about their opponents), and some will become commonplace and might even be taken up by the athletes, coaches, and sports organizations as they endeavor to refine their performance (Stiehler and Marr 2003). There is no *a priori* difference between aspects of a performance that 'belong' to sports and those that are considered not to; additionally, there is a constant translation – in both directions – between bodily and nonbodily features of the performance.

Media of Accountability: Statistics, Narratives, Slow Motion

From the beginnings of modern competitive sports, statistics and narratives have been two of the most relevant – if fundamentally different – procedures that foster the comparison of performances (Werron 2009, 86–92). Both develop criteria to identify important moments of a performance, and both establish – again, fundamentally different – modes of explanation. Where statistics are based on predefined elements (e.g., passes, assists), working through abstraction and thereby offering decontextualized and quantified evaluation, narratives, while also highly selective and evaluative, tend towards specification and contextualization, offering a more situation-based form of accountability that focuses on cause and effect.

In terms of how these two approach the body, one can see that statistics fragment the performance and make bodily features invisible, whereas narratives contribute to the visibility and plausibility of physical aspects (e.g., pain) by connecting them with more subjective, psychological, and contextual aspects of the performance. Often, statistics and narratives complement each other, but they also compete for the most appropriate and reliable account of a performance – as in the constant debate about whether the value of an athlete can most reliably be detected from statistics or from more qualitative, narrative forms of knowledge about them.

When, in the second half of the 20th century, slow-motion replay became a staple of sports coverage, it transformed the visibility of athletic performances considerably. This had consequences for the definition of which moments were to be considered ‘highlights’⁴ and also changed the more general concept of the moving body (Whannel 1992, 90–97). Today, slow-motion replay is the dominant reference point when sports is described as (or gets criticized for) being a spectacle of heroic or beautiful bodies (e.g. Caysa 2004). Narrative, statistic, and other media forms, however, remain important and also shape the impact of slow motion and its contribution to the accountability efforts (ibid.).

Slow motion continues and intensifies this tension between display and play as it transforms and decontextualizes (male) bodies into dreamlike images of grace and flow. It turns them into objects to enjoy (or even desire), while also supporting the endeavor to scrutinize the body’s movements and find out how the result was actually achieved (Morse 1983, 49). In showing that one and the same media form simultaneously creates desirable and scrutinizable bodies, Morse explicitly counters conservative complaints that the increasing mediatization of sports overestimates display to the detriment of play (e.g. Stone 1971). She thereby also offers a helpful qualification of more recent definitions that locate sports’ beauty (and its attractiveness more generally) in its capability to create unexpected and ephemeral moments of intensity (Gumbrecht 1999). Hans Ulrich Gumbrecht, similar to Morse, identifies the analytic and interpretational potential of slow motion, yet he devalues it in favor of sports’ presumably essential nonhermeneutic “epiphany of form” (Gumbrecht 2006). He, therefore, does not consider scrutiny, mediated accountability, and the comparison of performances to be contributions to sports’ pleasures.

4 On the media history of the ‘highlights’ approach to sports, see Gamache (2010), who claims the highlight originates with the first boxing films in the late 19th century and became a staple in sports culture through the newsreels of the 1910s.

By analyzing the entanglement of play and display, Morse not only shows that slow motion produces a beautiful body while simultaneously placing the body under scrutiny; she also indicates that slow motion images, like all other media forms in sports, extend and complicate the concept of the body. Often slow motion uses the body image to make processes visible and accountable that are not bound to the physical or physiological realm.

Precisely because slow motion is a technology with a strong focus on the body (as opposed to statistics, for example), a close analysis of it can show how the body in modern sports is fragmented, scrutinized, abstracted, and quite often marginalized by other layers of accountability. In the following, I will first analyze the technical and industrial discussion about the advantages of the use of slow motion in sports during the early 1960s. I will then discuss an early example (1965) of the application of slow motion to show how the technical development, the actual application, and even athletes' references to the technology all present slow motion as a media form that goes far beyond the spectacle of the body.

Improved Visibility: The Technological Assets of Slow Motion

In the 1960s, television started to apply slow-motion replay in a regular and conventionalized manner to enhance the accountability and comparability of athletic performances. While I will focus on this era in the following analysis, it is important to keep the longer tradition of slow motion and its close connection with sports in mind. Sports performances (and partly the athletic bodies of humans and animals) have been used to develop and improve slow-motion technologies since these were first developed; at the same time, sports was also the field where the capabilities of slow motion were displayed most often and most conspicuously.⁵ The use of slow motion in sports can thus be conceived of as an “operational aesthetic” (Gamache 2010, 19). On the one hand it implies a mode of perception which follows an epistemological function, being used to see better, to see differently, and to generate new explanations

5 Dylan Mulvin even claims that it was the early use of instant replay and slow motion in sports which incited the use of similar technologies in military, judicial, medical, and educational contexts (Mulvin 2012, 11). Focusing on television, Garry Whannel states: “The demands of sport coverage did act as a spur to particular kinds of technical development (e.g. action replay and slow motion, satellite communication, etc.) and major sporting events have been used as showcases for new technological innovation (e.g. the introduction of colour)” (Whannel 1992, 59).

of performances. On the other hand, it directs the attention towards the capability of the technology itself.⁶

Throughout the entire history of slow motion, the entanglement of play and display, of scrutiny and awe, has been in flux, with some media forms clearly tending towards one side and others to the other side. Eadweard Muybridge in the 1870s and 1880s applied his photographic motion studies not only to scrutinize the movement of race horses, but also to record the performances of trained athletes (Solnit 2004). Soon, photographic documentation and the possibility to manipulate its temporality were also used to decide the outcomes of competitions⁷ or improve the capabilities of individual athletes and the tactical behavior of teams.⁸ On the other end of the continuum, Leni Riefenstahl's two films of the 1936 Olympic Games,⁹ especially the diving competition sequence, used slow motion to produce highly stylized images of gracefully moving bodies. Clearly preferring display over play, the result of the competition here is of no importance and the depiction does not help to distinguish between (and evaluate) the performances of individual athletes at all.

When early television took up and popularized slow motion, it again re-balanced the relationship between play and display. Already in 1947/48, the DuMont network scheduled a series of sports programs combining instruction and entertainment. On August 29, 1948, *SWING INTO SPORTS* presented two-time US tennis champion Sarah Palfrey Cooke as a special guest.¹⁰ While chatting with the host, Cooke explains and

6 The concept of an "operational aesthetic" is used similarly in the recent discussion on complex narrative in television series: "We watch these shows not just to get swept away in a realistic narrative world (although that certainly can happen) but also to watch the gears at work, marveling at the craft required to pull off such narrative pyrotechnics" (Mittell 2006, 35).

7 On the early connection between gymnastics and chronophotography, cf. Sarasin 2001, 328f. The use of film-supported time-keeping at the 1932 Olympic Games in Los Angeles not only aimed to determine more reliably the winner of the competition at hand, but also to establish new records more precisely: "On this basis national and world records have been established in order to classify the performance of the individual in terms of an invariable quantity such as time, where a contestant may compare his own performance either with that of some one who preceded his athletic activities, possibly by years, or with other contestants in different localities" (Fetter 1933, 332).

8 Experimentation with the use of film to "build up team work as well as individual play" in American football started around 1915 and became more or less systematic in the 1940s (Mulvin 2012, 72f).

9 *OLYMPIA. FEST DER SCHÖNHEIT* and *OLYMPIA. FEST DER VÖLKER*, both directed by Leni Riefenstahl, Germany, 1938.

10 *SWING INTO SPORTS* (USA, DuMont, 1948), accessible at The Paley Center for Media, Los Angeles

shows how best to execute the “overhead smash.” As a stand-in for the audience at home, the host takes a racket and gets instructions from Cooke on how to stretch his arm. Soon after, recordings of games played by Cooke and another player are shown. The voice-over commentary on the performance by the host and Cooke herself (e.g., “oh, good shot there”) is supported by scenes in slow motion, a technology that is explicitly announced and then used to discern more details: “Here comes a slow motion [...] his shoulder goes back.”

In these instructional uses of slow motion it is still the body that is of major interest, even if it is less about the beauty of the body or the body as an entity and more about certain fragmented body parts, mostly in connection with a nonhuman object – a racket, a club, a ball, etc. The depiction and the commentary in these uses characteristically focus on the connection between the body part and this object. Following Vivian Sobchack, one could argue that slow motion mainly makes visible the “movement of movement” (Sobchack 2006, 342); in sports this often means that of the human body, but attention can easily be redirected to the racket, to drops of sweat, rain, etc.

When in the late 1950s and early 1960s slow-motion technology had finally developed far enough to fit the requirements of live competitive sports coverage on television, its aim was less to deliver a more spectacular *display* of the body and more to offer insights into otherwise invisible aspects of the *play*. This at least becomes apparent in the engineers’ discussions about the different alternative systems for instant replay and slow-motion replay (film-based, video tape-based, video disc-based), which more or less invariably refer to the example of sports,¹¹ mostly citing the complexity of team sports or the “details of a very rapid action” (Hiwatashi, Mio & Kitagawa 1960, 261) as the main reasons to use slow motion. Additionally, of course, sports offered well-defined, decisive events (goals, knock-outs, etc.) that clearly demanded repeated and careful scrutiny.

When in 1961 ABC introduced a new technology that enabled slow-motion replay (the VTX or video tape expander), the company considered it “an entirely new tool for immediately reviewing rapid occurrences,” making it possible for the network on the one hand “to show view-

(<http://www.paleycenter.org/collection/item/?q=Swing+into+Sports&f=all&c=all&advanced=1&p=1&item=T85:0153>, accessed 10 March 2013).

11 In the leading American journal for engineers in the field of film and television, the *SMPTE Motion Imaging Journal* of the Society of Motion Picture and Television Engineers, on which I base the following analysis, nearly all experiments related to slow motion refer to examples from sports, while high-speed photography is mainly discussed in the context of ballistics, military, and science, and video often with examples from the educational context.

ers a slow motion touchdown run or other standout play immediately after it occurs” and on the other hand to playback highlights during half time (*Variety*, 15 November 1961, 35).

More or less at the same time, CBS experimented with a film-based form of replay and slow motion that was used in football games during the 1962 New Year’s weekend: “At the end of the first half during each game, the important plays during the preceding period were reproduced in slow motion with suitable commentary to permit the viewers to see what they may have missed when they blinked their eyes during the original game” (Whittaker 1962, 578). Slow motion is said to enable the viewer “to observe details not readily apparent in normal transmission” (ibid., 578), but it also has to be anchored by commentary that guides the perception. Until today, slow-motion replays are dependent on “multiple framing narratives” (Bouman 2011, 68).

In 1965, a video disc-based system for instant replay also allowed for freezing a single frame of the replay to scrutinize not only movements but also gestures, positions, and tactical constellations. In *SMPTE* this “stop-action effect” was already described as the next step in the continuous enhancement of the perception of sports:

The past few years in television coverage of sports events have been marked by a number of advances in technique to give the home viewer a better understanding and enjoyment of the action. Football coverage, because of its commanding importance in network sports broadcasting, has been a major focal point for technical innovation. [...] In early 1965, the CBS Sports Dept., planning for the National Football League season of that year, wished to introduce a new element into the recorded replay technique to aid the viewer in comprehending the often complex and fast action of a football play. (Ettliger and Fish 1966, 1086)

Competitor ABC suggested an alternative stop-action technology in “order to ‘freeze’ the action for analytical scrutiny” (*Variety*, 12 August 1964, 42).

If we follow the rhetoric of the industry and the engineers, slow motion is not (or not yet) considered an embellishment of sports but an essential part of it, since only this technology enables the audience to perceive what is happening on the field or the track – the events otherwise being too fast or too complex for the small screen.¹² This is also accepted as a given in an overview of the technical equipment available for cover-

12 At least in the *SMPTE* journal issues from 1950 to 1970, slow motion and instant replay are very consistently related to the enhancement of perception. The more popular trade magazine *Variety* also ascribes “entertaining” effects to the new technology. The issue from January 15, 1964 describes ABC’s technical equipment for covering the 1964 Winter Olympics, and states that “slow motion techniques will dramatize events.”

ing the 1966 soccer World Cup in England: “Since it was obvious that many incidents in the World Cup matches would take place at high speed and that it would be of interest to reproduce some of them in slow motion, the BBC Engineering Division set about the task of producing a slow-motion television tape machine” (Putman 1967, 449).

The excessive demands of sports on human perception were considered so severe that in 1964 none other than Roon Arledge (president of ABC sports for 18 years, creator of the seminal sports program *MONDAY NIGHT FOOTBALL*, and avowed advocate of sports’ transformation into show business) announced an “instantaneous (or ‘live’) slow-motion tape process,” which would allow viewers to watch a 100-meter sprint slowed down right from the start. According to Arledge, the event would then take 20 seconds instead of only 10 without losing any of its suspense (*Variety*, 12 August 1964, 42). Here, it is impossible to clearly distinguish the tendency towards spectacle – images unfolding a “pseudo-world apart” (Debord 1995, 12) – from the endeavor for greater accountability of the ‘play’.

An important reference for Arledge’s thoughts must surely be the ‘highlight films’ of the National Football League, which began with *PRO FOOTBALL’S LONGEST DAY* (USA, Ed Sabol/Daniel Endie, 1962) and quickly became a staple of American sports culture (Vogan 2014). Very often in these films – which mostly were watched by people fully aware of the game’s ultimate outcome – action on the field was shown in slow motion straight away. Combined with a dramatic score and a sonorous male voice over, the slowed-down physical movements contributed to the enormous popular success of football in the US. It focused on displaying the bodies and creating a mythical image and narrative of the game, yet also making it accessible for perception and follow-up communication. Arledge’s suggestion to also use instantaneous slow motion in live television was ultimately not taken up. Besides spoiling the liveness of the transmission, this approach would have ruined slow motion’s capacity to condense events into a selection of decisive and contested moments.

The development of slow-motion technology for television was clearly guided by the endeavor to improve the accountability of the play and to unlock additional layers of athletic performance. On the one hand, slow-motion replay is thought to contribute to the condensation of an event by selecting, defining, and repeating decisive moments, while on the other it is supposed to expand these moments and offer them up to additional scrutiny, commentary, and clarification during the ongoing discussions about the game or event. The accountability the engineers looked for in the 1960s is not necessarily related to the body, and espe-

cially the idea of the beautiful body is conspicuously absent in the technological discussion.

Film (and filmic slow motion) is considered to be an example to be imitated (or better, outperformed) by television (e.g. Hiwatashi, Mio, and Kitagawa 1960). The cinematic reference in these discussions, however, is never the Riefenstahlian celebration of the body but rather the more explanatory use of slow motion in films of football games. In large part, the engineers' discussions are structured by the endeavor to enhance the visibility of events that are not defined by specificities of the human body but by the rules of different sports and by the unpredictability of unfolding live events. When slow motion was eventually applied in live television sports, the body surely became more relevant than it had been in the technical journals. As the following case study of an early application shows, however, the body in slow motion still remains part of a much broader endeavor to make performance accountable.

Contentious Visibility: Slow Motion and the “Phantom Punch”

Sports not only presents opportunities to use slow motion but also to display and negotiate the capabilities of this technology. It does so by offering actions and events that, on the one hand, have to be classified as a particular kind of performance (according to the rules of a sport or the established conventions of accountability), while on the other hand also challenging this classification through speed, ambivalence, invisibility, and so on. A very typical instance of such an event occurred on May 25, 1965, during the world heavyweight championship fight between Sonny Liston and Muhammad Ali.

Ali was declared winner at the end of the first round. His opponent, from whom Ali had taken over the championship title in their first fight a year earlier, went down without a clearly visible cause, spawning the narrative of the ‘phantom punch’. Rumors of a fix or of intimidation quickly spread.¹³ Here I will analyze how contemporary media – sports magazines and live television – took advantage of then-new technologies to decipher the event.

13 Shortly after the first fight, Ali had joined the Nation of Islam and changed his name (from Cassius Clay), a move that was much discussed and criticized by the US public. The rumors about the outcome of the fight were additionally kindled through the somewhat hesitant referee who first allowed the fight to continue and only announced a knock-out after a boxing reporter intervened from outside the ring.

Less than two weeks later, the weekly magazine *Sports Illustrated* published several articles on the fight. In the first, sports writer Tex Maule elaborated in detail what had happened to underline his conviction that it was a straight, convincing knock-down:

The knockout punch itself was thrown with the amazing speed that differentiates Clay from any other heavyweight. He leaned away from one of Liston's ponderous, pawing left jabs, planted his left foot solidly and whipped his right hand over Liston's left arm and into the side of Liston's jaw. The blow had so much force it lifted Liston's left foot, upon which most of his weight was resting, well off the canvas. It was also powerful enough to drop him instantly – first to his hands and knees and then over on his back. More than 17 seconds elapsed before Liston could flounder to his feet, still only partly conscious. Even some 30 seconds later [...] Liston was staggering drunkenly and had to be led to his corner by trainer Willie Reddish (*Sports Illustrated*, 7 June 1965, 22).

This description is clearly not based on the author witnessing the live event; rather it is based on visual media that enable a dissection and slowing down of the crucial moments. Parts of the boxers' bodies become evidence (e.g., Liston's lifted left foot) and calculable quantities (30 seconds) are combined with a hermeneutics of physical movements ("staggering drunkenly") to classify what happened. Ali's general capability in comparison to "any other heavyweight" is taken into account, as are – further down in the article – the statements of expert witnesses, e.g., Liston's coach or the former heavyweight champion Floyd Patterson, who is said to have been "seated at the ringside in the most advantageous position to see the blow" (*ibid.*).

A second, much shorter article entitled "No Phantom Punch" further back in the same issue is accompanied by a sequence of four black-and-white photographs to which the text refers one by one: "The blow was seen by only a small percentage of those who watched the fight. The impact of it, however, is plainly shown in the action sequence at left" (*Sports Illustrated*, 7 June 1965, 48). The journal also includes some spectacular color photographs, including a fish-eye top shot of the ring and Neil Leifer's ringside photo showing Ali aggressively gesturing above Liston's knocked down body – which since has become one of the most widely circulated photographs in sports history.

The operational aesthetic here is obvious: *Sports Illustrated* combines photographs displaying the athletic body (its aggression, force, masculinity, blackness¹⁴) with photographs displaying the capabilities of media technology (color, fish-eye) and photographs in which the body is

14 On the contradictions in Ali's public image and especially the tension between racist stereotypes and self-determined appearance, see Farred (2008) and Saeed (2003).

only one element that – in connection with other elements – helps to define the event in terms of the rules, conventions, and classifications that make performances accountable and comparable. This constant shifting between displaying the body, displaying technology, and scrutinizing the athletic performance becomes even more complex when athletes themselves get involved in the interpretation of the images, as was actually the case here: Ali was shown a slow-motion replay of the ‘phantom punch’ on live television directly following the fight.¹⁵

A few minutes after the decision was announced, Ali was interviewed, still standing in the ring. The interviewer, Steve Ellis, repeatedly addressed him as Cassius Clay, though the boxer continuously insisted on being called Muhammad Ali. When asked if it was indeed his left hook that knocked Liston down, Ali immediately replied: “I would like to see the video tape if you have it.” This in itself was a surprising request coming from an athlete, considering that in 1965 video replay was still in development. Since then, however, it has become one of the particularities of media sports that athletes do comment on images of their own performance. The ensuing conversation between Ali and Ellis provides useful insight into sports’ use of slow motion.

First, slow motion and its visual qualities are a constant topic throughout the entire conversation. Ellis, answering Ali’s request, says he is not sure if the replay is already available but announces about a minute later: “Do we have the video tape? Yes, we have it and let’s try for viewers all over the world to see what we have [...] we’re gonna run it back, I believe in slow motion.” Ali objects that he would prefer to watch the replay in regular speed, but Ellis insists that slow motion is more appropriate for “entertaining” the general audience – which seems to please Ali: He happily confirms that he is much too fast for normal viewers, who, he says, deserve to get something “for their money.”

Throughout the four minutes it takes to re-watch the fight in slow motion, the speed of the video tape is constantly made explicit, mostly in relation to the famous speed of Ali and to the (non-)perceptibility of his movements. Ali insists that he hit so fast that Liston could not see the punch coming. He repeatedly mentions that it is good (for the audience) to see this in slow motion, and the interviewer confirms that he also would not have been able to see this properly at regular playback speed.

15 A re-transmission of the fight on ESPN is available on YouTube (<http://www.youtube.com/watch?v=X8DR0P0PV5c>, accessed: 11 April 2013); the original broadcast – with somewhat better sound and image quality – is accessible at The Paley Center for Media, Los Angeles (<http://www.paleycenter.org/collection/item/?q=WORLD+HEAVYWEIGHT+CHAMPIONSHIP+BOUT+{LISTON+VS.+CLAY}&p=1&item=T79:0104>, accessed 10 March 2013).

Their sometimes playful conversation is significant as it pays attention to the difference in perception produced by slow motion, and relates it to the differences in perception that already exist in sports. It is common enough to explain the capability and the success of athletes by describing their altered mode of perception, the 'flow' they are in, their sudden readiness of mind, their slowed-down or sped-up perception, etc. (Morse 1983, 56; Gumbrecht 1999, 366; with respect to Ali: Mailer 1991[1975], 88). Slow motion contributes to understanding performances both through distanced and analytical observation and through the imitation of the more subjective perception of the athlete. Media sports are thus characterized by a continuing discussion about the appropriate way of perceiving an event (the appropriate speed, the appropriate perspective – in both the technical and the narratological senses).

Second, the conversation about the slow-motion images constantly switches between praising Ali's body at work and a more analytical scrutiny. Just like the conversation before the start of the replay, it constantly switches between loaded political and religious issues on the one hand (Ali insisting on his new name, expressing thanks to Allah and Elijah Muhammad etc.) and sports-related issues on the other (whom Ali is going to fight next etc.). Ali complacently comments on the first scenes of the replay, underlining that no hitter has such a fast right hand, then exclaiming to images of him 'dancing' through the ring: "Look at that beautiful grace, you've never seen a man in history move like this, notice that, ain't that beautiful [...] look at it, look!" This is characteristic for Ali, who systematically made his body and fighting style into a political statement: "as his self-proclaimed 'prettiness' statement reveals, he revelled in and gave a keen physical enunciation of the black cultural pride which was so pivotal to [1960s] politics" (Farred 2008, 244). The interviewer, however, insists on an analytical perspective, asking Ali: "What are you doing there with your feet?" Shortly before the decisive moment he prompts: "Now you're going to hit him – watch closely!" After they both confirmed that Liston was knocked down by Ali's right hand, they continue to discuss why Ali kept standing above him after the knock-down: "I was telling the bum to get up and fight".

The use of slow motion (just as that of *Sports Illustrated's* still photography) is triggered by a particular event that is analyzed and granted significance through technical means and commentary; its transformed visibility, however, multiplies the matters and processes that can be commented on. It is remarkable that Ali and Ellis constantly summon each other (and the television audience) to look or watch closely. No matter whether they are talking about a performance-related aspect or a beauty-related one, they use the slow-motion replay to direct attention

to some detail that is considered to be both obvious and in need of special emphasis and instruction. Though Ali's body, with all its political implications, is at the center of attention, in the end it is not his body that is made visible in the process. Rather, his body is fragmented and classified as it is connected to the basic categories of boxing. Even Ali's elation about his own speed and grace (as well as his body politics) is anchored in the semantics of competition and comparison. It is important that he moves faster than any heavyweight boxer and that he moves so fast that his opponent could not follow. Additionally, his movements are connected to his tactics, to past and future fights. Sports' use of slow motion may offer a display of Ali's body, surely contributing to the public discourse on his beautiful body and contributing to a hermeneutic of his body's movements and capabilities – yet it also offers the categories and the contexts that structure the scrutiny of his performance more generally, extending it beyond his physical appearance.

Conclusion

Media sports offers spectacular images of the human body, and slow motion is the one technology that most contributed to this aspect of sports. The examples analyzed here have shown that slow motion at the same time became part of the endeavor to make performances more transparent, accountable and comparable, the endeavor that so characterizes modern competitive sports. Slow motion's technological development in the 1950s and 1960s was driven by the conviction that sports' rapid and complex actions could be better comprehended with the help of replays. The use of that technology to render visible the 'phantom punch' in 1965 showed that the techno-hermeneutics of sports first of all establish a possible field of contention: what to talk about, where to look at, which technology to use, how to classify the events, etc. This also implies that the use of slow motion in sports is one element in a much more comprehensive ensemble of different forms and technologies that all contribute particular dynamics to the representation of a competition.

The body is very present in most sports and in most of the media forms tackling them. Yet, media sports deals less with presenting one clear image of the body than with the question of how best to represent the body, which part, from which perspective – and with what kind of background knowledge. In sports, the body is questioned as often as it is made into a spectacle of strength or beauty. Even when a body is visible, it often is not the body but the strategy, the mental state, the quality of

the preparation, and so on, that is said to be at stake. One would have to forcibly isolate slow-motion images from the context of a competition and from other forms of knowledge that have been constitutive of sports since long before slow motion was available, to state that modern media sports is mainly defined by (beautiful or spectacular) bodies. More generally, the more the body becomes visible and scrutinized, the more the body becomes a medium to address nonphysical aspects of the performance. With the historical transformation of media, the nonphysical aspects gain a certain independence from the body images.

Of course, media sports has become more of a spectacle since the 1960s; the aforementioned Roon Arledge very explicitly favored a convergence of sports coverage and show business, and many European countries saw similar developments in the 1970s and 1980s. I do not wish to neglect, defend, or criticize these developments. What I do want to argue, however, is that despite these transformations, sports' contribution to culture more generally cannot be reduced to its images and concepts of the body. To come back to the three different layers of the bodies' involvement in sports: First, the media technologies discussed here are applied in the training and manipulation of the athletic body. Second, they contribute to the display of the body and therefore to the historically shifting concepts of gendered and otherwise categorized bodies. Third, media technologies establish a set of tools to communicate and compare performances. At this third layer, the object of discourse is not always the body. As long as the body is addressed, it appears in very heterogeneous forms and can itself act as a medium for addressing other aspects of a performance. Since it is mostly this third layer that distinguishes modern competitive sports from other physical practices (be it life reform movements, ballet, or noncompetitive 'fun sports'), the body in sports becomes heterogeneous and sometimes marginalized. Contrary to life reform movements, or fitness crazes, sports cannot be characterized by one particular ideal of the (e.g., 'natural', 'healthy', 'strong') body. A much more specific contribution of sports to contemporary culture can be found in the tools, procedures, and semantics used to organize competition and to make performances accountable. The body is often an important aspect of such performances, but sports characteristically, especially, and constantly extends and multiplies the possible explanations for a performance. The 'phantom punch' can quite easily be considered to be a result of a fix, of support from Allah, of a fitting fight plan and good preparation, or of a right hand that was just too quick to be seen. Sports offers multiple – but in no way random – procedures to scrutinize and explain events, and the share of the body in these procedures is never a given but something that has to

be determined. To this day, discussion of the ‘phantom punch’ continues on YouTube and other online media forums.¹⁶ “Boxing aficionados have studied the films of the ensuing minute or so of action with the same fanatical attentions Kennedy assassination scholars have given the Zapruder film” (Remnick 1998, 156).

Statistics, narratives, slow motion, and online live scores all address sports’ bodies quite differently and they are combined in different ways in film, television, or social media; it is the interplay of the different media that guarantees the accountability of performances and extends it beyond the body.

Bibliography

- Alkemeyer, Thomas. 1997. “Sport als Mimesis der Gesellschaft: Zur Aufführung des Sozialen im symbolischen Raum des Sports.” *Zeitschrift für Semiotik* 19: 365–96.
- Blake, Andrew. 1996. *Body Language. The Meaning of Modern Sport*. London: Lawrence & Wishart.
- Bouman, Margot. 2011. “The Mise en Abyme Effect. Politics and the Fantasy of Total Visibility.” In *Space (re)solutions: Intervention and Research in Visual Culture*, edited by Peter Mörttenböck and Helge Mooshammer, 59–71. Bielefeld: Transcript.
- Bourdieu, Pierre. 1978. “Sport and Social Class.” *Social Science Information* 17 (6): 819–40.
- Butler, Judith. 1990. *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. Thinking Gender. New York: Routledge.
- . 1998. “Athletic Genders: Hyperbolic Instance And/or the Overcoming of Sexual Binarism.” *Stanford Humanities Review* 6 (2).
<http://www.stanford.edu/group/SHR/6-2/html/most.html>.
- Caysa, Volker. 2004. “Hochsterilisiert. Über Fußball als Fernsehspektakelsport.” In *Ab-seits Denken. Fußball in Kultur, Philosophie und Wissenschaft*, edited by Andreas Hütig and Johannes Marx, 90–96. Kassel: Agon Sportverlag.
- Collins, Tony. 2013. *Sport in Capitalist Society: A Short History*. New York: Routledge.
- Debord, Guy. 1995. *The Society of the Spectacle*. Brooklyn, N.Y.: Zone Books.
- Dinçkal, Noyan. 2013. “‘Sport ist die körperliche und seelische Selbsthygiene des arbeitenden Volkes’: Arbeit, Leibesübungen und Rationalisierungskultur in der Weimarer Republik.” *Body Politics* 1 (1): 71–97.
http://bodypolitics.de/de/wp-content/uploads/2013/04/Heft_1_04_dinckal_sport_end.pdf
- Ettlinger, Adrian B., and Price E. Fish. 1966. “A Stop-Action Magnetic Video Disc Recorder.” *Journal of the SMPTE* 75 (11): 1086–88.
- Farred, Grant. 2008. “When Kings Were (anti-?)colonials: Black Athletes in Film.” *Sport in Society* 11 (2): 240–52.
- Fetter, C. H. 1933. “A New Way of Splitting Seconds.” *Journal of the Society of Motion Picture Engineers* 20 (4): 332–42.

16 Cf. the YouTube comments on the video of the fight:
<http://www.youtube.com/watch?v=X8DR0P0PV5c>, accessed 11 April 2013).

- Frank, Sybille, and Silke Steets, ed. 2010. *Stadium Worlds: Football, Space and the Built Environment*. London & New York: Routledge.
- Gamache, Raymond. 2010. *A History of Sports Highlights: Replayed Plays from Edison to ESPN*. McFarland & Co Inc.
- Gruneau, Richard. 1993. "The Critique of Sport in Modernity." In *The Sports Process. A Comparative and Developmental Approach*, edited by Eric G. Dunning, Joseph A. Maguire, and Robert E. Pearton, 85–110. Champaign: Human Kinetics.
- Gumbrecht, Hans Ulrich. 1999. "Epiphany of Form: On the Beauty of Team Sports." *New Literary History* 30 (2): 351–72.
- . 2006. *In Praise of Athletic Beauty*. Cambridge, MA/London: Harvard Univ. Press.
- Hiwatashi, H., E. Mio, and T. Kitagawa. 1960. "Slow-Motion Recorder for Television Pictures." *Journal of the SMPTE* 69 (4): 261–63.
- Kreisky, Eva, and Georg Spitaler, ed. 2006. *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Lewis, Tim. 2014. "How Computer Analysts Took over at Britain's Top Football Clubs." *The Guardian*, March 9.
<http://www.theguardian.com/football/2014/mar/09/premier-league-football-clubs-computer-analysts-managers-data-winning>.
- Mailer, Norman. 1991. *The Fight*. New York/London: Penguin (first published 1975).
- Mittell, Jason. 2006. "Narrative Complexity in Contemporary American Television." *The Velvet Light Trap* 58 (1): 29–40.
- Möhring, Maren. 2002. "Nacktheit und Sichtbarkeit." In *Geschichte schreiben mit Foucault*, edited by Jürgen Martschukat, 151–69. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Morse, Margaret. 1983. "Sport on Television: Replay and Display." In *Regarding Television: Critical Approaches – An Anthology*, edited by E. Ann Kaplan, 44–66. Los Angeles: American Film Institute.
- Mulvin, Dylan Wesley. 2012. "'Human Eye Inadequate': Instant Replay and the Politics of Video". McGill University (Canada). http://digitool.library.mcgill.ca/R/-?func=dbin-jump-full¤t_base=GEN01&object_id=106597.
- Oates, Thomas Patrick. 2009. "New Media and the Repackaging of NFL Fandom." *Sociology of Sport Journal* 26 (1): 31–49.
- Putman, Richard E. 1967. "Progress Committee Report for 1966." *Journal of the SMPTE* 76 (5): 411–57.
- Remnick, David. 1999. *Muhammad Ali and the Rise of an American Hero*. London: Picador.
- Saeed, Amir. 2003. "What's in a Name? Muhammad Ali and the Politics of Cultural Identity." In *Sport, Media, Culture: Global and Local Dimensions*, edited by Alina Bernstein and Neil Blain, 51–72. London/Portland: Frank Cass.
- Sarasin, Philipp. 2001. *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Silver, Nate. 2012. *The Signal and the Noise. Why so Many Predictions Fail – but Some Don't*. New York: Penguin Press.
- Sloterdijk, Peter. 2011. *Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik*. Berlin: Suhrkamp.
- Sobchack, Vivian. 2006. "'Cutting to the Quick': Techne, Physis, and Poiesis and the Attractions of Slow Motion." In *The Cinema of Attractions Reloaded*, edited by Wanda Strauven, 337–54. Amsterdam: Amsterdam Univ. Press.
- Solnit, Rebecca. 2004. *River of Shadows: Eadweard Muybridge and the Technological Wild West*. New York: Penguin Books.

- Stauff, Markus. 2009a. "Affektfernsehen. Zum Status des Gesichts im Fernsehfußball." In *Am Ball der Zeit. Fußball als Ereignis und Faszinosum*, edited by Rebekka Ladewig and Annette Vowinckel, 75–95. Bielefeld: Transcript.
- . 2009b. "The Faces of Athletes: Visibility and Knowledge Production in Media Sport." *FlowTV*. <http://flowtv.org/?p=4419>.
- Stiehler, Hans-Joerg, and Mirko Marr. 2003. "Attribution of Failure: A German Soccer Story." In *Sport, Media, Culture: Global and Local Dimensions*, edited by Alina Bernstein and Neil Blain, 139–65. London/Portland: Frank Cass.
- Stone, Gregory P. 1971. "American Sports: Play and Display." In *The Sociology of Sport: A Selection of Readings*, edited by Eric Dunning, 47–66. London: Frank Cass.
- Vogan, Travis. 2014. *Keepers of the Flame: NFL Films and the Rise of Sports Media*. Urban: University of Illinois Press.
- Werron, Tobias. 2009. *Der Weltsport und sein Publikum: Zur Autonomie und Entstehung des modernen Sports*. Weilerswist: Velbrück.
- . 2010. "World Sport and Its Public. On Historical Relations of Modern Sport and the Media." In *Observing Sport. System-Theoretical Approaches to Sport as a Social Phenomenon*, edited by Ulrik Wagner and Rasmus Storm, 33–59. Schorndorf: Hofmann.
- . 2013. "'Die Liga': Entstehung, Funktionen und Schwächen eines Konkurrenzmodells." In *Geschichte des Fußballs in Deutschland und Europa seit 1954*, edited by Wolfram Pyta, 51–83. Stuttgart: Kohlhammer.
- Whannel, Garry. 1984. "Fields in Vision: Sport and Representation." *Screen* 25 (3): 99–107.
- . 1992. *Fields in Vision: Television Sport and Cultural Transformation*. London/New York: Routledge.
- Whittaker, John R. 1962. "Slow-Motion Playback of Television Film Recording." *Journal of the SMPTE* 71 (8): 578–79.
- Wildmann, Daniel. 2009. *Der Veränderbare Körper: Jüdische Turner, Männlichkeit und das Wiedergewinnen von Geschichte in Deutschland um 1900*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Woodward, Kath. 2012. *Planet Sport*. Routledge.

Markus Stauff teaches Media Studies at the University of Amsterdam (UvA). His main research interests are television and digital media, governmentality, visual culture of media sports. Recent publications: "When Old Media Never Stopped Being New. Television's History as an Ongoing Experiment." (In: After the Break. Television Theory Today, ed. by Teurlings / de Valck, Amsterdam University Press, 2013) "Television's Many Technologies. Domesticity, Governmentality, Genealogy." (In: Téchnē / Technology. Researching Cinema and Media Technologies, ed. by Annie van den Oever, Amsterdam University Press, 2014). Transparency (= special issue of Cultural Studies ↔ Critical Methodologies 1/2014, ed. together with J. Teurlings).

Man rennt ja nicht mit dem Penis – Eine Analyse medizinisch vergeschlechtlichter Frauenkörper im Sport

Kathrin Zehnder

English Abstract: Even if women historically have increasingly entered into the male-dominated sphere of, the strict gender segregation remains unquestioned. Gender appears to be 'natural' due to the lower performance of the female body. The question to which category an athlete belongs to is not always easy to answer though and criteria to determine the sex of an athlete must be found. The so-called 'sex tests' often concern persons with intersex conditions or "differences of sexual development (DSD) syndromes". In this article I will examine, from different theoretical perspectives, how women's bodies are negotiated in sports. I outline how a woman's body in sports generally questions femininity and heteronormativity and how gender segregation reproduces certain norms. It is the field of medicine, as will be shown, which transforms the sports body (which simply has a gender) into a 'sex body' (which is a gender itself).

*Der Kampf gebührt dem Mann, der Natur
des Weibes ist er wesensfremd.*

*Darum weg mit den Damenleichtathletik-
meisterschaften.¹*

Im antiken Griechenland und an den ersten Olympischen Spielen der Neuzeit durften Frauen bis 1900 nicht teilnehmen. Man befürchtete Frauen würden zu muskulös und unfruchtbar durch die sportliche Betätigung. Später waren sie für Tennis und Golf zugelassen und sukzessive erhielten sie Zugang zu weiteren Sportarten, etwa 1912 zum Schwimmen und 1928 zur Leichtathletik. Der 800-Meter-Lauf wurde jedoch bis 1960 ausgenommen, weil er zu beschwerlich sei für Frauen. Von Volleyball (1964) über das Rudern (1976) zum Radfahren (1984) und Fußball (1996) dürfen Frauen seit 2004 auch ringen und seit 2014 Skispringen. Frauen dringen also immer mehr in die ursprünglich männerdominierte Sphäre des Sports ein. Dass dabei – abgesehen von Paar- und Pferdesportarten – eine strikte Geschlechtertrennung eingehalten wird resp. Geschlecht als Leistungskategorie dient, bleibt bisher – anders, als in anderen Bereichen – unhinterfragt und erscheint ‚natürlich‘ aufgrund des geringeren Leistungsvermögens weiblicher Körper.

1 Karl Ritter von Halt, Leichtathlet und IOC-Mitglied von 1929 bis 1964 (in Pfister 2005: o.S.)

Die Frage, zu welcher Kategorie eine Sportlerin gehört, ist jedoch nicht immer ganz einfach zu beantworten. Dies zeigen die sich ständig verändernden Bemühungen, die Geschlechtszugehörigkeit einer Sportlerin zu bestimmen. Kriterien für ‚Geschlechts-Tests‘ resp. die Frage, ob eine Sportlerin bei den Frauen starten darf, sind zum einen im Falle von Transsexualität (vgl. zum Beispiel Drepper 2010) festzulegen. Zum anderen – und darauf werde ich im Folgenden meinen Fokus legen – fordern auch Sportlerinnen mit sogenannten DSD-Syndromen (disorders/ differences of sexual development)² oder Geschlechtsvarianten³ diese Fragen heraus. Seit 1968 werden deshalb Merkmale gesucht, die festlegen „was olympisch gesehen eine Frau ist“ (Wiederkehr 2008: 254) und so genannte „Weiblichkeits[-...]“ oder „Sex-Kontrollen“ (ebd.: 255) durchgeführt. Die historische Entwicklung dieser Geschlechtsverifikationen hat Stefan Widerkehr (2008) ausführlich dargelegt. Der Historiker zeigt, wie politische Entwicklungen mit technischen Errungenschaften in Wechselwirkung stehen und wie die Öffentlichkeit diese mit beeinflusste. Ich möchte sein Argument aus sozialwissenschaftlicher Perspektive stützen und um einen Aspekt ergänzen. In diesem Sinne untersuche ich im vorliegenden Artikel aus unterschiedlichen theoretischen Perspektiven, wie Frauenkörper im Sport verhandelt werden. Ich lege dar, wie Frauenkörper im Sport Weiblichkeit und Heteronormativität grundsätzlich in Frage stellen und die Geschlechtersegregation zur Reproduktion derselben genutzt wird. Thema des vorliegenden Artikels sind also Frauen, die Spitzensport treiben bzw. Athletinnen, die ihre Weiblichkeit belegen müssen. Ich spreche in diesem Zusammenhang vom ‚sportlichen Geschlechtskörper‘ (der ein Geschlecht ist) und dem ‚vergeschlechtlichten Sportskörper‘ (der ein Geschlecht hat). Menschen mit Geschlechtsvarianten sind mehr noch als Frauenkörper besonders bedrohlich, weil sie die eindeutige Grenzziehung in Zweifel ziehen und die Geschlechterverifikation grundsätzlich in Frage stellen. Medienberichten, aber auch Reglementen und Entscheiden zu Sportlerinnen mit Geschlechtsvarianten liegen ein biomedizinisches und medikalisiertes Körperkonzept zugrunde. Ich werde meine Darlegung mit unterschiedlichen Fällen von Geschlechtsunsicherheiten im Sport illustrieren. Es geht mir dabei nicht um eine

2 Der Begriff ‚Störungen der sexuellen Differenzierung‘, DSD (disorder/ differences of sexual differentiation) löst in der Medizin seit einigen Jahren den Ausdruck ‚Intersexualität‘ ab, welcher seinerseits den Begriff des (Pseudo)Hermaphroditismus‘ ersetzt hat.

3 Dieser Ausdruck wird in diesem Artikel an Stelle von Intersexualität verwendet, weil er kein ‚Dazwischen‘ suggeriert, nicht mit Sexualität assoziiert wird, und das Phänomen entmedikalisiert (z.B. Werlen 2008; NEK 2012).

detaillierte und repräsentative Medienanalyse, sondern um die Verdeutlichung eines theoretischen Arguments. In einem zweiten Abschnitt mache ich deutlich, welche Funktion die Medizin in Bezug auf die Zuteilung eines Sportskörpers zu einem Geschlecht hat. Medizinische Verfahren, denen Definitionsmacht in Bezug auf Geschlecht inne liegt, machen – so meine These – aus einem Sportskörper einen Geschlechtskörper. Dies ist insofern widersprüchlich, als es medizinisch gesprochen nicht *ein* Geschlecht gibt, das man testen kann, sondern nur unterschiedliche Geschlechtsmerkmale, die ‚gemessen‘ werden. Ich werde abschließend überlegen, ob die Beobachtung von Körpertechniken sportliche Leistungskategorien ergänzen und präzisieren könnte, und ob eine solche Sichtweise als Ausgangspunkt für die Intelligibilität von Leistungsklassen fern von Geschlecht dienen kann.

Frauenkörper als Bedrohung von Weiblichkeit und Heteronormativität

Als Frauen zu Beginn des 20. Jahrhunderts zunehmend in die männlich dominierte Welt des Leistungssports eindringen, stand außer Frage, dass sich Frauen nur untereinander konkurrieren und aufgrund der körperlichen Konstitution nicht an die Leistungsfähigkeit der Männer herankommen. Was also zu dieser Zeit verhandelt wurde, waren Frauenkörper, die Sport machen. Es war der Geschlechtskörper (sex), der als Ausgangsbasis der Überlegungen diente, wenn man darüber nachdachte, ob Frauen infertil oder krank werden, wenn sie zu viel Sport treiben. Mit der Etablierung der Frau im Sport tritt zunehmend der Sportskörper in den Vordergrund, dessen Geschlecht wird entselbstverständlicht. Man beginnt daran zu zweifeln, ob ein Körper mit derartiger Leistungsfähigkeit tatsächlich weiblich sein kann und führt Geschlechtstests ein. Im Sport sind nämlich vor allem männlich attribuierte Körpermerkmale und -fertigkeiten gefragt, bspw. Schnelligkeit und eine ausgeprägte Muskulatur. Es liegt also in der Natur der Sache, dass Frauen, die Leistungssport treiben, überdurchschnittlich stark bemuskelt und schnell sind. Frauen die professionell Sport treiben sind stereotyp männlichen Körpern oft ähnlicher, als stereotyp weiblichen. Der sportliche weibliche Geschlechtskörper ist also per se ‚unweiblich‘. Mit Pierre Bourdieu (1997) stellen Frauen im Sport grundsätzlich eine Bedrohung der Weiblichkeit dar: im Sport hört weibliche Disponibilität oder das Verfügbar-Sein für andere auf. Der (weibliche) Körper „wird zum Körper für einen selbst, aus einem passiven und fremder Aktion unterliegenden zu einem aktiven und

handelnden Körper“ (229). Dies ist insofern bedrohlich, als die Frau als symbolisches Objekt konstituiert ist, dessen Sein als „Wahrgenommen-Sein“ konstruiert ist. Anders gesagt entwickelt sich der weibliche Habitus zwingender Massen darauf hin, dass Körpererfahrung immer als Erfahrung des Körpers-für-Andere gemacht wird. Der weibliche Körper ist unablässig dem Blick und den Reden der anderen ausgesetzt. Dies hat „den Effekt, dass die Frauen in einem Zustand ständiger körperlicher Unsicherheit oder besser symbolischer Entfremdung versetzt sind. Ihr Sein ist ein Erscheinen, und so werden sie ohne explizite Aufforderung dazu gebracht, sich mit der Art, wie sie ihren Körper halten und präsentieren (...) den Männern gegenüber als disponibel (...) zu zeigen. (...)“ (Bourdieu 1997: 229). Bourdieu weist auch darauf hin, dass man die Erfolge der feministischen Kritik nicht überschätzen dürfe, dass das Prinzip männlicher Herrschaft und damit oben erwähnter Platzverweis der Frauen im Grunde bis heute seine Gültigkeit hat. Gerade die Sportlerin, die sich ihren Körper gewissermaßen wieder aneignet, erscheint vom Mann aus gesehen nicht feminin, ja als lesbisch (Bourdieu 1997: 229). Umgekehrt wird ‚schönen‘ Sportlerinnen automatisch weniger Leistungsvermögen zugestanden. Es kommt nicht von ungefähr, dass in der Pokersprache Ass und König in einem Blatt „Anna Kurnikova“ genannt werden, „weil die Karten zwar gut aussehen, aber selten siegreich sind, genau wie die russische Ex-Tennispielerin“ (Pausch 2011; vgl. dazu auch Wiederkehr 2008). Anders gesagt, der stereotyp weibliche Sportkörper der weiblichen Leistungssportlerin ist kein erfolgreicher.

Frauen haben also im Sport, so Brenna Munro (2010: 387), einen ‘unmöglichen Körper’: “Female athletes inhabit impossible bodies, where our desire for the ideal—the Olympian, the record-breaking—comes up against our drive to normalize”. Das physisch Aussergewöhnliche läuft Gefahr als das Anormale, Deviante, Monströse gesehen zu werden (Munro 2010). Dass dem so ist, zeigt unter anderem die Skandalisierung des ‚Falles Caster Semenya‘ (vgl. dazu insbesondere Cooky, Dycus, und Dworkin 2012; Gunkel 2012; Sloop 2012; Vannini und Fornssler 2011) sehr trefflich. Die Leichtathletin wird 2009 ‚verdächtigt‘, keine Frau und damit unrechtmäßig bei den Frauen gestartet zu sein. Die Gründe für diesen Verdacht sind diffus: Gerüchte über das Scheitern in einem früheren Sextest und eine unerklärliche Leistungssteigerung, als auch die ausgeprägte Muskulatur sowie ein vermeintlicher Bartansatz und eine tiefe Stimme werden medial diskutiert. Semenya wird zudem nach ihrem 800m-Sieg 2009 in männlich attribuierten Posen von der Weltpresse abgelichtet, was ebenfalls implizit die Frage nach ihrem Geschlecht suggeriert. Eine Person wie

Semenya bedroht die Alltagsüberzeugungen und Sicherheiten bezüglich des Geschlechts (und zwar im Sinne von sex *und* gender): Geschlecht darf demnach nur in zwei sich ausschließenden Kategorien vorkommen und ist grundsätzlich unveränderbar. Semenya in ihrer „female masculinity“ (Nyong’o 2010: 98) vertritt nicht, was für Weiblichkeit oder weibliche Körperpraxis steht, ergo fragt man sich „[i]st die Siegerin ein Mann?“ (Schönenberger 2009b).

Sportliche Inszenierungen als „interpersonelle Rituale“ dienen mit Erving Goffman der Herstellung und Naturalisierung von Geschlecht. In solchen Inszenierungen wird, wie in allen alltäglichen Handlungen und Interaktionen, wiederholt, „dass Frauen (in der westlichen Gesellschaft) als wertvoll, dekorativ und zerbrechlich gelten, dass sie unvertraut mit allem und ungeeignet für alles sind, was Muskelkraft, handwerkliches Geschick oder ein körperliches Wagnis erfordert“ (Goffman 2001: 123f.). Während sportlicher Wettkämpfe und der Berichterstattung über solche, spielt sich ab, was Goffman institutionelle Reflexivität nennt. Die Trennung der Geschlechter wird als ‚natürlicher‘ Unterschied zwischen Geschlechtern dargestellt, ist jedoch vielmehr das Mittel, welches die Unterscheidung erst herstellt und diese Unterscheidung wiederum naturalisiert. Sportliche Wettkämpfe dienen der Bestätigung und Naturalisierung von geschlechtlichen Unterschieden. Gerade im Sport, wo nicht stereotype Frauenkörper dargestellt werden können, muss mittels Segregation die ‚natürliche‘ Unterschiedlichkeit proklamiert werden. Zudem gibt es selbst heute, wo Frauen und Männer zu beinahe allen Sportarten zugelassen sind, Ausnahmen, welche ‚natürlicherweise‘ bestehen bleiben müssen, weil sie zu stark mit Kompetenz, Aktivität (Anders 2006), Kraft und Stärke verbunden sind. Dies gilt für das Boxen und Baseball – olympisch reine Männerdisziplinen. Umgekehrt sind zu Softball, Synchronschwimmen und Rhythmischer Gymnastik olympisch nur Frauen zugelassen, weil sie mit Emotionalität und Soziabilität (Anders 2006), Eleganz und Grazie assoziiert sind, was eine Zulassung von Männern unmöglich erscheinen lässt.

Man kann also zwei Stufen der diskursiven Verhandlung von Weiblichkeit und Sportkörpern ausmachen: Frauen, die Sport machen, werden tendenziell als unweiblich wahrgenommen. Diese „female masculinity“ mancher Sportlerinnen lässt die Öffentlichkeit im vermeintlichen Extremfall, wie dem von Caster Semenya, dann sogar an deren weiblichem Geschlecht zweifeln. Es stellt sich damit die Frage wie Weiblichkeit des Sportkörpers unter Beweis gestellt werden kann. Diese Aufgabe wird im Sport – wie übrigens auch im Recht – an die Medizin delegiert. Es dient also dem weiteren Verständnis meiner Ausführungen, wenn medizinische Geschlechtskörper und die Rolle der

Medizin im Folgenden klarer beleuchtet werden. Ich zeige damit, dass im Sport nicht irgendein, sondern ein ganz spezifischer, nämlich ein medikalisierten Geschlechtskörper Leistungsklassen abbildet.

Medikalisierte Geschlechtskörper

Der diskursive Körper ist mit Michel Foucault „der verkörperte Schnittpunkt von Wissen, Macht und Sprache“ (Gugutzer 2004: 76). Bestimmte Wissensformen, Denk- und Deutungsmuster setzen sich gesellschaftlich durch und erlangen Hegemonie über die Wahrnehmung und Bewertung der Körper. Die Festlegung des Geschlechts wird der Medizin delegiert. Die Medizin ist also jenes Feld, dem es gelingt, bestimmte Vorstellungen und Interpretationen von Körper durchzusetzen und die damit Definitionsmacht über das ‚wahre Geschlecht‘ hat. In unserem diskursiven Verständnis ist dabei das wahre Geschlecht immer eindeutig und kann nur männlich oder weiblich sein. Medizinische Grundlage der Geschlechtsbestimmung sind verschiedene Geschlechtsmerkmale, welche jeweils als männlich oder weiblich definiert sind, wie die Genitalien, die Keimdrüsen, der Hormonstatus und die Chromosomen⁴. Diese Grundlagen können als *sex* bezeichnet werden. Candace West und Don Zimmermann (1987) zeigen, dass die Zuteilung zu einem Geschlecht (*sex category*) als identisch mit *sex* angenommen wird. Im Falle von Geschlechtsvarianten (DSD) zeigt sich jedoch, dass die Geschlechtsbestimmung im Zweifelsfall ein medizinisches Verfahren und keine Selbstverständlichkeit ist. DSD existiert umgekehrt gesellschaftlich erst dann, wenn es durch Medizin und Psychiatrie benannt wird. Foucault spricht in diesem Zusammenhang von der Biomacht. Diese Macht besteht immer auch darin, das Andere, das Nicht-Normale, Nicht-Natürliche auszugrenzen. Der diskursiv konstruierte Normalkörper verweist folglich immer auch auf den abweichenden Körper (Bublitz 2003). Medizinisch gesehen handelt es sich bei DSD um ein pathologisches Phänomen, welches bis heute bereits im Kleinkindalter ‚korrigiert‘ wird. Menschen mit Geschlechtsvarianten fallen, auch wenn heute zurückhaltender operiert wird als vor 50 Jahren, immer noch ganz selbstverständlich unter das Patronat der Medizin. Sie ist es, die Diagnosen stellt, behandelt oder mit den Eltern über eine Nicht-Behandlung entscheidet. Dies ist auch dann so, wenn es keine medizinische Indikation gibt, ein Kind zu betreuen

4 Das chromosomale Geschlecht, beispielsweise, ist im statistischen Normfall in den Ausformungen XX oder XY anzutreffen, das phänotypische Geschlecht als Penis oder Klitoris und das gonadale Geschlecht als Testes und Ovarien.

(Zehnder und Streuli 2012). Bei Geschlechtsvariationen handelt es sich also um ein durch und durch medikalisiertes⁵ Phänomen. Dies hat zur Folge, dass auch im Sport Geschlechtsvariationen unter medizinischen Gesichtspunkten und in diesem Diskursfeld verhandelt werden. Die Tennisspielerin Sarah Gronert wird entsprechend medial durch eine „gynäkologische Untersuchung“ (Schröder 2008), mit endokrinologisch weiblichem „Normalbefund“ (Focus Magazin 2009) für eindeutig weiblich erklärt. Es ist ebenfalls die Medizin, welche im Bereich des Sports die ‚Angelegenheit des Geschlechts‘⁶ aufgreift und laut *IAAF Policy on Gender Verification* eine Untersuchung initiieren kann (International Association of Athletics Federations 2006). Der ‚Verdacht‘, dass die *sex category* falsch ist, kann mit West und Zimmermann (1987) aufgrund von *sex* (einem atypischen weiblichen Erscheinungsbild aufgrund der sekundären Geschlechtsmerkmale) aber eben auch aufgrund von *gender* (einem atypischen weiblichen Verhalten) geäußert werden. Im Falle der erwähnten Sportlerinnen wird von „Gender Verification“ (International Association of Athletics Federations 2006), „sex control“, „femininity control“ (Wiederkehr 2008) und dergleichen gesprochen, als ob man hierbei bestehen oder „durchfallen“ könnte (Spiegel Online 2006) resp. als ob, wie beim Doping, *positiv* oder *negativ* auf Geschlecht (sprich: Mann) getestet werden kann. Das medizinische Verfahren zeigt letztlich, dass der Sex-Test eigentlich nicht *sex* misst, sondern Körpermerkmale, welche zu einem Ganzen zusammengefügt werden. In diesem Prozess werden eigentlich nicht Fragen der Fairness geklärt, sondern Körpernormen bestätigt und reproduziert. Der IAAF-Standard spiegelt die zentrale Rolle der Medizin noch unter einem anderen Aspekt wider: Unter 6. „Conditions that should be allowed“ werden nicht etwa biologische Merkmale wie eine starke Bemuskelung oder ein bestimmter Hormonwert aufgeführt, sondern medizinische ‚DSD-Syndrome‘, wie die Androgeninsensitivität oder die Gonadale Dysgenese (International Association of Athletics Federations 2006: o.S.). Der medizinische Sex-Test ist also bei genauer Betrachtung ein Indizienverfahren⁷ und kann im Falle von DSD höchstens ein Überwiegen im quantitativen oder qualitativen Sinn anzeigen. Dass die einzelnen Geschlechtsmerkmale sich widersprechen ist damit zwar möglich, wird aber als pathologisch verhandelt. Anders gesagt, die

5 Medikalisierung, verstanden als Prozess, „by which nonmedical problems become defined and treated as medical problems, usually in terms of illness and disorders“ (Conrad 2007: 4).

6 Engl. „the issue of gender amongst participants in women’s events“ (IAAF 2006: o.S.).

7 Zur historischen Entwicklung der Sex-Tests und der Problematik beim Testen einzelner Faktoren vgl. Schultz (2011).

atypische Kombination von männlichen (z.B. Hoden) und weiblichen Merkmalen (z.B. eine Klitoris) wird als DSD zum Sonderfall. Ebenfalls von DSD wird gesprochen, wenn die Ausprägung eines Merkmals uneindeutig ist (z.B. Ovotestes). Der Medizin ist aufgrund des Grades ihrer Fertigkeiten und ihres Wissens ein vergleichbar hoher Grad an Autonomie inne. Die Überwachung und Überprüfung geschieht fast ausnahmslos innerhalb des medizinischen Zirkels durch Kolleginnen und Kollegen. Dies führt zu einer gewissen ‚Betriebsblindheit‘, was zusätzlich dadurch gefördert wird, dass Medizinerinnen und Mediziner sich oft weigern, Kolleginnen und Kollegen zu beurteilen (vgl. dazu Freidson, Rohde, und Schoene 1979; Freidson 1975). Die Medizin ist also in weiten Teilen ein in sich geschlossenes System. Nichts desto trotz ist mit Foucault auch die Medizin nur ein Feld in einem Diskurs und referiert letztlich auf ein Alltagsmodell von Geschlecht.

Einzelne Geschlechtsmerkmale sind, so sie denn eindeutig sind, nicht unbedingt in der Lage sportliche Leistungskategorien abzubilden. Es müsste also eigentlich nicht ‚sex verifiziert‘, sondern untersucht werden, inwiefern einzelne Geschlechtsmerkmale überhaupt einen sportlichen Vorteil verschaffen. Was die IAAF tatsächlich wissen will, ist nicht welches Geschlecht jemand hat, sondern ob die Sportlerin durch eine bestimmten physischen Konstitution schneller oder kräftiger ist als die ‚Durchschnittsfrau‘: „The crux of the matter is that the athlete should not be enjoying the benefits of natural testosterone predominance normally seen in a male“ (International Association of Athletics Federations 2006). Es wird also im Falle von DSD im Sport ein biomedizinischer Körper als vergeschlechtlichter Körper verhandelt, obwohl es hier eigentlich um seine Leistungsfähigkeit geht. Eigentlich, so Jaime Schultz (2011), müsste man sich mit den Vorteilen verschiedener körperlicher Faktoren auseinanderzusetzen. Dass dies nicht so einfach ist, zeigt wiederum die historische Entwicklung der *Gender Verification*. Während man zu Beginn der Sex-Tests in den 1960er Jahren noch eine manuelle Untersuchung der Genitalien vornahm, ging man wenig später dazu über das Sex-Chromatin⁸ zu untersuchen (sog. Barr-Body-Test) (Schultz 2011; Simpson u. a. 1993; Wiederkehr 2008). Man kam also ansatzweise davon ab das soziale Geschlecht als Grundlage der sportlichen Leistungsfähigkeit beizuziehen. Heute werden verschieden Untersuchungen gemacht und Geschlecht nicht mehr anhand eines einzigen Faktors bestimmt, was zur Folge hat, dass Athletinnen wie Semenya fast ein Jahr auf die Resultate und damit die Zulassung zu

8 Dass solche neue ‚Entdeckungen‘ zur Bestimmung von Geschlechtszugehörigkeit in hohem Mass gesellschaftlich beeinflusst sind resp. in erster Linie vorausgesetzte Dualität reproduzieren, zeigen bspw. Dreger (1998) und Oudshoorn (2000).

Wettkämpfen warten müssen. Das bedeutet jedoch auch, dass im Grunde eine eindeutige Beurteilung nicht zwangsläufig möglich ist. Biomedizinisch existieren eben gerade Fälle von Uneindeutigkeit.

Geschlecht messen oder Körpertechniken beobachten?

Wenn nicht der Geschlechtskörper, sondern einzelne Merkmale aussagekräftig für Leistungsfähigkeit sind, stellt sich die Frage welcher Aspekt dies in welchem Mass ist. Dass es nicht der Penis oder der Bart ist, der Männer schneller laufen lässt als Frauen scheint banal, aber was ist es dann? Sind es die Hormone? Nicht unbedingt, denn eine Person mit CAIS⁹ bspw. produziert in ‚männlichen‘ Gonaden zwar Androgene (sprich, ‚männliche‘ Hormone) in einem ansonsten ‚weiblichen‘ Körper. Der Körper reagiert jedoch nicht auf die Einflüsse der Androgene, er ist gegen sie resistent. Eventuell ist ein solches ‚Syndrom‘ also gar ein Nachteil (Dreger 2010). Die meisten Menschen mit Geschlechtsvarianten sind auf jeden Fall keine Weltklasse-Sprinter (Munro 2010). Eine solche Androgenresistenz hatte auch die spanische Hürdenläuferin Maria Patiño. Sie durfte bei den olympischen Spielen 1988 nicht starten, weil man bei ihr ein Y-Chromosom entdeckte. Patiño wurde jedoch später rehabilitiert und konnte wieder teilnehmen. Ein Y statt ein X bringt also nicht automatisch Höchstleistung. Die seit den 1960er Jahren immer neu erdachten Tests zur Geschlechtsevaluation (z.B. Simpson u. a. 1993) zeigen, dass die Komplexität weder von Geschlecht noch von Leistungsvermögen auf einen einzigen Faktor reduziert werden kann. So ist es dem International Olympic Committee (IOC) auch nicht gelungen einen Konsens in Sachen ‚gender verification‘ zu finden. Es hat zwar für einige Diagnosen entschieden, diese Athletinnen bei den Frauen zuzulassen, aber nicht bestimmt, unter welcher Bedingung Frauen disqualifiziert werden (Dreger 2010).

Im Sport zeigt sich, dass Geschlechtskörper enorm divers und kulturell überformt sind. Männer- und Frauenkörper werden in einer bestimmten sportlichen Disziplin in gleicher Weise für eine spezifische Funktion oder Leistung optimiert. Es geht also eher um eine „Körpertechnik“ (Mauss 1989), die erlernt wird, als um einen biologisch begründeten Unterschied. Was bedeutet es, in einem sportlichen Wettbewerb davon zu sprechen, dass man aus einem körperlichen

9 Complete Androgen Insensitivity Syndrome: Bei Individuen mit XY-Chromosomen können die vermännlichenden Hormone (Androgene) nicht richtig wirken. Aus diesem Grund kommt es im Mutterleib und nach der Geburt nicht zur Vermännlichung des Körpers (Richter-Appelt u. a. ohne Jahr).

Merkmal ‚keine Vorteile‘ ziehen darf? Es sollen hier zwei (Menschen/Gruppen) gegeneinander antreten, die ‚fast gleich gut sind‘. Es geht also darum, durch ähnliche Leistungen zu verhindern, dass Siege voraussehbar werden. Wie Marion Müller (2007) darlegt, ist dies sinnvoll, um die Spannung zu erhalten und Zeit zu sparen, nur bestimmte miteinander vergleichbare Gruppen antreten zu lassen. Die Bildung dieser Gruppen ist jedoch einer gewissen Willkür unterstellt. So gibt es bspw. bei Basketballspielern keine Obergrenze der Körpergröße oder auch keine Schwimmergruppen mit unterschiedlich großen Händen, obwohl diese Körpermerkmale eindeutig Vorteile für die entsprechende Sportart haben. Im Falle des Leichtathleten Oscar Pistorius wurde ein solcher Vorteil aufgrund seiner Beinprothese jüngst verneint, Pistorius durfte also weiter im regulären Wettbewerb starten – ein äußerst umstrittener Entscheid.¹⁰

Marcel Mauss¹¹ (1989: 206) hat in seinem Vortrag vor der Société de Psychologie von 1934 zu den Techniken des Körpers (les techniques du corps) ausgeführt, dass der Körper „das erste und natürlichste Instrument des Menschen“ sei und seine Bewegungsabläufe genauso wie andere Techniken durch Nachahmung und Erziehung erlernt werden. Am Beispiel des militärischen Marschierens, des Gehens und Schwimmens zeigt er, dass sich Körpertechniken Gesellschaft zu Gesellschaft und zwischen den Geschlechtern unterscheiden. Körpertechniken sind „Gewohnheiten“, die bestimmten Moden und Schicklichkeiten unterliegen und nur schwer geändert werden können. Was für alle erdenklichen Arten des sich-des-Körpers-bedienen gilt, muss erst recht für die sportliche Bewegung gelten. Über Hürden zu laufen, eine Kugel zu stoßen oder mit einem Stab zu springen sind alles sorgfältig eingeübte, oft jahrelang trainierte und optimierte Techniken des Körpers. Diese zu erlernen sind nicht in erster Linie von Geschlecht¹² oder körperlichen Voraussetzungen, sondern von Nachahmung, ‚Erziehung‘ und Gewohnheit abhängig. „Das Individuum übernimmt den Bewegungsablauf aus dem Verhalten, das von anderen

10 Vgl. z.B. http://www.focus.de/sport/olympia-2012/olympia-start-von-oscar-pistorius-ohne-beine-ins-halbfinale_aid_793464.html abgerufen am 11. April 2014.

11 Mauss' Überlegungen zu Körpertechniken gehören zu den ersten Untersuchungen, die den Körper nicht als eine unveränderliche Gegebenheit betrachten, sondern seine Variabilität in den Blick nehmen.

12 Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern erschienen Mauss selbst jedoch nicht anerzogen sondern biologisch begründet, wenn auch er diesbezüglich Unsicherheit äusserte: „Vielleicht besteht hier der Fall zweier verschiedener Anleitungen. Denn es gibt eine Gesellschaft von Männern und eine Gesellschaft von Frauen. Ich glaube indessen, dass vielleicht auch biologische und andere psychologische Faktoren zu finden sind“ (Mauss 1989: 207).

vor ihm oder mit ihm praktiziert wird“ (Mauss 1989: 203). Sportliche Techniken ändern sich im Laufe der Zeit und werden beeinflusst von Hilfsmitteln, Technologien und Kenntnissen wie Schuhen, Stäben, Kugeln, Skiern, etc. So muss eine Stabhochspringerin heute, die mit einem Glasfiber-Stab springt, eine ganz andere Technik erlernen, als ein Stabhochspringer zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Nach Mauss gehört der Sport, darunter das Laufen, das Springen, das Klettern und Schwimmen zu den Techniken der Bewegungen, welche von bestimmten eingeübten Methoden, Haltungen und Körperstellungen abhängen. Die grundlegende Erziehung zu all den Techniken besteht, so Mauss darin „den Körper seinem Gebrauch anzupassen“ (219). Leistungen im Sport hängen also nicht primär von einer ‚ursprünglichen‘ oder ‚natürlichen‘ Konstitution ab, sondern sind das Resultat der Aneignung einer bestimmten Körpertechnik. Nicht das Geschlecht, nicht Muskeln und Hormone sind ausschlaggebend, sondern Training, Wissen und Hilfsmittel.

Während die verschiedenen Techniken in unterschiedlichen Sportarten zur Bildung von Leistungsklassen unbeachtet bleiben, wird der sportlichen ‚Geschlechtssmessung‘ also ein bio-medizinisches Körperkonzept zugrunde gelegt, welches eigentlich Abweichungen von einem ‚Gesamturteil‘ zulassen muss. Dass dem nicht so ist, werde ich im Folgenden anhand einiger Beispiele aus der medialen Verhandlung von Geschlechtsvarianten zeigen. Sie dienen vor allem der Wiederherstellung von Eindeutigkeit, welche in unterschiedlichen Strategien produziert werden.

Lesbe, Zwitter, Superweib oder Mann? – Normalisierung von female masculinity

Die Geburt eines Kindes mit uneindeutigem Geschlecht führt durch die Bedrohung unserer Alltagsvorstellungen von Geschlecht zu einer Krise und gefährdet die gesellschaftliche Sicherheit heteronormativer Geschlechterkonstruktionen. Der Umgang mit intersexuellen Menschen – im Alltag und im Sport – zeigt, welche Strategien zur Bewältigung dieser Krise herbeigezogen werden. Mit den geschlechtsanpassenden chirurgischen Eingriffen in intersexuelle Körper wird vorwiegend „symbolische Heterosexualität“ hergestellt (Dietze 2003). Was als ambivalent und unzuteilbar erscheint, wie ein intersexuelles Genitale, wird mit den Operationen quasi in ‚geordnete Bahnen‘ gelenkt. Gelingt diese Neuordnung nicht vollständig und es entsteht – wie beschrieben – Unklarheit über die Geschlechtszugehörigkeit einer erwachsenen

Athletin, führt dies folglich ebenso zu einer gesellschaftlichen Verunsicherungen. Gerade dort, wo Binarität hergestellt wird, wo sie sich so offensichtlich und ‚natürlich‘ darstellt, kommen plötzlich Zweifel auf. Die mediale Inszenierung von Semenya als Lesbe (sie ‚stand schon immer auf Mädchen‘) kann ebenfalls dazu dienen Normalität wieder herzustellen. Semenyas ‚männliches Gehabe‘ bekommt dann Sinn, denn Lesben *sind* „Mannsweib[er]“ (Eichholz 2009).

Nicht erst mit der Popularisierung von Erkenntnissen der modernen Medizin, ist noch eine weitere Antwort auf die Bedrohung durch Semenya und andere Menschen mit Geschlechtsvarianten möglich: sie könnte ein „Zwitter“ (z.B. Bild 2009; Schönenberger 2009a) sein. Foucault zeigt jedoch in seinem Vorwort, der 1978 veröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen von Herculine Barbin,¹³ dass im Laufe des 18. Jahrhunderts biologische Theorien und juristische Bestimmungen dazu geführt haben, die Idee der geschlechtlichen Vermischung abzulehnen. Damit begann die Suche nach dem ‚wahren Geschlecht‘ eines Menschen in hermaphroditischer Verkleidung. Foucault problematisiert also die Unmöglichkeit der Uneindeutigkeit von Menschen mit Geschlechtsvarianten, denn eines ist immer als natürlich und sicher erschienen: dass das Geschlecht „eines von zweien“ (Forum für feministische Theorie und Philosophie 2003) ist. So zeigt Gabriele Dietze (2003), dass die Zweigeschlechtlichkeit als Zweikörperlichkeit in jüngster Zeit nicht angetastet worden sei. Geschlechtsvarianten existieren als Kategorie nicht in unseren Köpfen, „Zwitter“ sind im Grunde immer Frauen *oder* Männer. Auch diese Darstellung dient also der Herstellung von zwei und nur zwei Geschlechtern.

Eine andere Normalisierungsstrategie zur Herstellung von Eindeutigkeit ist die Inszenierung stereotyper Weiblichkeit. So wurde Semenya in der südafrikanischen Zeitschrift YOU in einem sogenannten ‚makeover‘ mit Hilfe von Kleidern und Stiletto's stereotyp weiblich abgebildet und damit an eine sozial akzeptierte Geschlechterrolle angepasst (vgl. Nyong'o 2010; Winslow 2012), sie wird vom „Power Girl“ zum „Glamour Girl“ (Beyers 2009). Mit der Überbetonung des Weiblichen kann auch im Sport ihre Bedrohung kompensiert werden (Alfermann 1998). Dies gilt offenbar nicht nur dann, wenn es sich um eine besonders kraftvolle – also männlich attribuierte Sportart handelt, sondern

13 1838 als ‚Mädchen‘ geboren, wird Herculine Lehrerin und unterrichtet an einer Mädchenschule. Zu dieser Zeit beginnt sie eine Liebesbeziehung zu einer anderen Lehrerin. Aufgrund einer medizinischen Untersuchung wird festgestellt, dass Herculine ‚in Wahrheit‘ ein Mann sei. Per Gerichtsbeschluss wird entschieden, dass sie von nun an im männlichen Geschlecht zu leben habe. Sie muss die Schule verlassen und nimmt eine Stelle bei der Eisenbahn an. Abel Barbin, wie Herculine nun genannt wird, nimmt sich im Alter von 29 Jahren das Leben.

auch, wenn sich die Frage nach der Geschlechtszugehörigkeit stellt. Im Falle der Tennisspielerin Sarah Gronert wird äußere Weiblichkeit medial inszeniert um dieser Frage auf den Grund zu gehen:

Sie hat Beine, die für den Laufsteg taugen, sie trägt die Haare lang und blond, und ihre mädchenhafte Silhouette umschreiben die Menschen in ihrer Heimat Nordrhein-Westfalen gern mal mit dem Begriff ‚Figürchen‘. (Focus Magazin 26.1.2009)

Es ist in dieser Perspektive vollkommen undenkbar, dass sich hinter diesem ‚Figürchen‘ und den langen Haaren ein männlicher Körper verbirgt. Mit Hilfe von sekundären und veränderbaren Geschlechtsattributen wird in diesem Falle implizit die Beweisführung für eine sportlich relevante und „insgesamte“ Geschlechtszugehörigkeit vorgenommen. Man braucht sie quasi ‚nur anzuschauen‘, um ihr Geschlecht zu kennen (Nyong’o 2010). Dass gerade diese Logik von der (bei Gronert vorliegenden) Existenz einer Geschlechtsvariante bedroht wird, bleibt im zitierten Artikel undebattiert. Im Falle von Gronert können aufgrund eines weiblichen äußeren Erscheinungsbildes gerade keine Rückschlüsse auf andere Geschlechtsmerkmale getätigt werden. Nur weil verschiedene Geschlechtsmerkmale ‚normalerweise‘ übereinstimmen, kann wegen blonden Haaren und einer weiblichen Statur nicht Geschlechtskörper als Ganzes abgeleitet werden. Unzählige andere Beispiele zeugen davon, dass die weibliche Leistungssportlerin ihre Weiblichkeit unter Beweis stellen muss. Es wird nicht nur verhandelt, welche die „heißeste“ Sportlerin sei,¹⁴ viele Sportlerinnen ziehen sich auch für Männermagazine aus, um ihre Weiblichkeit unter Beweis zu stellen.¹⁵

14 <http://www.spox.com/de/sport/diashows/1207/Olympia/die-heissesten-olympia-teilnehmerinnen/die-heissesten-olympia-teilnehmerinnen-sabine-lisicki-maria-sharapowa-ana-ivanovic-hope-solo-jessica-ennis.html> abgerufen am 11. April 2014.

15 <http://www.rp-online.de/sport/diese-sportlerinnen-zogen-sich-fuer-den-playboy-aus-bid-1.1455429> abgerufen am 11. April 2014. Caster Semenya als Frau, die Leistungssport macht, stellt gleichzeitig eine Bedrohung hegemonialer Männlichkeit (Connell 1995) dar, weil Geschlecht auch als komplementäre Kategorie konstruiert ist. Wenn Frauen so aussehen können wie Semenya, wie muss dann erst ihr ‚Gegenteil‘ aussehen? Semenya bedroht zudem das Konzept der Heteronormativität, verstanden nicht nur als die Annahme, dass Menschen ‚natürlicherweise‘ zweigeschlechtlich organisiert seien, und dass die ausschliessliche und essentielle Grundlage davon die Heterosexualität sei, sondern auch die Stilisierung der Heterosexualität als Norm für gesellschaftliche Strukturen und Organisationsformen respektive Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschemata, und deren Praxis und Lebensweise privilegieren. Heteronormativität stellt „verinnerlichte Gesellschaft“ dar (Degele 2008: 90), schafft Erwartungssicherheit und dient der Reduktion von Komplexität (88ff.).

Normalisierung geschieht also in einem zirkulären Prozess des sich-Vergewisserns stets neu und selbst Verunsicherungen dienen qua Normalisierung der Rückbestätigung des dichotomen Geschlechterkonzepts. Dies gilt ganz besonders im Sport, denn Geschlecht stellt hier das bedeutendste Merkmal zur Bildung von Leistungsklassen (Müller 2005) dar. So sind Berichte von Caster Semanya und anderen „Sportlerinnen mit unklarem Geschlecht“ (Meinhardt 2009) letztlich meist doch Narrationen von Eindeutigkeit: Die Skirennfahrerin Erik(a) Schinegger¹⁶ bspw., so suggeriert der Film von Kurt Mayer aus dem Jahr 2005¹⁷, war schon immer ein Mann, man hat es nur nicht bemerkt. Die russischen Hermaphroditen im kalten Krieg waren lediglich Betrüger – Männer, die man als Frauen tarnte (Wiederkehr 2008). Auch die 800m Läuferin Santhi Soundarajan¹⁸, bei der ein Sex-Test „keine Geschlechtsmerkmale einer Frau“ feststellen konnte, ist folglich schlicht „ein Mann!“ (Blick 2006: o.S.).

So what? Ein Gedankenspiel

Dass man ‚fast gleich gut ist‘ im Sport liegt nicht nur an körperlichen Voraussetzungen, sondern auch am Einüben und Perfektionieren einer bestimmten Körpertechnik und dass es utopisch ist, darüber nachzudenken, wie Sport ‚entgendert‘ werden könnte, zeigt sich an der Medienpräsenz von Sportlerinnen wie Caster Semanya, Sarah Gronert oder Santhi Soundarajan. Die Existenz von Menschen mit Geschlechtsvarianten wird zwar offensichtlich, führt bisher aber nicht zu einer Aufweichung des sportlichen Geschlechterbinarismus oder einer Diskussion darüber. Die Beispiele dienen vielmehr der Bestätigung, was normal und was abweichend ist. Sie reproduzieren hegemoniale Männlichkeit, stereotype Weiblichkeit und Heteronormativität (dazu auch Vannini und Fornssler 2011). Trotz oder gerade wegen des unmöglichen geschlechtslosen sportlichen Körpers reizt der Sport als Spiegel von Gesellschaft zu einem Gedankenexperiment. Gabriele Dietze (2003) fragt, wie Mehrgeschlechtlichkeit intelligibel wird, ohne dass sie in ein

16 Die Österreicherin Erika Schinegger gewann 1966 die Ski-Abfahrtsweltmeisterschaft. Bei den Olympischen Spielen 1968 wurde bei ihr ein XY-Chromosomensatz festgestellt und sie transformierte zum Mann.

17 Kurt Mayer, ERIK(A) - Der Mann der Weltmeisterin wurde, Österreich, 2005.

18 Die indische Läuferin Santhi Soundarajan gewann an den Asienspielen 2006 in Doha Silber, welches ihr nach einem Geschlechtstest wieder aberkannt wurde. Soundarajan beging danach einen Selbstmordversuch und arbeitet heute als Trainerin.

neues Klassifikationssystem überführt wird. Der Sport bietet Gelegenheit diese Denkmöglichkeiten auszuprobieren.

Eine neue, dritte Kategorie der ‚Geschlechtsvarianten‘ zu schaffen, wie es im (juristischen) Diskurs um Geschlechtsvarianten immer wieder getan wird, ist sportlich betrachtet keine gute Aussicht. Mit einer solchen Restkategorie würden Menschen mit Geschlechtsvarianten faktisch von Wettbewerben ausgeschlossen resp. könnten sich nur unter ihresgleichen (was das im konkreten Fall hieße, wäre ebenfalls schwierig zu bestimmen) messen. Geschlecht abzuschaffen, stellt ebenfalls eine vorgeschlagene Variante in aktuellen Debatten dar (etwa Büchler und Cottier 2005; Nationale Ethikkommission im Bereich Humanmedizin 2012). Im Grunde könnte man auf Geschlecht als Leistungskategorie gänzlich verzichten und stattdessen eine oder mehrere bestimmte Leistungsgrenzen bestimmen. Es gibt bereits Beispiele im Sport, bei denen Leistungsklassen nicht durch Geschlecht begründet werden. So existieren Wettkampfklassen, Ligen in Mannschaftsportarten, Gewichtsklassen oder Altersklassen, die jedoch stets Geschlecht nachgeordnet sind. Wenn Geschlecht so voraussetzungs-voll für die Leistung ist, wie allgemein angenommen, würden sozial als Frauen klassifizierte Sportlerinnen dann tendenziell zur Kategorie ‚leistungsschwach‘ gehören. Dies ist zwar nicht erstrebenswert, muss sich aber nicht unbedingt bestätigen. Es ist auch denkbar, dass sportliche Leistungskategorien nach bio-medizinischen Kriterien, wie dem Hormonstatus oder der Muskelkraft eingeteilt würden. Diese Einteilung würde bedingen, dass man komplexe Messinstrumente für die einzelnen Faktoren zur Verfügung hätte, welche eine faire Schlussfolgerung auf die Leistungsmöglichkeit zulassen. Schließlich könnten auch über Körpertechniken Leistungskategorien gebildet werden. Wer aufgrund besonders gute Voraussetzungen hat, sich eine Technik anzueignen, käme in eine schwierigere Leistungsklasse. Nicht nur körperliche Faktoren, auch der Zugang zu Wissen und Techniken müssten hier mitgedacht werden. Eine solche Einteilung ist fast unmöglich umsetzbar.

Meine Ausführungen zeigen, dass die (medizinische) Konzeption von Geschlecht im Falle des Sports möglicherweise auf eine falsche Fährte lockt. Die Zuteilung zu Mann oder Frau im Sport kann gar nicht biomedizinisch erbracht werden, wie die IAAF und das IOC voraussetzen, weil sich Geschlechtsmerkmale, die der Definition von Geschlecht zugrunde liegen, widersprechen können und einzelne Geschlechtsmerkmale nicht zwingend eindeutig sind. Der Beurteilung der Geschlechtszugehörigkeit liegt, genauso wie der Gesellschaft, ein kulturell konstruiertes Modell von Geschlechtskörpern zugrunde. Der Mensch als Ganzes, sein gesamter Geschlechtskörper und implizit auch

seine Geschlechtsrolle – so wird suggeriert – lassen ihn schnell, stark und ausdauernd sein. Das diskursive Feld des Sports, als millionenschwerer und vielbeachteter Schauplatz geht nicht zimperlich mit den Bedrohungen der (vermeintlich) geschlechtlich Uneindeutigen um und bildet damit auch Gesellschaft ab: Geschlechtersegregation unterliegt einem Zirkelschluss. Dass Männer und Frauen sich bezüglich sportlicher Leistungen per se unterscheiden, bestätigt sich gerade durch diese Einteilung unaufhörlich, weil Männerkörper und Frauenkörper sich nur getrennt voneinander messen. Dass bestimmten Geschlechtsmerkmalen ein besonderes Gewicht beigemessen wird ist zudem eine relativ willkürliche Angelegenheit. Wenn große Hände oder lange Beine nicht als entscheidend für einen unfairen Vorteil gelten, warum tun es dann ausgerechnet ein Y-Chromatin oder ein bestimmter Testosteronwert? Der Blick auf Techniken des Körpers kann hier – nicht durch eine neue Kategorisierung, sondern durch eine neue Perspektive – konstruktiv-kritisch neue Denkmöglichkeiten eröffnen.

Literaturverzeichnis

- Alfermann, Dorothee. 1998. „Socio-cultural Gender-Stereotyping. Do women face extra hurdles?“ S. 26-32 in *From a Great Past to an Even Brighter Future. Women's Athletics on the Eve of the New Millennium*, herausgegeben von Nick Davies. Monaco: Multiprint.
- Anders, Georg. 2006. „Geschlechtsbezogene Partizipation im Sport“. S. 164–74 in *Handbuch Sport und Geschlecht, Beiträge zur Lehre und Forschung im Sport*, herausgegeben von Ilse Hartmann-Tews und Bettina Rulofs. Schorndorf: Hofmann.
- Beyers, Yvonne. 2009. „Look at me now! Athletic star Caster Semenya as you've never seen her before—transformed by Youfrom powergirl to glamour girl.“ *You*, September 10, 12–16.
- Bild. 2009. „Ex-Trainer: Caster Semenya ist ein Zwitter“. *BILD.de*. Abgerufen Juli 24, 2013 (<http://www.bild.de/sport/leichtathletik-wm-2009-berlin/trainer/800-meter-weltmeisterin-caster-semenya-soll-ein-zwitter-sein-9476460.bild.html>).
- Blick. 2006. „Sex-Skandal an Asienspielen: Silber-Läuferin ist ein Mann!“ Abgerufen Juli 26, 2013 (<http://www.blick.ch/news/silber-laeuferin-ist-ein-mann-id122837.html>).
- Bourdieu, Pierre. 1997. „Eine sanfte Gewalt“. S. 153–217 in *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Edition Suhrkamp Neue Folge ; Bd. 732*, herausgegeben von Irene Dölling und Beate Kraus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bublitz, Hannelore. 2003. *Diskurs*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Büchler, Andrea, und Michelle Cottier. 2005. „Intersexualität, Transsexualität und das Recht - Geschlechtsfreiheit und körperliche Integrität als Eckpfeiler einer neuen Konzeption“. *Freiburger FrauenStudien* 17:115–39.
- Conrad, Peter. 2007. *The medicalization of society: on the tranformation of human conditions into treatable disorders*. Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Connell, Raewyn. 1995. *Masculinities*. Berkley: Univ. of California Press.

- Cooky, Cheryl, Ranissa Dycus, und Shari L. Dworkin. 2012. „What Makes a Woman a Woman?“ Versus „Our First Lady of Sport“: A Comparative Analysis of the United States and the South African Media Coverage of Caster Semenya“. *Journal of Sport & Social Issues*. Abgerufen Dezember 21, 2012 (<http://jss.sagepub.com/content/early/2012/05/24/0193723512447940>).
- Dietze, Gabriela. 2003. „Allegorien der Heterosexualität. Intersexualität und Zweigeschlechtlichkeit – eine Herausforderung an die Kategorie Gender?“ *Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie* 28(2):9–35.
- Dreger, Alice D. 1998. *Hermaphrodites and the medical invention of Sex*. Cambridge: Harvard University Press.
- Dreger, Alice. 2010. „Sex Typing for Sport“. *The Hastings Center report* 40(2):22–24.
- Drepper, Daniel. 2010. „Transsexualität: Stabhochspringer Buschbaum: ‚Ich war nie eine Frau‘“. *Die Zeit*, Mai 17. Abgerufen Juli 4, 2013 (<http://www.zeit.de/sport/2010-05/buschbaum-transsexualitaet-geschlechtsumwandlung>).
- Eichholz, Natascha. 2009. „Make-Over für das Mannsweib“. *Blick am Abend*, September 9, 12.
- Focus Magazin. 2009. „TENNIS; Hohn, Spott, bittere Tränen“. *Focus Magazin*, Januar 26, 134.
- Forum für feministische Theorie und Philosophie. 2003. „Intersex und Geschlechterstudien“. *Die Philosophin* 28(2).
- Freidson, Eliot. 1975. *Dominanz der Experten zur sozialen Struktur medizinischer Versorgung*. München Berlin Wien: Urban und Schwarzenberg.
- Freidson, Eliot, Johann Jürgen Rohde, und Wolfgang Schoene. 1979. *Der Aerztestand berufs- und wissenschaftssoziologische Durchleuchtung einer Profession*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Goffman, Erving. 2001. *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt; New York: Campus.
- Gugutzer, Robert. 2004. *Soziologie des Körpers*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Gunkel, Henriette. 2012. „Queer Times Indeed? Südafrikas Reaktionen auf die mediale Inszenierung der 800-Meter-Läuferin Caster Semenya“. *Feministische Studien* 1:44–52.
- International Association of Athletics Federations (IAAF). 2006. „IAAF Policy on Gender Verification. Prepared by the IAAF Medical and Anti-Doping Commission 2006“.
- Mauss, Marcel. 1989. „Die Techniken des Körpers“. S. 197–220 in *Soziologie und Anthropologie*, vol. 2. Frankfurt a. M.
- Meinhardt, Gunnar. 2009. „Sportlerinnen mit unklarem Geschlecht“. *Welt Online*, August 21. Abgerufen Juli 24, 2013 (http://www.welt.de/welt_print/vermishtes/article4366595/Sportlerinnen-mit-unklarem-Geschlecht.html).
- Müller, Marion. 2005. „Geschlecht als Leistungsklasse“. *Zeitschrift für Soziologie* Heft 5(Jg. 35):392–412.
- Müller, Marion. 2007. „Frauen, Männer, Leistungsklassen: Geschlecht und funktionale Differenzierung im Hochleistungssport“. S. 15–24 in *Sportwissenschaftliche Geschlechterforschung im Spannungsfeld von Theorie, Politik und Praxis*, herausgegeben von Ilse Hartmann-Tews und Britt Dahmen. Hamburg: Czwalina Verlag.
- Munro, Brenna. 2010. „Caster Semenya: Gods and Monsters“. *Safundi* 11(4):383–96.
- Nationale Ethikkommission im Bereich Humanmedizin (NEK). 2012. „Zum Umgang mit Varianten der Geschlechtsentwicklung. Stellungnahme Nr. 20/2012. Ethische Fragen zur «Intersexualität»“. Abgerufen Juli 24, 2013 (http://www.bag.admin.ch/nek-cne/04229/04232/index.html?lang=de&download=NHZLpZeg7t,Inp6I0NTU042I2Z6In1acy4Zn4Z2qZpnO2Yuq2Z6gpJCKfX96f2ym162epYbg2c_JjKbNoKSn6A--).

- Nyong'o, Tavia. 2010. „The unforgivable transgression of being Caster Semenya“. *Women & Performance: a journal of feminist theory* 20(1):95–100.
- Oudshoorn, Nelly. 2000. „The Birth of Sex Hormones“. S. 87–117 in *Feminism and the Body*, herausgegeben von Londa Schiebinger. New York: Oxford University Press.
- Pausch, Simon. 2011. „Boris Becker; ‚Ich kann auf dem Niveau wie Pius Heinz spielen‘“. *Berliner Morgenpost Online*, November 13. Abgerufen April 10, 2014 (<https://www.lexisnexis.com/uk/nexis/docview/getDocForCuiReq?Ini=547T-F801-F17S-G03X&csi=5949&oc=00240&perma=true>).
- Pfister, Gertrud. 2005. „Vom Ausschluss zur Integration? Frauen und Olympische Spiele“. Abgerufen Juli 4, 2013 (<http://www.bmw-berlin-marathon.com/news-und-media/news/2005/05/18/vom-ausschluss-zur-integration-frauen-und-olympische-spiele.html>).
- Richter-Appelt, Hertha. u. a. ohne Jahr. „Intersex-Glossar“. Abgerufen April 10, 2014 (<http://www.intersex-forschung.de/glossar.html>).
- Schönenberger, Carl. 2009a. „Caster Semenya - Opfer krimineller Funktionäre“. *Blick*. Abgerufen April 10, 2014 (<http://www.blick.ch/sport/leichtathletik/caster-semenya-opfer-krimineller-funktionaere-id29268.html>).
- Schönenberger, Carl. 2009b. „Ist die Siegerin ein Mann?“ *Blick*. Abgerufen April 10, 2014 (<http://www.blick.ch/sport/leichtathletik/ist-die-siegerin-ein-mann-id29189.html>).
- Schröder, René. 2008. „Tennisspielerin Sarah Gronert als Mann angefeindet“. *Der Westen*. Abgerufen April 10, 2014 (<http://www.derwesten.de/nachrichten/sport/tennis/2008/7/29/news-65365171/detail.html>).
- Schultz, Jaime. 2011. „Caster Semenya and the ‘Question of Too’: Sex Testing in Elite Women’s Sport and the Issue of Advantage“. *Quest* 63(2):228–43.
- Simpson, J. L. u. a. 1993. „Gender verification in competitive sports“. *Sports medicine (Auckland, N.Z.)* 16(5):305–15.
- Sloop, John M. 2012. „‘This is Not Natural:’ Caster Semenya’s Gender Threats“. *Critical Studies in Media Communication* 29(2):81–96.
- Spiegel Online. 2006. „Aufgeflogen: Indische Läuferin als Mann geoutet“. *Spiegel Online*, Dezember 18. Abgerufen Juli 26, 2013 (<http://www.spiegel.de/sport/sonst/aufgeflogen-indische-laeuferin-als-mann-geoutet-a-455143.html>).
- Vannini, April, und Barbara Fornssler. 2011. „Girl, Interrupted: Interpreting Semenya’s Body, Gender Verification Testing, and Public Discourse“. *Cultural Studies ↔ Critical Methodologies* 11(3):243–57.
- Werlen, Mirjam. 2008. „Rechtlicher Schutz für Kinder mit bei Geburt uneindeutigem Geschlecht“. S. 178–215 in „Intersex“ - Geschlechtsanpassung zum Wohl des Kindes? Reihe Ethik und politische Philosophie, herausgegeben von Michael Groneberg und Kathrin Zehnder. Fribourg: Academic Press.
- West, Candace und Don Zimmermann. 1987. „Doing Gender“. *Gender & Society* 1:125–51.
- Wiederkehr, Stephan. 2008. „Mit zweifelsfreier Sicherheit ... keine Frau. Geschlechtertests im Spitzensport zwischen medizinischer Expertise und Techniqueuphorie der Funktionäre“. *Technikgeschichte* 75:253–70.
- Winslow, Luke. 2012. „Colonizing Caster Semenya: Gender Transformation and the Makeover Genre“. *Western Journal of Communication* 76(3):298–313.
- Zehnder, Kathrin, und Jürg C. Streuli. 2012. „Kampf der Diskurse? Unverständnis und Dialog“. S. 395–414 in *Intersexualität kontrovers: Grundlagen, Erfahrungen, Positionen*, herausgegeben von Katinka Schweizer und Ralf Binswanger. Giessen: Psychosozial-Verlag.

Kathrin Zehnder, (Kontakt: kathrin.zehnder (at) uzh.ch) ist Soziologin und forscht an der Schnittstelle von Geschlecht, Körper, Gesellschaft, Medizin und Technik, etwa zu Reproduktions- und Transplantationsmedizin. Ihre Promotion zur Thematik der Intersexualität ist 2010 unter dem Titel „Zwitter beim Namen nennen. Intersexualität zwischen Pathologie, Selbstbestimmung und leiblicher Erfahrung“ beim transcript-Verlag erschienen. Kathrin Zehnder lehrt an verschiedenen Universitäten und Fachhochschulen.

Queering Football – Körperpraktiken im Frauenfußball zwischen Normierung und Destabilisierung der Geschlechterordnung¹

Friederike Faust/Corinna Assmann

English Abstract: In preparation of the FIFA World Cup 2011, German football officials used a strategy to feminize and heterosexualize women footballers in the media. In doing so they attempted to raise the sport's popularity, which afterwards has led to the widely acknowledged thesis of the 'feminization of women's football.' In this article, we argue that the attempts made by marketing and media experts to undo the non-conforming gender performance of female athletes are limited to the marketing body of the players. The athletic body of the players, by contrast, is widely neglected in the 'feminization-thesis.' With this distinction between a marketing and an athletic body, we aim to illustrate the simultaneity of affirmative body practices as well as subversive practices of queering in order to do justice to the complexity and contingency of the mediated subject in football. Based on a qualitative analysis of sport photographs taken during a women's football tournament, we identify the athletic body's potential to destabilize the heteronormative gender order.

„Die Zukunft des Fußballs ist weiblich“ sagte Joseph Blatter, der Präsident des Weltfußballverbandes FIFA, bereits in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts und meinte damit eigentlich die steigende Beliebtheit des Sports unter Mädchen und Frauen.² Es scheint, als hätten der Deutsche Fußball-Bund (DFB) und seine Marketingexpert_innen ihren obersten Chef zu wörtlich genommen, als sie im Zuge der Weltmeisterschaft der Frauen 2011 die Körper der Spielerinnen werbewirksam in Szene setzten. Mittels Erotisierung und Heterosexualisierung versuchten sie das verunsichernde, subversive Potential, das dem Spielerinnenkörper innerhalb der männlich besetzten Sportdomäne inhärent ist, zu übermalen und ihn entsprechend der heteronormativen Geschlechterordnung zu inszenieren. Die anhand der Werbe- und Marketingauftritte in Feuilletons und Wissenschaft geführte Diskussion über die Entwicklung des Spielerinnenkörpers von einem stärker an ‚männlichen‘ Eigenschaften orientierten hin zu einem deutlich auf ‚Weiblichkeit‘

1 Wir danken herzlich Beate Binder, Almut Sülzle und Stefan Heissenberger sowie den Gutachter_innen und Herausgeber_innen der Zeitschrift *Body Politics* für ihre hilfreichen Kommentare und kritischen Anmerkungen.

2 Im Zusammenhang mit der Frauenfußball-Europameisterschaft 1995. Vgl. Blatter in Krull (2007).

inszenierten Körper findet ihren Ausdruck in der These von der ‚Feminisierung des Frauenfußballs‘.³ Wir wollen hier einen wesentlichen, jedoch in der Diskussion bislang wenig beachteten Aspekt in den Blick nehmen: Den Körper im aktiven Sporttreiben.

Mit Hilfe der Unterscheidung zwischen Marketing- und Sportkörper veranschaulichen wir das Nebeneinander und die Gleichzeitigkeit sowohl affirmativer Körperpraktiken als auch subversiver Praktiken des *queering*, um so der Komplexität, Kontingenz und Vielschichtigkeit des medial vermittelten fußballerischen Subjekts ansatzweise gerecht zu werden. *Queering* bezeichnet jene Praktiken, die von der heterosexuellen, auf die Geschlechterpolarität hin ausgerichteten Körper- und Handlungsnorm abweichen und dadurch deren Kontingenz sichtbar machen, gleichzeitig sich jedoch auch jeglicher sexueller oder geschlechtlicher Zuordnungen im Sinne der Identitätspolitik verwehren (vgl. Broad 2001; Eng 2006). *Queering* vollzieht sich nach Heidi Eng (2006: 23) innerhalb eines vom Paradigma der Heteronormativität bestimmten Raumes, dessen Normen so von innen heraus destabilisiert werden: Praktiken des *queering* bedienen sich der bestehenden Kategorien des Diskurses über ‚Weiblichkeit‘ (und damit auch automatisch immer ‚Männlichkeit‘) im Fußball und haben somit das Potential, diesen mitzubestimmen und zu verändern. Mit dieser Herangehensweise hoffen wir uns von der häufig feststellbaren Polarität des Denkens und Schreibens über Frauenfußball in den Gegensätzen von ‚Kampflesbe‘ und ‚attraktiver Frau‘ zu lösen, die die Vorstellung einer stabilen Geschlechterordnung letztlich bestätigt. Auch frühere feminis-tische Untersuchungen zu Frauen im Sport unterstrichen entweder die entschuldigenden Anpassungsbestrebungen weiblicher Sportlerinnen an Geschlechternormen oder aber ihr widerständisches Potential gegenüber männlicher Dominanz und setzten damit Geschlecht und Sexualität als feste Kategorien voraus. Der Fokus soll sich hier stattdessen, im Sinne einer Queer Theory, auf die Instabilität,

3 Zur Verwendung des Begriffs ‚Feminisierung des Frauenfußballs‘ in den Feuilletons siehe z.B. Markus Völker (2011) in der *taz*, oder Helmut Neundlinger (2011), der im österreichischen *Standard* schreibt, dass die „kurzhaarige Mannfrau“ nun durch das „sexy looking girl“ ersetzt worden sei. Zur Debatte in der Wissenschaft vgl. Rosa Diketmüller (2014: 112). Die These wurde darüber hinaus auch in der Bildungspolitik (z.B. in der Veranstaltungsreihe „Gender Kicks“ des Gunda Werner Instituts zur WM 2011, siehe Petra Rost 2011) sowie im politisch aktiven Zivilbereich aufgegriffen: Anja Kofbinger vom LSVD Berlin-Brandenburg diagnostizierte eine „Heterosexualisierung des Frauenfußballs“ (Hochrein 2010: o.S.) und der Politik- und Wissenschaftsblog *Linksnet* druckte Daniela Schaaf und Jörg-Uwe Nielsands Artikel von „Der Widerspenstigen Zähmung“ wieder ab (*linksnet*, <http://www.linksnet.de/de/artikel/26535>; letzter Zugriff: 10.04.2014).

Fluidität und Kontingenz vieldimensio-naler Geschlechtsidentitäten richten. Aus diesem Fokus ergibt sich der ana-lytische Mehrwert einer queertheoretischen Perspektive auf Sport, die in der Lage ist, Widerstände gegenüber Heteronormativität fassbar zu ma-chen (Broad 2001: 183f.).

Zunächst skizzieren wir auf theoretischer Ebene den Spannungsbogen zwischen Geschlecht und Sport, um dann die Darstellung und Rezeption des weiblichen Sport- respektive Fußballerinnenkörpers historisch nachzuverfolgen und die in Hinblick auf Medien- und Marketingstrategien entworfene These von der Feminisierung näher zu erläutern. Schließlich wollen wir mit Hilfe von Fotografien, die auf einem internationalen Amateur-Frauenfußballturnier im Juli 2013 in Berlin aufgenommen wurden, untersuchen, welche verqueerenden Praktiken und Formen des Sportkörpers auf dem Spielfeld sichtbar werden und wie sich diese zu den Marketingkörpern hinsichtlich gesellschaftlicher Anforderungen an und Erwartungen von ‚Weiblichkeit‘ verhalten.

Die Vergeschlechtlichung des Körpers im Sport

Die Geschichte des Frauenfußballs in Deutschland macht die Bedeutung von Sport und besonders Fußball als gegenwärtigen Nationalsport in der Konstruktion und Aufrechterhaltung der binären Geschlechterordnung deutlich, indem er den Beweis männlicher Überlegenheit liefert und somit männliche Herrschaftsansprüche und die Exklusion und Marginalisierung von Frauen rechtfertigt (vgl. Connell 1995: 54). Hier zeigt sich: Sport spielt eine wesentliche Rolle bei der Verschmelzung biologischer Vorausset-zungen und soziokultureller Praktiken, auf der die heteronormative Ge-schlechterordnung aufbaut.

Die gesellschaftlich festgeschriebenen Geschlechtererwartungen werden in spezifischen Kontexten und sozialen Räumen auf unterschiedliche Weise inkorporiert. Sport ist als sozialer Raum von zentraler Bedeutung, da hier bestimmte Körperpraktiken eingeübt und Geschlechtskörper und -identitäten inszeniert werden. So dient Sport als wichtige „masculinizing practice“ (Whitson 2002: 229), durch die Jungen entlang einer Schablone gesellschaftlicher Normen von klein auf lernen, ihren Körper auf qua-lifizierte Weise als Kraftmittel einzusetzen. Maskulinität und Femininität sind in diesem Sinne keine festgeschriebenen Körper- oder Charakter-eigenschaften, sondern „a product of discourse, practices, and social re-lations that construct the situation of women in patriarchal societies in ways that typically disable

women in relation to men“ (ibid.). Die dabei zugrunde liegenden Geschlechternormen beruhen auf der Konstruktion von Differenz zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit, die als gegen-sätzlich und komplementär verstanden werden. Dieses dichotome Ver-ständnis von Körpern erachtet Männerkörper als aktiv und Frauenkörper als passiv.⁴ Sport als Raum sozialer körperlicher Praktiken spielt daher bei der Naturalisierung und Reproduktion der Geschlechterdifferenz eine entscheidende Rolle, und körperliche Unterschiede werden zunächst einmal besonders hervorgehoben – was sich deutlich in der strikten Trennung in ‚Männer‘- und ‚Frauensport‘ ausdrückt. So dient er gewissermaßen als „Vergrößerungsspiegel der Unterschiede zwischen den Geschlechtern [...] wie sie unsere Gesellschaft konstruiert hat“ (Bromberger 2006: 42).

Gleichzeitig ist Sport aber auch ein Raum, in dem Geschlechtergrenzen aufgeweicht werden, indem Frauen ‚männlich‘ besetzte Körper- und Bewegungsformen annehmen und körperliche Leistungen erreichen, die die Fähigkeiten vieler Männer weit übersteigen (vgl. Crawley et al. 2008: 56). Ein Körper, der sich auf diese Weise den gesellschaftlichen Erwartungen an seine Geschlechtlichkeit entzieht und eine eindeutige Kategorisierung nach heteronormativem Schema verweigert, erzeugt Irritation. In gewisser Weise ist daher der Frauenkörper, der in den Bereich des Sports vordringt, immer schon suspekt, wie sich anhand der im Frauensport (analog zur Doping-Kontrolle) standardmäßig durchgeführten Geschlechtskontrolle zeigt: „The female athletic body was and remains suspicious because of both its apparent masculinization and its position as a border case that challenges the normalized feminine and masculine body.“ (Cole 1994: 20)

Dem weiblichen Körper im Sport wohnt also von vornherein ein trans-gressives Potential inne, da hier im Allgemeinen Körperpraktiken gefordert werden, die gegen die Normen der dichotomen Geschlechterordnung verstoßen und es so gelingt, „die Konstruktion der Geschlechterordnung zu dechiffrieren“ (Pfister 2002: 43) und deren starre Strukturen aufzu-weichen. Solche Praktiken verstehen wir als eine Form des *queering*, die die normativen Identitätskategorien des zweigeschlechtlichen Systems in Frage stellen und unterlaufen.⁵ In

4 Diese Vorstellung basiert auf einer bestimmten Konstruktion der sexuellen Reproduktion und deren Hochrechnung auf alle Ebenen der Körperlichkeit (vgl. Crawley et al. 2008: 15; Cole 1994: 16; Connell 2013: 80ff).

5 Die Queer Theory als Forschungsfeld bewegt sich auf zwei Ebenen: Zum einen die der empirischen Beschäftigung mit queeren Praxen, und zum anderen die einer heteronormativitätskritischen Perspektive in der Forschung (Brill 2009: 2). Zum queertheore-

dieser recht breiten Definition umfasst der Begriff all jene Körperpraktiken, die nicht den herrschenden Erwartungen von ‚Männlichkeit/Weiblichkeit‘ samt der zugeschriebenen Körperformen und -nutzungen oder sexueller Orientierung entsprechen (vgl. Joseph 2012: 19f.). *Queering* führt so zu einer Diversifizierung von Männlichkeiten/Weiblichkeiten, als „cultural and social process of change of a dominant practice in a particular context – for example how to act sex-ually, or how to behave as women or as men – away from strictly hetero-normative expectations to embrace multiple, more diverse practises“ (Eng 2013: 163). Diese Praktiken bewegen sich dabei innerhalb der Codes und Bedeutungszuschreibungen einer normativen Ordnung, deren Dominanz-verhältnisse durch die Erzeugung von Mehrdeutigkeit und Vieldeutigkeit⁶ aufgebrochen werden sollen (vgl. Engel 2002: 40) und eignen sich so besonders für den Bereich des Sports, der durch starre Geschlechter-strukturen gekennzeichnet ist.

Praktiken des *queering* eröffnen innerhalb des Sports Räume für andere geschlechtliche Identitäten und körperliche Ausdrucksformen, die gerade deshalb wirkungsvoll sind, weil Sport als Ort markiert ist, der festgelegte traditionelle Geschlechtererwartungen impliziert (vgl. *ibid.*). Fußball als ‚männlicher Sport‘ par excellence dient hier als paradigmatisches Beispiel. Wie Matthias Marschik (2003: 375) schreibt, birgt allein die Anwesenheit von Frauen im „fußballerischen Männer-Raum“ das Potential für alter-native Bedeutungsproduktionen, indem Fußballerinnen gleichzeitig als Frauen und entgegen den Erwartungen an Frauen agieren: „Der Frauenfußball durchbricht per se den geschlechtsfixierten Raum“. Dies klingt widersprüchlich, erscheint doch Frauenfußball zunächst einmal als ein in besonders hohem Maße geschlechtsfixierter Raum, der die Frage nach der ‚Weiblichkeit‘ der Spielerinnen immer wieder in den Vordergrund stellt. Diese Geschlechtsfixierung beruht jedoch gerade auf der potentiellen Destabilisierung der Geschlechterbinarität durch fußballspielende Frauen. Diese Unsicherheit der geschlechtlichen und sexuellen Kategorisierung bringt Bestrebungen der Vereindeutigung ebenso wie Effekte der Veruneindeutigung mit sich, wie in diesem Kontext häufig zu beobachten ist.⁷

Sport, und besonders (Frauen-)Fußball, als Raum, in dem die gesellschaftlichen Machtverhältnisse der Heteronormativität besonders

tischen Forschungsparadigma und der Destabilisierung bislang für gültig erachteter Kategorien vgl. Browne & Nash (2010).

⁶ Vgl. hierzu Antke Engels Konzept der „VerUneindeutigung“ (2002: 224).

⁷ Vgl. Jayne Caudwells Studie (1999) zum „butch lesbian image“ im englischen Frauenfußball.

deutlich zutage treten, der aber auch Freiräume für Widerstand und Subversion eröffnet, bietet so Einblick in die Rolle von Körpern als Produkt und Produzent, Objekt und Subjekt von sozialen Prozessen (vgl. Gugutzer 2011: 2006). Wir wollen im Folgenden zeigen, dass sich Machtstrukturen nicht nur in Körper einschreiben und über Körper reproduziert werden, sondern dass Körper das Potential besitzen, mittels Praktiken des *queering* heterosexistische Strukturen zu unterlaufen. Dabei interessieren uns die Pluralität und die scheinbar widersprüchliche Kombination unterschiedlicher vergeschlechtlicher Zeichen, die eine „VerUneindeutigung und De-stabilisierung“ (Marschik 2003: 375) von Geschlecht bewirken.

Der Diskurs um den Frauenfußball: Ein Blick zurück

Seitdem die Sportart Fußball zu Beginn des 20. Jahrhunderts ihren Weg von Großbritannien ins Wilhelminische Deutschland gefunden hat, gelten sowohl die Ränge der Stadien als auch die Fußballplätze und Vereinsheime als Männerdomänen. Eingeführt als wichtiges Instrument der Erziehung und männlichen Sozialisation an den elitären englischen Internatsschulen im späten 18. und 19. Jahrhundert, ist der moderne Fußball von vornherein darauf ausgelegt sportliche Eigenschaften zu fördern, die damals wie heute als männlich gelten: Mut, Stärke, Taktik, Risikobereitschaft, aggressiver Körperkontakt, Ausdauer etc. (Dunning 1994; Brändle & Koller 2002). Als sich Frauen zum Ende des 19. Jahrhunderts und verstärkt ab dem 20. Jahrhundert in diese Sportart vorwagten,⁸ stießen sie auf Widerstände und Vorurteile. Nicht nur wurden sie als emanzipierte Frauen bloß- und ihre Anständigkeit in Frage gestellt, auch wurden medizinische und psychologische Bedenken ins Feld geführt, um ihre Teilhabe zu unterbinden. Neben der Sorge um die ‚Vermännlichung‘ der Spielerinnen durch den drohenden Zuwachs von Muskeln, einer tieferen Stimmlage oder gar zunehmender Gesichtsbehaarung stand vor allem die Warnung vor der Beeinträchtigung ihrer Gebärfähigkeit (Pfister 2006: 33; Griffin 2002). In der Weimarer Republik wuchs Sport zu einem Massenphänomen heran. Körperliche Ertüchtigung wurde schnell zur Mode, die auch Frauen mit einschloss, ohne im Widerspruch zu Weiblichkeitsnormen zu stehen – jedoch nur, solange sich die ‚weibliche‘ Sportphilosophie in Abgrenzung zum ‚männlichen‘ konkurrenz- und leistungsorientierten

⁸ Zu den Anfängen des Frauenfußballs wie auch generell zu Frauen im Sport vor und nach dem Ersten Weltkrieg bieten Hoffmann & Nendza (2013: 9ff.) eine ausführliche Schilderung.

Wettkampf-gedanken verstand (Messner 1994 [1988]: 68). So wurden sportliche Leistungen weiterhin unter dem Differenzparadigma betrachtet. Frauen galten als das schwache Geschlecht, als kleiner, breithüftiger, kurzatmiger und damit noch immer als für den Fußball ungeeignet (Pfister 2006: 34; vgl. Pfister 1991). Sie sollten vor allem jene Sportarten ausüben, die sich durch Anmut, die Sorge um den Körper und die Hygiene auszeichneten (Bromberger 2006: 41f.). So war die rhythmische Gymnastik den Frauen vorbehalten, ging es dort weniger um den Leistungsvergleich und die Funktionsfähigkeit des Körpers als vielmehr um Ästhetik und Bewegungs-qualität (Pfister 2006: 35).⁹

Die Frage nach der Anmut des weiblichen Körpers wurde auch medial verhandelt. Beispielsweise druckte die Fußballzeitschrift *Kicker* in den 1920er Jahren eine Fotoserie von Spielszenen unter dem tendenziösen Titel „Ist Frauen-Fussball ästhetisch?“ (zit. n. Langen 2013: 285). Gabi Langen stellt fest, dass damalige Sportfotografien nicht nur die sportlichen Anfänge des Frauenfußballs medial kommentierten, sondern vor allem die Unvereinbarkeit von Fußball und Weiblichkeit demonstrierten. Unförmige Kleidung, unattraktive Spielszenen und ungeschickte Spielhandlungen attestierten den Spielerinnen fußballerisches Unvermögen (2013: 300).¹⁰ Untermauert wurde die Geschlechterdifferenz durch vermeintlich wissenschaftlich-medizinische Argumente. So schrieb Hugo Sellheim, Direktor der Frauenklinik der Universität Leipzig: „Durch zu viel Sport nach männlichem Muster wird der Frauenkörper direkt vermännlicht ... Die weiblichen Unterleibsorgane verwelken und das künstlich gezüchtete Mannweib ist fertig“ (Sellheim 1931: 1749, zitiert nach Pfister 2006: 34).

Diese Warnung kann als Furcht vor einer Verunsicherung der heteronormativen Matrix und des Geschlechterdualismus gelesen werden und gliederte sich in die Argumentationslogik der damaligen Zeit ein, die auch durch psychiatrische und sexualwissenschaftliche Thesen beeinflusst war. Wie Esther Newton ausführt, pathologisierte unter Anderem der Psychiater Richard von Krafft-Ebing durch die

9 Als Beispiele von Sportarten, bei denen der Frauenanteil heute höher als der der Männer ist, nennt Bromberger (2006: 42f.) Synchronschwimmen (als einzige olympische Sportart, die ausschließlich von Frauen auf Wettkampfniveau betrieben wird), Tanzen, Gymnastik, Eislaufen, Wandern, Schwimmen, Reiten.

10 Ihre Analyse stützt sich dabei auf Sportfotografien, die vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die 1920er Jahre in England und Frankreich, und in den 1920er Jahren in Deutschland erschienen. Dabei entdeckt sie die Mehrdimensionalität des Ästhetik-Arguments: Nicht nur stützten die Fotografien die Sorge, das Fußballspiel könne die weibliche Ästhetik beeinträchtigen, vielmehr schien auch der „ästhetische Wert“ des Spiels durch die weibliche Beteiligung verloren zu gehen (Langen 2013: 285).

Verknüpfung von Maskulinität, lesbischem Begehren und feministischen Forderungen „any gender-crossing or aspiration to male privilege as a symptom of lesbianism“ (1989: 287). In dieses Kategorisierungsschema bezieht der Sexualforscher Havelock Ellis auch enge Freundschaften unter Frauen – und damit auch Sportteams – ein und belegt diese mit dem Stigma der Homosexualität (ibid.: 287f). Spielerinnen wurden so durch die neu entstandene medizinische wie psychiatrische Kategorie der ‚männischen Lesbe‘, die männliche Kleidung und Verhaltensformen präferiere und ihre Rolle als Ehefrau und Mutter vernachlässige, ins Abseits gedrängt. In dieser Zeit entstand der Diskurs um das fußballerische ‚Mannweib‘, welcher bis heute dazu dient, Frauen im Fußball einzuschüchtern und zu kontrollieren (Griffin 2002).

Obwohl bereits Ende der 1920er Jahre medizinische Untersuchungen belegten, dass das Fußballspiel in keiner Weise die Reproduktionsfähigkeit der Spielerinnen beeinträchtigt, hielt sich diese Annahme hartnäckig noch über Jahrzehnte. Gerade im Nationalsozialismus, der den Sport im Sinne der Ideologie zur Schaffung eines neuen Menschen einsetzte, kam der Frau und ihrer Gebärfähigkeit eine entscheidende Rolle zu. Ihre Gesundheit galt es auch mit Leibesübungen zu erhalten, Fußball jedoch schien dafür gänzlich ungeeignet (Pfister 2006).

Seit den 1950er Jahren hielten Frauen sukzessive Einzug in sämtliche Sportarten – nur im Fußball dauerte es etwas länger. In der DDR war den Mädchen und Frauen das Spiel zwar gestattet, jedoch war der Frauenfußball nur im Freizeit- und Erholungssport angesiedelt, während der Leistungssportbereich und die damit verbundene besondere Förderung und Wertschätzung dem Männerfußball vorbehalten blieb (vgl. hierzu ausführlich Linne 2011).

In Westdeutschland nahm die Geschichte des Frauenfußballs einen anderen Weg. Auf dem Bundestag des DFB 1955 beklagten die Funktionäre: „Im Kampf um den Ball verschwindet die weibliche Anmut, Körper und Seele erleiden unweigerlich Schaden und das Zurschaustellen des Körpers verletzt Schicklichkeit und Anstand“ (DFB Jahrbuch 1955, zitiert nach Hoffmann & Nendza 2011: 47). Schließlich wurde aus „ästhetischen Gründen und grundsätzlichen Erwägungen“ (ibid.) den Vereinen unter Androhung von Strafe verboten, Frauen-Abteilungen zu unterhalten und die eigenen Plätze für Frauen freizugeben. Schieds- und Linienrichtern wurde das Leiten von Frauen-Partien untersagt (ibid.). Erst als einige Vereine drohten, sich abzuspalten und einen eigenen Frauen-Fußball-Verband zu gründen, lenkte der DFB ein und erlaubte 1970 Mädchen und Frauen offiziell das Fußballspielen. Jedoch hielt sich das Stereotyp vom schwachen

Geschlecht hartnäckig und fand unter anderem Ausdruck in besonderen Spielregeln für Frauen. So mussten Frauen in der Anfangszeit mit einem Jugendball spielen, Stollenschuhe waren verboten und die Spielzeit deutlich verkürzt (ibid.).¹¹ Und wieder dauerte es einige Jahr-zehnte bis sich der DFB zu einer expliziten Förderung und Entwicklung des Mädchen- und Frauenfußballs durchringen konnte und schließlich die FIFA Weltmeisterschaft der Frauen 2011 mit großem Einsatz austrug.

Mit der Aufhebung des Verbots erfuhr der Frauenfußball nach und nach mediale Aufmerksamkeit. Wie Carola Westermeier (2013: 225f.) zeigt, dominierte in der ersten Phase der Berichterstattung bis zum Gewinn der Europameisterschaft 1989 eine exotisierende Darstellung: Spielerinnen wurden verniedlicht, mit Fokus auf ihr Äußeres sexualisiert und Geschlechterdifferenzen durch die Inbezugsetzung von Spielpraxis und vermeintlich weiblichen Eigenschaften wie Gefühlsbetontheit oder Sprunghaftigkeit naturalisiert. Journalistisches Bildmaterial diente zur Un-termalung der durchaus ambivalenten Bewertung des neuen Frauensports. So illustrierte *DER SPIEGEL* mithilfe einer brutalen Zweikampfszene und dem Untertitel „Kampf im deutschen Frauenfußball – Widerliches Fressen für Voyeure“ (*DER SPIEGEL* vom 8.11.1982, zit. n. Westermeier 2013: 226) die ‚Unweiblichkeit‘ des Fußballs, während die *FAZ* mit Bildern von Freude und Torjubel eine positive Bewertung des durch den Frauenfußball womöglich angeregten Wandels in den Geschlechterrollen untermalte (ibid.: 226). Durch den Titelgewinn 1989 wurde die Sportpraxis zwar „normalisiert“ (ibid.: 229) und ihres Kuriositätenstatus enthoben, jedoch setzte sich die geschlechtsbezogene Darstellungsweise fort. So wertete *Sportbild* ein Foto der erfolgreichen Torhüterin Marion Isbert mit ihrem kleinen Sohn abseits des Platzes als hervorragende Werbung für den Frauenfußball. Durch die demonstrative Darstellung von Weiblichkeit und vermeintlicher Heterosexualität sowie der Abgrenzung vom Männer-fußball, wie sie Journalist_innen ebenso wie prominente Spielerinnen vollzogen, wurde die durch die Sportpraxis der Frauen in der Männer-domäne Fußball in Gefahr geratene Geschlechterordnung wieder zurechtgerückt. Eine Strategie, die es trotz des starren Korsetts der Geschlechternormen gleichzeitig ermöglichte, Räume für die Sportpraxis zu öffnen und zu sichern: „Die Strategie des Genders, die gezielte weibliche Darstellung des Sports, trug zu dessen Etablierung bei. Neben dem sportlichen Erfolg war es ebenso wichtig, abseits des Platzes die weiblichen Charakteristika hervorzuheben“ (ibid.: 236). Im

11 Erst seit 1993 dauern die offiziellen Spiele der Frauen 2 x 45 Minuten. Alle anderen Sonderregeln bewährten sich von Beginn an nicht oder wurden nicht konsequent eingehalten.

Folgenden gilt unsere Aufmerksamkeit dieser gezielten „Strategie des Genders“ um anschließend zu diskutieren, ob es tatsächlich gelingt, das transgressive Potential der weiblichen Sportkörper zu übermalen.

Die Feminisierung des Frauenfußballs¹²

Der DFB hatte sich mit der Austragung der FIFA Weltmeisterschaft der Frauen 2011 zum Ziel gesetzt, dem Frauenfußball in Deutschland einen Entwicklungsschub zu geben. Nicht nur sollte eine gesteigerte Akzeptanz des Sports zu hohen Zuschauer_innenzahlen führen, es ging auch darum, Fußball als Frauen- und Mädchensport auf Vereinsebene zu etablieren und voranzutreiben. Pünktlich zum Kick-Off der WM-Saison wurde ein neuer Fanartikel vorgestellt, der diese Bestrebungen in ikonischer Form vereint: die Fußball-Barbie (vgl. DFB 2011).¹³ Die Puppe sowie diverse Werbeauftritte der Nationalspielerinnen, die Medienpartnerschaft mit dem Frauenmagazin *Brigitte* und figurbetonte Trikots waren Teil der sogenannten „Charme Offensive“ des DFB (RPO 2010), die die Attraktivität, sprich die Weiblichkeit und Heterosexualität der Spielerinnen betonen sollte und im offiziellen WM-Slogan „2011 von seiner schönsten Seite“ zusammengefasst wurde. So sollte das Interesse der Öffentlichkeit, vor allem potentieller Sponsoren und der Medien, geweckt werden. Insbesondere letztere griffen die marketingstrategische Sexualisierung des Sportlerinnenkörpers im Zuge einer zu beobachtenden „Boulevardisierung und Mediatisierung“ (*Stuttgarter Nachrichten* vom 14.10.2000, zit. nach Pfister 2002: 50) der (Frauen)Sportberichterstattung auf und fanden darin ihre Hauptzielgruppe, Männer zwischen 14 und 49 Jahren, angesprochen (Pfister 2002: 50).¹⁴ In Anspielung an das Missverhältnis zwischen medialer Präsenz und sportlichem Erfolg der Tennisspielerin Anna Kurnikova, diagnostiziert Getrud Pfister der medialen Berichterstattung ein sogenanntes Kurnikova-Syndrom: Aussehen und Inszenierung der Sportlerinnen traten an die Stelle von Leistung (ibid.: 53).

12 Unter ähnlichem Titel, doch nicht mit dem hier diskutierten Feminisierungsphänomen zu verwechseln, beschreiben Andrei Markovits und Lars Rensmann (2010) den Aufstieg und die zunehmende Beliebtheit des Frauenfußballs.

13 Nicole Selmer (2011) wie auch Bettina Staudemeyer (2013) wenden ein, dass die Anerkennung und Aufmerksamkeit, die der Fußball der Frauen erfährt, nur durch die Abspaltung als eigenständige Sportart vom „richtigen“ Fußball der Männer möglich wird.

14 Zwar nicht Teil der offiziellen DFB-Kampagne aber dennoch symptomatisch für die Heterosexualisierungsbestrebungen sind die im Playboy erschienenen erotischen Fotos einiger Bundesliga-Spielerinnen.

Indem sich die Image-Kampagne des DFB hauptsächlich an das Gros der Fußballgemeinde, sprich heterosexuelle Männer, richtet, bestätigt sie dabei die existierenden engen Grenzen des sexistischen Korsetts der Fußballwelt. Gerade die jungen Spielerinnen der Nationalelf, wie Fatmire Alushi oder Alexandra Popp, entsprechen heteronormativen Idealen, wenn sie lange Haare tragen, Make-up verwenden oder in Homestories über Shoppen und ihre heterosexuellen Beziehungen reden (vgl. Schaaf & Nieland 2011).

Durch die gezielte „Feminisierung des Frauenfußballs“ (Schaaf 2012: 139) soll der Spielerinnenkörper seines transgressiven Potentials entledigt und in die heteronormative Geschlechterordnung eingebunden werden. Werbe- und Marketingstrategen streben damit die Übermalung der Uneindeutigkeiten und Unsicherheiten in der geschlechtlichen und sexuellen Erscheinung der Spielerinnen an, damit diese als eindeutig weiblich gelesen werden können. Am Beispiel von Gewichtheberinnen in den USA bestätigt Jennifer Hargreaves (1994: 169) prinzipiell die Erfolgchancen solcher Verweiblichungstechniken: Die Verwendung typischer *gender marker* wie Make-Up, Nagellack oder Bikinis überschreibt in ihren Augen die extrem muskulöse und vor Kraft strotzende – Eigenschaften, die dem Männlichen vorbehalten sind – Erscheinung ihrer Körper. Sowohl Hargreaves Analyse als auch die Feminisierungsthese beziehen ihre Argumente vor allem durch die Fokussierung auf den Körper in jenen Situationen, in denen er nicht sportlich aktiv im Einsatz ist, sondern für Fotoshootings oder Fernsehbeiträge inszeniert wurde und der Logik des Marketings folgt.¹⁵ Durch die Konzentration auf den Fußballerinnenkörper in Marketing- und Imagekampagnen lässt die These von der Feminisierung des Frauenfußballs in der Regel einen wesentlichen Bestandteil außer Acht: den Körper im aktiven Spiel.

Die Vorstellung einer Überschreibung erachten wir aufgrund der Komplexität, Instabilität und Kontingenz der Körperpraktiken als problematisch und wollen stattdessen den Blick gerade auf das Nebeneinander und die Gleichzeitigkeit solcher potentiell widersprüchlicher Signale lenken. Anstatt von einer ganzheitlichen Feminisierung und Vereindeutigung des Körpers der Athletinnen auszugehen, möchten wir eine Unterscheidung zwischen dem sportlichen und dem vermarkteten Körper einführen. Sinnbildlich hierfür kann die Ex-Nationalstürmerin Birgit Prinz und ihr Barbiepuppen-Äquivalent stehen, das als Sondermodell die Markteinführung der Fußball-Barbie begleitete. Während die Prinz-

15 Ausführlicher zur Logik von Medien und Marketing sowie zum Nachrichtenwert im Sportjournalismus siehe Nieland 2013, Schaaf 2013, Nieland & Schaaf 2011a, 2011b.

Barbie alle Eigenschaften der für diese Puppe typischen weißen Hyperweiblichkeit erfüllt (Wespentaille, Rehaugen, große Brüste), scheint sie die reale Erscheinung der Profispielerin Prinz zu verfehlen und wäre außerdem aufgrund ihrer Statur wie der viel zu dünnen Beine zum Fußballspielen gar nicht fähig (vgl. auch Gugutzer 2011: 48). Die Stürmerin selbst hingegen trotzte jeglichen heterosexistischen Normierungs- und Vermarktungsversuchen. Indem sie Interviews und Werbeauftritte auf das Nötigste reduzierte und ihr Privatleben komplett dem Blick der Öffentlichkeit entzog, trat sie (fast) nur als Spielerin in Erscheinung. Die Bestrebungen einer gezielten Vermarktung sind ausgelagert auf den Körper der Puppe. Anhand der Fußball-Barbie lässt sich also die These illustrieren, dass die Feminisierung des Frauenfußballs zwar für die Dimension des Marketingkörpers durchaus zutreffend ist, es dabei jedoch nicht gelingt, den Sportkörper selbst der Uneindeutigkeit zu entreißen und ohne Widersprüche den heteronormativen Anforderungen anzupassen. Mit anderen Worten: Lassen sich Spielerinnen mit Hilfe von Styling und einer gezielten Berichterstattung abseits des Platzes als eindeutig ‚weiblich‘ und heterosexuell inszenieren, so versagt dieser Versuch während des Spiels auf dem Platz.¹⁶

Der Sportkörper der Fußballerinnen: Bildanalyse

Fußball kann als kulturelle Praxis verstanden werden, in der Körper als Produkte und Produzenten von Gesellschaft Bedeutungen (re)produzieren, vermitteln, aber auch verändern können (vgl. Bourdieu 1992; Gugutzer 2006). Körperpraktiken auf dem Spielfeld orientieren sich daher immer entlang einer bestimmten Logik, d.h. sie sind stets in gesellschaftliche und historische Zusammenhänge eingewoben und reproduzieren diese performativ auf vielfältige Art und Weise für alle sichtbar. Über die Bewegungsabläufe im Sport halten Gunter Gebauer und Thomas Alke-meyer (2001: 118f) in dem Versuch einer „Theorie der Spielpraxis“ fest, dass diese zwar individuell, gleichzeitig aber auch in starkem Maße kodifiziert sind. Für diese kodifizierten Handlungen

16 Mit dem Bild der Puppe vs. Spielerin soll keinesfalls der Eindruck erweckt werden, dass wir den Marketingkörper als passiv, den Spielerinnenkörper hingegen als aktiv verstehen. Im Gegenteil, in beiden Fällen sehen wir die Spielerin selbst als Akteurin, die innerhalb eines Macht- und Interessengeflechts ihren Körper gestaltet und in Aktion bringt. Feminisierungsbestrebungen sind dabei auch abseits vom Spitzensport und seiner Vermarktung zu beobachten, wie Caudwells (1999) breit angelegte Studie im englischen Vereinsfußball auf Regionalebene einschlägig zeigt.

führen sie den Begriff der „Geste“ ein, welche Performativität und Formelhaftigkeit des Gebrauchs des Körpers im Sport unterstreicht. Als Codes haben sie darstellenden Charakter, sie sind innerhalb ihres sportlichen Kontextes (hinsichtlich des Spielablaufs), aber auch darüber hinaus (beispielsweise – wie hier – hinsichtlich kultureller Bedeutungen von Geschlechteridentität-en) lesbar.

Sport und die entsprechenden Körperpraktiken erreichen die meisten Menschen heutzutage medial vermittelt. Gerade durch Film und Fotografie – transportiert durch Sportmagazine, Tageszeitungen, die Sportschau so-wie Fernseh- und Internetkanäle – lässt sich die Zuschauer_innenzahl von Sportgroßereignissen um ein Vielfaches multiplizieren. Hier stehen in-szenierte Werbebilder neben spannenden Angriffsszenen, Interviews mit Spielerinnen folgen der Einblendung von taktisch klugen Spielzügen. Sport- und Marketingkörper erscheinen in einem Nebeneinander bzw. einer Gleichzeitigkeit auf der Bildfläche und bilden die Komplexität des medial vermittelten Spielerinnenkörpers.

Während der Marketingkörper bereits vielfach Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen wurde, möchten wir uns im Folgenden nun dem Sportkörper im Frauenfußball widmen. Zum Zweck der Analyse haben wir Bilder ausgesucht, die typische Spielsituationen darstellen: Momente also, in denen der Körper der Logik der sportlichen Praxis folgt und weniger der Logik der Vermarktung. In diesem Sinne betrachten wir die abgebildeten Gesten als repräsentativ für diese sportliche Praxis und als deren bedeutungskonstituierende Elemente, d.h. die Abbildungen halten Bewegungsabläufe fest, die im Spiel wiederholt vorkommen und – über die mediale Berichterstattung verbreitet – zum festen Bildrepertoire des Sports gehören. Es handelt sich also gewissermaßen um Standardsituationen des Fußballspiels (vgl. Hall 1997: 16ff.).

In unserer Analyse wollen wir die damit verbundenen Charakteristika der auf den Fotos dargestellten Körper in ihrer Bewegung im Raum herausarbeiten und konzentrieren uns somit stärker auf den Inhalt der Abbildungen als auf formale Elemente oder Fragen der Verbreitung und Rezeption von Bildern.¹⁷ Die Fotos halten einen bestimmten Moment innerhalb eines Bewegungsablaufes fest, dessen größerer Handlungszusammenhang, wenn auch nicht sichtbar, so doch meistens aufgrund der Kodifizierung der sportlichen Geste zu erahnen ist und entsprechend in der Analyse mitgedacht wird. Sie wurden während

17 Eine solche Fragestellung würde sich hinsichtlich berühmter und weit verbreiteter Sportfotografien anbieten, die zuweilen ikonenhaften Charakter angenommen haben, wie beispielsweise das Bild der Jubelpose von Brandi Chastain nach dem Sieg des US-Teams bei der Weltmeisterschaft 1999 (vgl. Mandell 2013).

eines internationalen Frauenfußballturniers 2013 in Berlin aufgenommen, an dem semi-professionelle und Amateurtteams teilnahmen. Als Forschende sowie Mit-Organisatorinnen des Turniers waren wir während der abgebildeten Situationen anwesend und haben die Spielerinnen auch abseits des Platzes kennengelernt. Zwangsläufig werden daher auch unsere Hintergrundinformationen zu den Spielsituationen und Spielerinnenpersönlichkeiten in die Analyse mit einfließen. Die Bilder wurden teilweise von uns selbst, teilweise von anderen Organisatorinnen zu dokumentarischen Zwecken aufgenommen. Einige der Bilder dienten anschließend der Illustration der Veranstaltung in Online-Medien, so auf der Homepage der Veranstalter_innen (vgl. DF 2013).

Für die Bildanalyse wählten wir vier Fotos nach solchen Situationen aus, die in jedem Spiel vorkommen: Torschuss (Abb. 1), Zweikampf mit dem Ziel der Gegnerin den Ball abzunehmen (Abb. 2), Zweikampf um die Ballannahme (Abb. 3), sowie Interaktion am Spielfeldrand (Abb. 4). Bei der Analyse der Bilder gingen wir induktiv vor, indem wir anhand der Bildauswahl erste Kategorien von Körperpraktiken bildeten und diese nach einer ausführlichen Untersuchung zu vier verschiedenen Analysedimensionen abstrahierten: (a) Raum- und Interaktionsverhalten, (b) Körperformung, (c) Körpermanagement und (d) Parodie. Durch diese Analysedimensionen sollen unterschiedliche Aspekte von Körperlichkeit und körperlicher Ausdrucksformen, die hinsichtlich sozialer Geschlechterpraktiken eine Rolle spielen und somit auch Praktiken des *queering* ermöglichen, sowie deren Ineinanderwirken berücksichtigt werden. Nur in diesem qualitativ-induktiven Vorgehen, eingebettet in den historischen Diskurs zu Frauenfußball, sehen wir die Möglichkeit, dem fußballerischen Subjekt als „contingent, multiple and unstable; constituted within historically, geographically and socially specific social relations“ (Browne & Nash 2010: 4) begegnen zu können.¹⁸

Für die anschließende Analyse orientierten wir uns methodisch an der qualitativen Bildanalyse nach Ralf Bohnsack (2008), abgeleitet von der dokumentarischen Methode der Interpretation. Dieser folgend beginnen wir mit der *prä-ikonografischen Beschreibung* des Dargestellten, die auf einer rein denotativen Ebene die Elemente des Bildes benennt. Auf diese Beschreibung aufbauend folgt im nächsten Schritt die *ikonografische Interpretation*, die auf Basis allgemeinen Wissens über Institutionen und Rollen Intentionen und Bedeutungen zuschreibt und so den Gegenstand der Abbildung in einen größeren

18 Zu qualitativer Methode und queertheoretischer Forschungsperspektive vgl. auch Boellstorff 2010.

Kontext sozialer Interaktion stellt. Innerhalb des hier gegebenen Rahmens des Sports, genauer des Fußballs, sind die Gesten formelhaft, d.h. als kulturelle Bedeutungsträger dekodierbar, und somit in ihrer Intentionalität und interaktiven Eingebundenheit in den Spielablauf verstehbar (vgl. Bohnsack 2008: 16; sowie Gebauer & Alkemeyer 2001: 120). In einem weiteren Schritt, der *ikonologischen Interpretation*, soll von der abgebildeten Geste ausgehend deren Bedeutung innerhalb eines größeren semantischen Feldes ausgelotet werden, was im Kontext unserer Analyse auf konnotativer Ebene eine Einordnung in gesellschaftlich kodifizierte Geschlechterpraktiken und die Auswertung hinsichtlich vergeschlechtlichem Körperverhalten bedeutet.¹⁹ Eine Lesart bestimmter Praktiken als *queering* kann hier also nur vor dem Hintergrund der Vergeschlechtlichung des Körpers im Sport allgemein und im Fußball im Besonderen erfolgen, wie wir ihn oben ausgearbeitet haben.

19 Zur Differenzierung der denotativen und konnotativen Ebene der Analyse, wie auch generell zur Semiotik kultureller Praktiken vgl. Hall 1997; hier: 38. Zu den einzelnen Schritten der Analyse von Sportfotografien vgl. auch Schmidtke 2008.

A. Raum- und Interaktionsverhalten



(Abb. 1: Schuss [Bild: Dana Rösinger/DISCOVER FOOTBALL])



(Abb. 2: Zweikampf [Bild: Dana Rösinger/DISCOVER FOOTBALL])



(Abb. 3: Zweikampf [Bild: Dana Rösinger/DISCOVER FOOTBALL])

In ihrem viel zitierten Artikel „Throwing like a girl“ beschreibt Iris Young (1980) jenes Raum- und Interaktionsverhalten, welches viele Frauen im Prozess der Einübung eines sozialen Geschlechts inkorporieren.²⁰ Die Erfahrung der eigenen Subjektivität wird durch die gesellschaftliche Bewertung von Frauen als dem Männlichen untergeordnet und als Objekte männlicher Begierde unterbrochen. Dieser erfahrene Widerspruch manifestiert sich in einem unsicheren, durchbrochenen Raum- und Interaktionsverhalten und der Wahrnehmung des persönlichen Raumes als begrenzt und eng. Gesellschaftliche Erwartungshaltungen werden so materialisiert und reproduziert (Young 1980; Scheffel & Sobiech 1991). Als Weiblichkeitsnorm gilt demnach eine zögerliche, passive Verhaltensweise. Körperlichen Aktivitäten wird mit Unsicherheit, Schüchternheit und Zweifel an der eigenen körperlichen Fähigkeit begegnet. Diese emotionalen Umwege verhindern den flüssigen, zielgerichteten und entschlossenen Körpereinsatz. Young spricht von *inhibited intentionality*, eine gehemmte Absichtlichkeit (1980: 145). Der

²⁰ An dieser Stelle sei auf die Diskussion verwiesen, ob geschlechtliche Normen tatsächlich verkörpert werden oder ob es sich vielmehr um eine Mimesis, ein körperliches Nachahmen einer Norm handelt. Vgl. hierzu ausführlich Paula-Irene Villa, u.a. 2013. „Throwing like a girl“ und andere Variationen dieses Ausspruchs sind – wie der Titel des Aufsatzes von Young bereits deutlich macht – zu einem kulturellen Topos geworden, der die Vorurteile gegenüber Frauen im Sport auf den Punkt bringt. Vgl. hierzu die #LikeAGirl-Werbekampagne von Always (2014) oder den Cartoon von Matt Bors (2013): „Son, you throw like a girl raised in a patriarchal society that discourages women from participating in sports.“

als begrenzt wahrgenommene persönliche Raum fordert Frauen auf, sich klein und schmal zu machen: Die Arme werden dicht am Körper und die Beine eng zusammen gehalten, Schritte sollten nicht zu raumgreifend sein. Ein solches Körperverhalten widerspricht jedoch den gängigen Anforderungen im Fußball. Spielerinnen lernen hier entschlossen den Ball zu fordern und sich zu behaupten, sie sprinten und verteidigen bzw. erobern ‚ihren‘ Raum.

Abbildung 1 zeigt eine Spielerin in einer typischen Schussposition: Das Bein holt weit zum Schuss aus und die Arme suchen ausladend im Raum nach Balance um größtmögliche Kraft mobilisieren zu können. Der ganze Körper wird hier als eine Einheit zielgerichtet und entschlossen eingesetzt und widerspricht damit den Erwartungen sowohl an ein zurückhaltendes und passives Raumverhalten als auch an eine fragmentierte Körpernutzung. Die Spielerin lässt sich von keinerlei Zweifel, Unsicherheit oder Schüchternheit beirren. Die Abbildungen 2 und 3 bringen diese Entschlossenheit und ein selbstbewusstes Raumnutzungsverhalten ebenso zum Ausdruck. Die Spielerinnen setzen jeweils ihren gesamten Körper ein, um die Spielsituation für sich zu entscheiden und als Siegerinnen aus dem Zweikampf zu gehen, sprich ‚ihren‘ Raum erobert bzw. verteidigt und den Ball erkämpft zu haben. In den Zweikampfsituationen wird das Interaktionsverhalten auf dem Platz erkennbar. Die Spielerinnen konkurrieren aggressiv und kompetitiv um den Ball und gehen dafür engen Körperkontakt mit der Gegnerin ein. Hier werden nicht nur die Arme und Beine – soweit erlaubt – eingesetzt, sondern das gesamte Körpergewicht. Heidi Scheffel und Gabriele Sobiech (1991: 37) weisen darauf hin, dass „Wettkampf und konkurrenzbezogenes Sporttreiben nicht oder kaum in den Kanon Mädchen- oder Frauenspezifischen Verhaltens“ fallen, vielmehr sind sie nach Raewyn Connell (1983: 19) maskuline Charakteristika: „To be an adult male is distinctly to occupy space, to have a physical presence in the world.“

Ein solches Bewegungs- und Raumverhalten drückt Kompetenz, Macht und Überlegenheit aus und ist somit zentraler Bestandteil traditioneller Männlichkeit, die über Sport eingeübt und reproduziert wird: „Because the male sporting experience teaches the use of force and skill in the pursuit of power, it allows males to practice masculinity.“ (Crawley et al. 2008: 58) Die angeführten Bildbeispiele deuten darauf hin, dass Männlichkeit hier als eine bestimmte Position angesehen werden kann, die durch soziale Praktiken in einem bestimmten diskursiven und sozialen Rahmen eingenommen wird (vgl. Connell & Messerschmidt 2005: 836, 841). Robert Gugutzer illustriert dies anhand der Geste des Trikot-Ausziehens während des Torjubels:

„Wenn Frauen die Handlungsfreiräume der Männer bedienen – denn das Trikot-Ausziehen wurde zuerst von Männern praktiziert –, reproduziert das nur scheinbar die verkörperte Geschlechterordnung im Sport. Vielmehr entziehen sie sich dem hegemonialen Diskurs, da sie die Zuordnung dieser Körperpraxis auf das Geschlecht >Mann< nicht akzeptieren, sich ihr verweigern [...].“ (2011: 53f.)

Indem sich die abgebildeten Spielerinnen dieser als männlich kodierten Praktiken bemächtigen, ziehen sie die natürlich erscheinende Zuweisung bestimmter Eigenschaften wie Macht, Überlegenheit und Kompetenz an das männliche Geschlecht in Zweifel. *Queering* funktioniert hier über den Akt der körperlichen Aneignung und die damit einhergehende Auflösung klarer Geschlechtszuschreibungen.

B. Körperperformance

Doch es ist nicht nur die physische Behauptungsfähigkeit, die nach Connell (1995: 27) das Maskuline beschreibt, sondern auch die buchstäbliche Verkörperung von Kraft und Kompetenz. Ein Körper, der gekonnt und ausdauernd seine gut ausgebildete Muskelkraft einsetzt, symbolisiert Macht und Überlegenheit statt Unterlegenheit und Passivität, signalisiert einen Subjekt- statt Objektstatus. Die Spielerinnen auf den Abbildungen beherrschen das von Männern für Männer entworfene Spiel perfekt. Abbildung 1 zeigt die ideale Schusshaltung, Abbildung 2 deutet die Schnelligkeit der Spielerinnen an und Abbildung 3 schließlich zeigt Risikofreude und Verletzungsbereitschaft. Die Körper der Spielerinnen lassen auf eine gut ausgebildete Muskulatur schließen, die kompetent eingesetzt wird. In der Aneignung eines starken, *skillful body* liegt nach David Whitson (2002: 231) bereits Potential zum *queering*:

„In living their bodies as skilled and forceful subjects rather than as objects of the male gaze, and especially embodying power themselves, they challenge one of the fundamental sources of male power, the ideological equation of physical power itself with masculinity.“

Viele Freizeit- und Profispielerinnen haben, wie Barbara Cox und Shona Thompson (2000) sowie Gertrud Pfister (1999) belegen konnten, durch den Fußballsport Selbstvertrauen in ihren Körper, seine Kraft und Leistungsfähigkeit erlangt. Ihre Körpersprache widerspricht den gesellschaftlichen Erwartungshaltungen, wonach Frauen in männlich konnotierten Sportarten getrieben von der Sorge um die eigene Unversehrtheit und Zweifeln an der körperlichen Leistungsfähigkeit passiv und ungeschickt agieren (vgl. Young 1980). Stattdessen weisen

sie gängige Schönheitsvorstellungen, die zwar muskulöse Körper erlauben, diese aber durch Sexualisierung und Erotisierung kontrollierbar halten, zurück und fordern einen Subjektstatus für sich ein. Donna Lopiano (2000), Exekutivdirektorin der *Women's Sport Foundation*, beschreibt im Newsletter vom 13. September 2000 die Zurschaustellung von Stärke und Muskelkraft jenseits von sexy Posen und erotischer Inszenierung als eine Möglichkeit für Sportlerinnen, sich ihren in den Medien objektifizierten Körper zurück zu erobern.

Shari Dworkin und Michael Messner (2002: 22f.) weisen jedoch mit Recht auf die Ambivalenz hin, die muskulösen Frauenkörpern innewohnt. So ist eine eindeutige Lesbarkeit hinsichtlich Handlungsmacht und Unabhängigkeit im Sinne einer Zurückweisung des patriarchalischen Ideals nicht per se möglich, da auch für Frauen mittlerweile im gesellschaftlichen Mainstream das körperliche Ideal vom Fitnessgedanken geprägt ist. Allerdings zeigt hier die Tendenz zu einer ‚betonten Weiblichkeit‘, die den athletischen Frauenkörper häufig prägt und dessen Muskulosität und sportliche Leistungskraft unterminiert (ibid: 24), dass diese Körper offenbar eine solche Vereindeutigung erfordern und also potentiell Verunsicherung erzeugen. Es ist daher wichtig, diesen Aspekt in Verbindung mit anderen Körperpraktiken zu sehen, vor allem dem in Punkt A angesprochenen Raum- und Interaktionsverhalten, das einer Sportart spezifisch ist und neben der Form des Körpers auch dessen Habitus prägt. So verstärkt die Körperperformance die *queerende* Wirkung männlich kodierter Verhaltensformen, deren Aneignung durch die Athletik und Kompetenz der Körper legitimiert, aber auch überhaupt erst möglich wird.

C. Körpermanagement

Der Körper präsentiert Geschlecht und Identität, die permanent auch mithilfe von Kleidung, Bewegungen, Styling und anderen Formen des Körpermanagements inszeniert werden. In diesem Prozess des *doing gender* im Kontext der Zweigeschlechtlichkeit dient der Körper auch als Akteur der Differenz, der Frauen als das schwache, das andere Geschlecht markiert, und durch die Verknüpfung von biologischen Anlagen und sozial zugeschriebenen Eigenschaften die Geschlechterdifferenz naturalisiert (vgl. Pfister 1999: 117). Die langen, im Pferdeschwanz gut sichtbaren Haare und die figurbetonte, weit ausgeschnittene Kleidung auf Abbildung 1, der rote Nagellack der Spielerin in Abbildung 3 oder die muslimischen Sportkopftücher in Abbildung 2 sind eindeutige Weiblichkeitsmarker. Auch die weiten

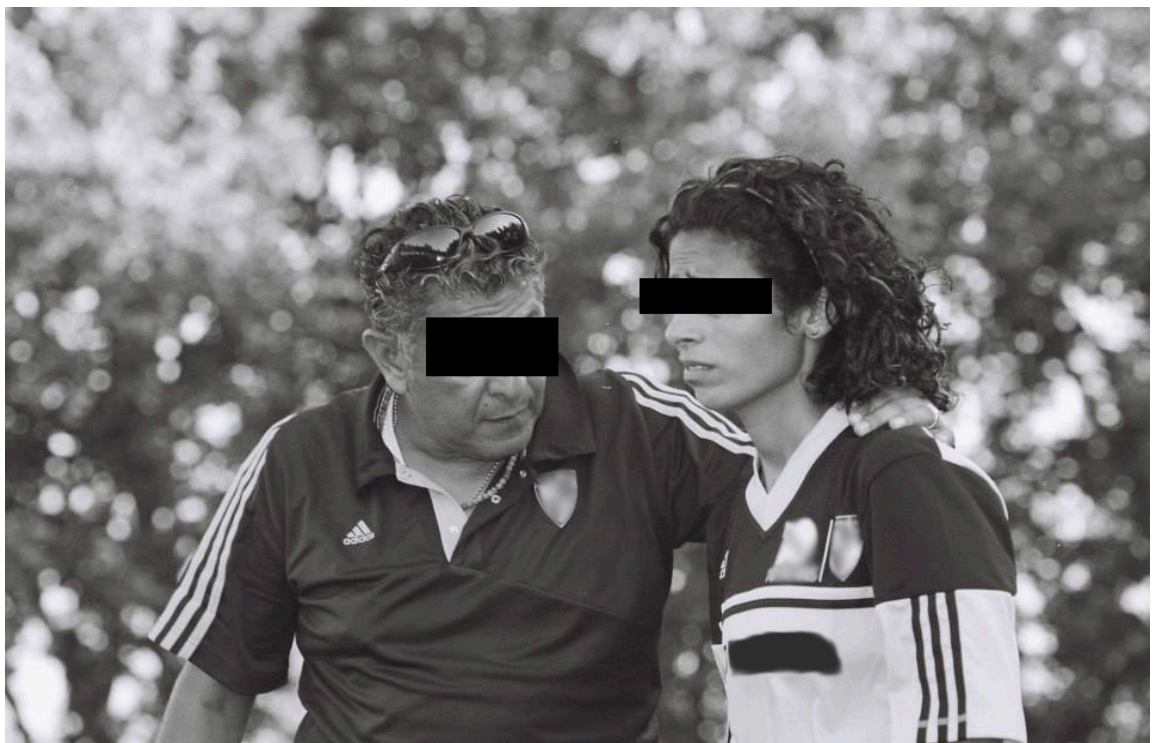
Männertrikots früherer Jahre sind taillierten Shirts und kürzeren Hosen gewichen. Dies scheint auf den ersten Blick die Feminisierungsthese zu stützen. Jedoch wird der Versuch, dies als Vereindeutigung der Geschlechter und eine Unterwerfung unter die heteronormative Geschlechterbinarität zu lesen, durch einen näheren Blick durchkreuzt. Die gesamte Kleidung unterscheidet sich in ihrer Professionalität und Funktionalität nicht vom Fußball, wie er von Männern gespielt wird. Glänzende Trikots, Stollenschuhe, Schienbeinschoner und Stutzen gesellen sich wie selbstverständlich zu den Weiblichkeits-indikatoren. Diese öffentliche Darstellung kann mit Sheila Scraton et al. (2005) als eine symbolische Repräsentation verstanden werden, die die dominante Beziehung zwischen Gender und Fußball in Frage stellt und damit im Sinne des *queering* die Naturalisierung der Geschlechterbinarität im und durch den Sport durchkreuzt.

Die langen wehenden Haare und die sportlich-figurbetonte Kleidung werden von einem konzentrierten Blick und einem angestregten Körper, deutlich sichtbar in Form von Schweißspuren, ergänzt. Der rote Nagellack trifft auf kurze, zweckmäßig nach hinten gebundene Haare und einen verbissenen Gesichtsausdruck. Die muslimischen Kopftücher sind in ihrer Schlichtheit vor allem funktional-sportlich und gliedern sich fließend in den Rest des Trikots ein. Hier werden weibliche und männliche *gender marker* kombiniert. Nach Judith Lorber (1999) lassen sich so Geschlechterdifferenzen dekonstruieren, traditionelle Geschlechterrollen anfechten und neue Vorstellungen jenseits der Geschlechterdualität entwerfen. Der Sportkörper entzieht sich durch diese Praktiken des *queering* der bedenkenlosen Ein- und Unterordnung in und unter die geschlechtliche Norm und inszeniert eigene, eigenwillige Entwürfe von Weiblichkeit.

D. Parodie



(Abb. 4: Spielerinnen am Spielfeldrand [Bild: Corinna Assmann/DISCOVER FOOTBALL])



(Abb. 5: Trainer und Spielerin am Spielfeldrand [Bild: Dana Rösinger/DISCOVER FOOTBALL])



[Abb. 6: Männerbund [Bild: Horst Müller]]

Abbildung 4 fällt etwas aus dem Rahmen. Das Foto zeigt eine Kommunikationssituation zwischen zwei Spielerinnen am Spielfeldrand kurz nach dem Aufwärmen und vor Beginn des Spiels. Die eine Spielerin steht leicht gebeugt und scheint ihrem Gegenüber angestrengt zuzuhören, während diese ihr etwas erklärt. Die Gestik der rechten Spielerin im Kontext dieser Situation lässt auf taktische oder strategische Unterweisungen schließen. Mit der linken Hand werden ihre Ausführungen gestisch verdeutlicht, während der rechte Arm ausgestreckt ist und die Hand auf der Schulter der Anderen ruht: Eigentlich eine typische Situation, wie sie am Spielfeldrand häufig anzutreffen ist – jedoch in ungewöhnlicher Konstellation. Erstens stellt sie unverkennbar ein Hierarchieverhältnis zwischen Expert_in und Schüler_in dar wie es beispielsweise zwischen Trainer_in und Spieler_in, besteht. Hier jedoch handelt es sich um zwei gleichberechtigte Spielerinnen, denen diese Interaktionsform durch-aus durch ihren eigenen Trainer bekannt ist, wie Abbildung 5 zeigt. Zweitens signalisieren die dominante Gestik und die raumgreifende Körperhaltung der rechten Person sowie ihre körperbezogene Interaktionsweise männlich konnotierte Körperpraktiken, wie sie im „Männerbund Fußball“ (Sülzle 2005) häufig anzutreffen sind (exemplarisch hierfür Abb. 6).²¹ Wie die zum Vergleich herangezogenen

21 Viele weitere Bilder dieser männerbündischen Interaktionsweisen finden sich schnell, gibt man in einer Internet-Suchmaschine die Ausdrücke „Trainer Spieler“ ein und be-

Abbildungen männlicher Fußballakteure und ihrer Interaktionsweisen (Abb. 5 und 6) veranschaulichen, handelt es sich hierbei um eine jener Gesten – im Sinne Gebauers und Alkemeyers –, die das hegemoniale Geschlecht der Männlichkeit hervorbringen und inszenieren. Zusammen mit unserem Hintergrundwissen über die beteiligten Charaktere lässt sich diese Szene durchaus als eine Parodie lesen: Die rechte Spielerin ahmt die ihr durch den eigenen Trainer und durch weitere Begegnungen mit dem Männerfußball bekannten Gesten und Rituale nach, sie parodiert die im Sport naturalisierten, männlich kodierten Geschlechterkonstruktionen.

Judith Butler (1997: 178) identifiziert in der Parodie subversives Potential, da sie die Performativität offenlegt, die stets aufs Neue das hegemoniale Geschlecht hervorbringt und dieses damit als Fiktion erkennbar macht. Zu Recht bemerkt Dunja Brill, dass uns die Queer Theory dabei bewusst die Antwort auf die Frage vorenthält, „welche Rolle die Intention der ‚Performer_innen‘ sowie die subjektive Wahrnehmung der Rezipient_innen für das subversive Potential queerer Inszenierungspraxen spielen“ (2009: 107). Indem wir Parodie hier mit Linda Hutcheon (2000) als kommunikativen und somit kontext- und diskursgebundenen Akt theoretisieren, rücken Bedeutung, Wirkung und zuweilen auch Intention ins Blickfeld. Wie am Beispiel der Szene am Spielfeldrand gezeigt, erfordert die Dekodierung einer medial vermittelten „*parody in practice*“ (ibid.: xiv) zum einen die Berücksichtigung von Kontext und Diskursumfeld. Zum anderen müssen Enkodierende und Rezipierende bestimmte kulturelle Codes miteinander teilen, wie in diesem Fall das Wissen um die Gesten des Männerfußballs (ibid.: xiiif). Der Kommunikationssituation im Sport zwischen Mitspieler_in, Gegenspieler_in und Zuschauer_in liegt ein kollektives Gedächtnis zugrunde, das zu einem großen Teil über solche Körperprozesse konstituiert ist und innerhalb dessen der Körper durch seine Bewegungen ständig Bedeutungen aktualisiert (Gebauer & Alkemeyer 2001: 120). So bietet der Kommunikationsraum Sport eine besonders geeignete Voraussetzung für Praktiken der Parodie oder auch Aneignung. Durch die Parodie, nach Hutcheon verstanden als Wiederholung aus einer ironischen kritischen Distanz heraus, wird die vermeintliche Natürlichkeit der Zweigeschlechtlichkeit mit ihren dichotomen Geschlechtererwartungen in Frage gestellt und als performativ hervorgebrachte Konstruktion sichtbar. Durch die Parodie einer Geschlechterdarstellung – hier des *doing masculinity* im Männerbund Fußball (siehe Abb. 6) – wird diese selbst als kontingent lesbar (vgl. Butler 1997).²²

dient die Bilder-Suchfunktion. Gibt man hingegen „Trainerin Spielerin“ ein, sucht man solche Gesten vergeblich.

22 An dieser Stelle schließen sich Überlegungen zum Verhältnis zwischen Mimesis bzw. Performativität der geschlechtlichen Darstellung und Parodie an. Während nach But-

Zusammenfassung

Die Analyse der medial vermittelten Sportkörper ergänzt die These von der Feminisierung des Frauenfußballs. Der historische Exkurs hat gezeigt: Ließ sich der Frauensport trotz hartnäckiger Vorurteile nicht länger verbieten, wurde er mit Normierungsversuchen seitens offizieller sportpolitischer Institutionen zu kontrollieren versucht. Zum Anlass der Weltmeisterschaft der Frauen 2011 in Deutschland – aber auch schon früher – bildete sich ein Konglomerat aus Marketingstrateg_innen, Funktionär_innen und Journalist_innen, das den Fußballerinnenkörper mittels Heterosexualisierung zu feminisieren und seiner Uneindeutigkeit zu entreißen versuchte, und schließlich die Barbie-Puppe als fußballerische Schönheitsnorm statuierte. Unsere Analyse hat jedoch gezeigt: Barbie kann nicht sprinten, der Sportlerinnenkörper selbst entzieht sich den Feminisierungsversuchen. Wirkt abseits des Spielfelds und im Scheinwerferlicht die Logik des Marketings, so wird auf dem Rasen die Logik des Spiels ausagiert. Zu den Hochglanzbildern und Werbespots gesellen sich so automatisch Szenen von muskulösen und kämpferischen Körpern und ergänzen diese um eine zweite Dimension des fußballerischen Subjekts. Die Entwicklung um die Weltmeisterschaft 2011 in Deutschland hat letztlich genau dies gezeigt, denn, wie auch Jörg-Uwe Nieland (2013: 254) beobachtete, nahmen gerade in der heißen Phase der WM die Bilder von aktiven Spielsituationen zu, die inhaltliche Diskussion konzentrierte sich auf taktische Fragen, so dass auch die sportliche Leistung vermehrt medial repräsentiert wurde und das marketingstrategische Frauenfußballbild, geschaffen aus privaten Portraits, Werbebildern und Homestories, ergänzte.

Durch die für den Analysezweck vollzogene, künstliche Trennung in Marketing- und Sportkörper, versinnbildlicht mithilfe der Barbiepuppe und der Spielerin Birgit Prinz, konnte gezeigt werden, dass der Versuch der Unterwerfung des Spielerinnenkörpers unter die heterosexistische Geschlechterordnung mit der Spielfeldmarkierung an seine Grenzen gelangt. Zwar gelingt es, wie die Ausführungen zu medialer Darstellung und Sponsoring von Daniela Schaaf und Nieland (2011a, 2011b) gezeigt haben, den Marketingkörper der Spielerinnen durch Übermalung mit gesellschaftlich anerkannten Weiblichkeitsmarkern zu feminisieren und

ler die Performativität einer Geschlechtlichkeit überhaupt erst ein vermeintliches Original hervorbringt, ist es die Parodie dieser Geschlechtsdarstellung, die den mimetischen, bzw. performativen Charakter sichtbar werden lässt. Parodie ist mit Annika Thiem also immer als eine „double mimesis“ zu verstehen (Thiem 2001, zit. nach Kennison 2002: 148).

zu vereindeutigen, jedoch hat die Analyse von Körperpraktiken auf und neben dem Spielfeld ergeben, dass sich der Sportkörper (weiterhin) der heterosexistischen Logik des Marktes widersetzt. Die Spielerinnen auf dem Feld können damit in Anlehnung an Judith Butler als „Gender Troublemaker“ (Pfister & Fasting 2004: 150) verstanden werden, die mit subversiven Körperpraktiken immer wieder Vorstöße des *queering* auf dem Feld des Fußballs wagen. So hat die Analyse der Praktiken des Sportkörpers gezeigt, dass diesem subversives Potential innewohnt. Sei es die augenscheinlich widersprüchliche Kombination von *gender marker*, die Aneignung männlich besetzten, also aggressiven und konkurrierenden Raum- und Interaktionsverhaltens, die Darbietung eines muskulösen und kompetent agierenden Körpers oder die parodierende Nachahmung ‚typisch männlichen‘ Verhaltens – all dies zusammengelesen fordert die heterosexistische Geschlechterordnung im sozialen Feld des Fußballs heraus, macht die Widersprüche im ideologischen System männlicher Überlegenheit sichtbar und zieht die vermeintliche Natürlichkeit der Geschlechterdifferenz in Zweifel.

Natürlich müssen letztlich beide Körper wieder zusammengedacht werden. Der Marketingkörper ist genauso Teil des fußballerischen Subjekts und seiner medialen Repräsentation wie der Sportkörper (zumindest im Hochleistungsfußball). Wir verstehen daher die beiden Dimensionen des Spielerinnenkörpers nicht als miteinander in Konflikt stehend, sondern als gleichzeitige, sich abwechselnde oder sich ergänzende Facetten eines kontingenten und komplexen Subjekts. Hierbei wird die Verschränkung vielfältiger Körperinszenierungen und -praktiken, wie sie in unterschiedlichen Kontexten hervorgebracht werden, deutlich und gleichzeitig erkennbar, dass sich hinter dem Erscheinungsbild der Sportlerinnen verschiedene Interessen, ausgestattet mit unterschiedlich viel Macht und Einfluss auf ihren Körper, verbergen.

Auch wird die Schwierigkeit offenbar, die widersprüchlich erscheinenden Haltungen mit ihren unterschiedlichen zugrunde liegenden Logiken miteinander in Einklang zu bringen. Besonders deutlich wird dies in einem Werbespot des Technik- und Haushaltsgeräteherstellers Expert von 2011, der die Idee der ‚Weiblichkeit des Frauenfußballs‘ auf die Spitze treibt: Hier werden die rasanten Spielszenen plötzlich angehalten, damit die Spielerinnen Lippenstift, Rouge und Lidstrich nachzeichnen und sich sodann wieder zurück in den Eifer des Gefechts stürzen können (*Expert Werbespot* 2011). Der Bruch im Spielfluss zeigt sowohl die ständige Gleichzeitigkeit beider Körper als auch die Problematik der Vereinbarkeit von Spielerinnen- und Marketingkörper. Schlussendlich lässt die Zusammenfügung beider Körperdimensionen

erkennen, dass Subversion und Unterordnung, Praktiken des *queering* sowie der Bestätigung geschlecht-licher Ordnung sich nicht getrennt voneinander denken lassen, sondern nur in Interaktion und Interdependenz miteinander betrachtet werden können.

Literatur

- Always 2014. „#LikeAGirl.“ In: Always. <http://www.always.com/en-us/likeagirl.aspx> (letzter Zugriff 25.07.2014).
- Boellstorff, Tom 2010. „Queere Techne: Two Theses on Methodology and Queer Studies.“ In: Kath Browne & Catherine J. Nash (Hgg.). *Queer Methods and Methodologies: Intersecting Queer Theories and Social Science Research*. Burlington: Ashgate. 215-230.
- Bohnsack, Ralf 2008. „The Interpretation of Pictures and the Documentary Method.“ In: *Forum: Qualitative Social Research* 9.3.
- Bors, Matt 2013. „You Throw Like a Girl: Catch With Dad.“ In: *Medium* 9.10.2013. <https://medium.com/matt-bors/you-throw-like-a-girl-c5cc1d098b6c> (letzter Zugriff 25.07.2014).
- Bourdieu, Pierre 1992. „Programm für eine Soziologie des Sports.“ In: Ders. (Hg.). *Rede und Antwort*. Frankfurt: Suhrkamp, 193-207.
- Brändle, Fabian & Christian Koller 2002. *Goal!!! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs*. Zürich: Orell Füssli.
- Brill, Dunja 2009. „Queer Theory und kritische Subkulturforschung - ein überfälliger Brückenschlag.“ In: *Bulletin Texte* 36. 104-125.
- Broad, K. L. 2001. „The Gendered Unapologetic. Queer Resistance in Women’s Sport.“ In: *Sociology of Sport Journal* 18. 181-204.
- Bromberger, Christian 2006. „Der ethnologische Blick auf Sport, Fußball und männliche Identität.“ In: Eva Kreisky & Georg Spitaler (Hgg.). *Arena der Männlichkeit: Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Frankfurt: Campus, S. 41-52.
- Browne, Katherine & Catherine J. Nash 2010. *Queer Methods and Methodologies: Intersecting Queer Theories and Social Science Research*. Burlington: Ashgate.
- Butler, Judith 1997. *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Caudwell, Jayne 1999. „Women’s Football in the United Kingdom: Theorizing Gender and Unpacking the Butch Lesbian Image.“ In: *Journal of Sport and Social Issues* 23. 390-402.
- Cole, Cheryl L. 1994. „Resisting the Canon: Feminist Cultural Studies, Sport, and Technologies of the Body.“ In: Susan Birrell & Cheryl L. Cole (Hgg.). *Women, Sport, and Culture*. Leeds: Human Kinetics. 5-29.
- Connell, Raewyn W. 1983. *Which Way Is Up? Essays on Sex, Class and Culture*. Sydney: Allen & Unwin.
- Connell, Raewyn W. 1995. *Masculinities*. Cambridge: Polity.
- ____ 2013. *Gender*. Ilse Lenz & Michael Meuser (Hgg.). Wiesbaden: Springer.
- ____ & James W. Messerschmidt 2005. „Hegemonic Masculinity: Rethinking the Concept.“ In: *Gender & Society* 19. 829-859.
- Cox, Barbara & Shona Thompson 2000. „Multiple Bodies: Sportswomen, Soccer and Sexuality.“ In: *International Review for the Sociology of Sport* 35.1. 5-20.
- Crawley, Sara L., Lara J. Foley & Constance L. Shehan 2008. *Gendering Bodies*. Lanham: Rowman & Littlefield.

- Diketmüller, Rosa 2014. „'Fußballer sind nicht schwul, aber Fußballerinnen sicher lesbisch.' – Homosexualität im Frauenfußball und die Bedeutung von Fußball für lesbische Fußballerinnen.“ In: Annette R. Hofmann & Michael Krüger (Hgg.). *Rund um den Frauenfußball: Pädagogische und sozialwissenschaftliche Perspektiven*. Münster: Waxmann. 99-120.
- DF 2013. „Festival 2013: Fotogalerie.“ DISCOVER FOOTBALL. <http://www.discoverfootball.de/events/festival-2013/fotogalerie/> (letzter Zugriff 25.07.2014).
- DFB 2011. „Einzigartig: Neid und Prinz als Barbie-Puppen.“ In: DFB-TV. <http://tv.dfb.de/index.php?view=2981> (letzter Zugriff 3.10.2013).
- Dunning, Eric 1994. „Sport as a Male Preserve: Notes on the Social Sources of masculine Identity and its Transformations.“ In: Cheryl L. Cole & Susan Birrell (Hgg.). *Women, Sport, and Culture*. Champaign: Human Kinetics. 163-178.
- ____ 1999. *Sport Matters: Sociological Studies of Sport, Violence and Civilisation*. London: Routledge.
- Dworkin, Shari & Michael Messner 2002. „Just do... what? Sport, bodies, gender.“ In: Sheila Scraton & Anne Flintoff (Hgg.). *Gender and sport: A reader*. London/New York: Routledge. 17-29.
- Eng, Heidi 2006. „We are Moving Up like a Hard-On!': Doing Sex/uality in Sport.“ In: *Nordic Journal of Women's Studies* 14.1. 12-26.
- ____ 2013. „Issues of Gender and Sexuality in Sport.“ In: Gertrud Pfister & Mari Kristin Sisjord (Hgg.). *Gender and Sport: Changes and Challenges*. Münster: Waxmann. 159-173.
- Engel, Antke 2002. *Wider die Eindeutigkeit: Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt a.M.: Campus
- Expert Werbespot 2011. <http://www.youtube.com/watch?v=5HdhbglBomg&noredirect=1> (letzter Zugriff 03.10.2013)
- Gebauer, Gunter & Thomas Alkemeyer 2001. „Das Performative in Sport und neuen Spielen.“ In: *Paragrana* 10.1. 117-136.
- Griffin, Pat 2002. „Changing the game: Homophobia, sexism and lesbians in sport.“ In: Sheila Scraton & Anne Flintoff (Hgg.). *Gender and sport: a reader*. London/New York: Routledge. 193-208.
- Gugutzer, Robert 2006. *Body Turn : Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld: Transkript.
- ____ 2011. „Körperpolitiken des Sports. Zur sportiven Verschränkung von Körper, Geschlecht und Macht.“ In: Daniela Schaaf & Jörg-Uwe Nieland (Hgg.). *Die Sexualisierung des Sports in den Medien*. Köln: Harlem. 34-56.
- Hall, Stuart 1997. „The Work of Representation.“ In: Ders. (Hg.) *Representation: Cultural Representations and Signifying Practices*. London: SAGE. 15-74.
- Hargreaves, Jennifer 1994. *Sporting females: critical issues in the history and sociology of women's sports*. London/New York: Routledge.
- Hochrein, Axel 2010. „Ein Sommermärchen? Homophobie im Fußball und was wir dagegen tun können.“ In: *Respekt! – Zeitschrift für Lesben- und Schwulenpolitik*, 3. URL: http://lsvd.de/fileadmin/pics/Dokumente/Fussball/respekt3.10_fussball_s.17.pdf (letzter Zugriff: 7.4.2014).
- Hoffmann, Eduard & Jürgen Nendza 2007. *Die graue Spielzeit*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- ____ 2011. *Verlacht, verboten und gefeiert. Zur Geschichte des Frauenfußballs in Deutschland*. 3., erweiterte Auflage. Weilerswist: Ralf Liebe.

- Hutcheon, Linda 2000. *A Theory of Parody. The Teachings of Twentieth-Century Art Forms*. Urbana, Chicago: University of Illinois Press.
- Joseph, Kate 2012. *Women's Football: Sexed Bodies and Interfering Discourse*. Master's Thesis at the University of the Witwatersrand, Johannesburg, South Africa. <http://www.genderlinks.org.za/> (letzter Zugriff: 18.09.2013).
- Kennison, Rebecca 2002. "Clothes Make the (Wo)man". In: *Journal of Lesbian Studies* 6.2. 147-156.
- Krull, Patrick 2007. "Die Zukunft des Fußballs ist weiblich." Interview mit Sepp Blatter. In: *Die Welt* 29.10.2007. URL: <http://www.welt.de/sport/article1306397/Die-Zukunft-des-Fussballs-ist-weiblich.html> (letzter Zugriff: 25.07.2014).
- Langen, Gabi 2013. "Kampf der Kugeln": Die Anfänge des Frauenfußballs in der Sportfotografie". In: Markwart Herzog (Hg.). *Frauenfußball in Deutschland. Anfänge – Verbot – Widerstände – Durchbruch*. Stuttgart: Kohlhammer. 285-304.
- Linksnet. <http://www.linksnet.de/de/artikel/26535> (letzter Zugriff: 10.04.2014).
- Linne, Carina Sophie 2011. *Freigespielt: Frauenfußball im geteilten Deutschland*. Berlin: Be.Bra Wissenschaft Verlag.
- Lopiano, Donna 2000. „Posing nude: What's OK, what isn't." In: *Sportsbusiness*. <http://www.sportsbusinessdaily.com/Journal/Issues/2000/09/20000918/No-Topic-Name.aspx> (letzter Zugriff 18.09.2013).
- Lorber, Judith 1999. *Gender-Paradoxien*. Opladen: Leske + Budrich.
- Mandell, Nina 2013. „14 years ago Brandi Chastain changed U.S. soccer, won a World Cup, and took her shirt off." In: *USA Today* 10.10.2013. URL: <http://ftw.usatoday.com/2013/10/14-years-ago-brandi-chastain-changed-u-s-soccer-won-a-world-cup-and-took-her-shirt-off/> (letzter Zugriff: 31.3.2014).
- Markovits, Andrei und Lars Rensmann 2010. „Gekommen um zu bleiben? Feminisierung und der transatlantische Aufstieg von Frauenfußball." In: Heinrich-Böll-Stiftung. URL: <http://www.boell.de/de/navigation/feminismus-geschlechterdemokratie-gekommen-um-zu-bleiben-11887.html> (letzter Zugriff 31.3.2014).
- Marschik, Matthias 2003. *Frauenfussball und Maskulinität. Geschichte – Gegenwart – Perspektiven*. Münster: Lit.
- Messner, Michael 1994 [1988]. „Sports and Male Domination: The Female Athlete as Contested Ideological Terrain." In: Susan Birrell & Cheryl L. Cole (Hgg.). *Women, Sport, and Culture*. Leeds: Human Kinetics. 65-80.
- Neundlinger, Helmut 2011. „Sie will doch nur spielen!" In: *Der Standard*. 25./26.6.2011. URL: <http://derstandard.at/1308679672238/Frauenfussball-in-Oesterreich-Sie-will-doch-nur-spielen> (letzter Zugriff: 7.4.2014).
- Newton, Esther 1989. „The mythic mannish lesbian: Radclyffe Hall and the new women." In: Martin Dubermann et al. (Hgg.). *Hidden from History. Reclaiming the gay and lesbian past*. New York: New American Library. 281-293.
- Nieland, Jörg-Uwe 2013. „Weltmeisterschaft als Sprungbrett der medialen Wahrnehmung des Frauenfußballs? Die Berichterstattung in deutschen Printmedien im Zeitverlauf." In: Markwart Herzog (Hg.). *Frauenfußball in Deutschland. Anfänge – Verbot – Widerstände – Durchbruch*. Stuttgart: Kohlhammer. 241-262.
- Pfister, Gertrud 1991. „Zur Geschichte des Diskurses über den "weiblichen" Körper (1880-1933)." In: Birgit Palzkill (Hg.). *Bewegungs(t)räume. Frauen Körper Sport*. München: Frauenoffensive. 7-14.
- ____ 1999. *Sport im Lebenszusammenhang von Frauen: Ausgewählte Themen*. Schorn-dorf: Hofmann.
- ____ 2002. „Das Kurnikova-Syndrom - Bilder, Vorbilder und "Doing Gender" im Spitzensport." In: Dies. (Hg.). *Frauen im Hochleistungssport: 8. Tagung der dvs-Kommission*

- "Frauenforschung in der Sportwissenschaft" vom 13. – 15. Oktober 2000 in Berlin. Hamburg: Czwalina. 41-58.
- _____. 2006. „'Auf den Leib geschrieben' – Körper, Sport und Geschlecht aus historischer Perspektive." In: Ilse Hartmann-Tews et al. (Hgg.). Handbuch Sport und Geschlecht. Schorndorf: Hofmann, S. 26-39.
- _____. & Kari Fasting 2004. „Geschlechterkonstruktion auf dem Fußballplatz. Aussagen von Fußballspielerinnen zu Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepten." In: Dieter H. Jütting (Hg.). Die lokal-globale Fußballkultur – wissenschaftlich beobachtet. Münster: Waxmann. 137-152.
- RPO 2010. „Charme Offensive des DFB. Von Kickerinnen zu schillernden Schönheiten." In: Rheinische Post Online. 10.12.2010.
<http://www.rp-online.de/sport/fussball/frauen/wm/von-kickerinnen-zu-schillernden-schoenheiten-1.1703926> (letzter Zugriff: 4.10.2013).
- Rost, Petra 2011. „Fünf Gender Kicks zur WM 20ELF." In: Heinrich Böll Stiftung/Gunda Werner Institut. 01.03.2011. <http://www.gwi-boell.de/de/2011/03/01/f%C3%BCnf-gender-kicks-zur-wm-20elf> (letzter Zugriff: 10.04.2014).
- Schaaf, Daniela 2012. „'Lieber Barbie als Lesbe?' Dispositionen von Sportjournalisten und Sponsoren zum heteronormativen Körperideal im Frauenfußball." In: Gabriele Sobiech (Hg.). Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 139-154.
- _____. 2013. „Vom „Mannweib“ zur „sexy Kickerin“: Veränderungen und Kontinuitäten im redaktionellen Auswahlprozess des Frauenfußballs." In: Markwart Herzog (Hg.). Frauenfußball in Deutschland. Anfänge – Verbote – Widerstände – Durchbruch. Stuttgart: Kohlhammer. 263-284.
- Schaaf, Daniela & Jörg-Uwe Nieland 2011a. „Der Widerspenstigen Zähmung. Zur Sexualisierung des Frauenfußballs." In: Das Argument: Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften 53.1. 61-67.
- _____. 2011b. „Anmerkungen zur Sexualisierung des Sports in den Medien." In: Dies. (Hgg.). Die Sexualisierung des Sports in den Medien. Köln: Harlem. 9-33.
- Scheffel, Heidi & Gabriele Sobiech 1991. „'Ene, Mene, Muh, aus bist du?' Die Raumanneignung von Mädchen und Frauen durch Körper und Bewegung." In: Birgit Palzkill (Hg.). Bewegungs(t)räume. Frauen Körper Sport. München: Frauenoffensive. 31-46.
- Schmidtke, Adrian 2008. „'Sportstudentin beim Diskuswurf'. Die Konstruktion des Frauenkörpers in der Fotografie des Nationalsozialismus." In: Forum Qualitative Sozialforschung 9.2.
<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/424/918> (letzter Zugriff 03.10.2013)
- Scraton, Sheila, Jayne Caudwell & Samantha Holland 2005. „'BEND IT LIKE PATEL': Centring 'Race', Ethnicity and Gender in Feminist Analysis of Women's Football in England." In: International Review for the Sociology of Sport, 40-1. 71-88.
- Selmer, Nicole 2011. „Richtiger Fußball? Richtige Frauen?" In: Vorwärts. 01.03.2011. http://www.vorwaerts.de/artikel_archiv/27068/richtiger-fussball-richtige-frauen.html . (letzter Zugriff 03.10.2013).
- Staudemeyer, Bettina 2013. „Fußball als Inszenierung der Geschlechterdifferenz." In: Soziologiemagazin. 14.05.2013. <http://soziologieblog.hypotheses.org/4625> (letzter Zugriff 03.10.2013).
- Sülzle, Almut 2005. „Männerbund Fußball – Spielraum für Geschlechter im Stadion. Ethnographische Anmerkungen in sieben Thesen." In: Martin Dinges (Hg.). Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. Frankfurt a. M.: Campus. 173-191.

- Villa, Paula-Irene 2013. „Subjekte und ihre Körper. Kultursoziologische Überlegungen.“ In: Julia Graf et al (Hgg.). *Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven*. Opladen et al: Verlag Barbara Budrich. 59-78.
- Völker, Markus 2011. „Nackte Tatsachen.“ In: taz. 10.06.2011. <http://www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?ressort=le&dig=2011%2F06%2F10%2Fa0182&cHash=47eef64624912e240b1c9018c3bc8a0a> (letzter Zugriff: 10.04.2014).
- Westermeier, Carola M. 2013. „Vom „widerlichen Fressen für Voyeure“ zum „Minderheitenprogramm“. Der bundesdeutsche Frauenfußball in Presse- und Selbstdarstellung.“ In: Markwart Herzog (Hg.). *Frauenfußball in Deutschland. Anfänge – Verbote – Widerstände – Durchbruch*. Stuttgart: Kohlhammer. 223-240.
- Whitson, David 2002. „The embodiment of gender: Discipline, domination, and empowerment.“ In: Sheila Scraton & Anne Flintoff (Hgg.). *Gender and sport: a reader*. London/New York: Routledge. 227-240.
- Young, Iris M. 1980. „Throwing like a girl: A phenomenology of feminine body comportment motility and spatiality.“ In: *Human Studies* 3.1. 137-156.

*Corinna Assmann, M.A. Kontakt: corinna.assmann(at)as.uni-heidelberg.de, studierte Anglistik und Germanistik an der Universität Heidelberg. Sie wirkte als Mitinitiatorin und Koproduzentin bei dem Dokumentarfilm *Football under Cover* (2008) mit und ist seit 2009 Mitglied bei DISCOVER FOOTBALL. Seit 2010 ist sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Heidelberg und promoviert über Familiendynamiken im zeitgenössischen britischen Migrationsroman.*

Friederike Faust, M.A. Kontakt: f.faust(at)hu-berlin.de, studierte Ethnologie, Germanistik und Politikwissenschaft an der Universität Heidelberg. In ihrer Promotion am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität Berlin untersucht sie die Schnittstelle zwischen Geschlecht, Sport und Zivilgesellschaft anhand der sport- und geschlechterpolitischen Aktivitäten der Frauenfußballorganisation DISCOVER FOOTBALL. Seit 2012 ist sie Stipendiatin der Heinrich-Böll-Stiftung.

Vom Seuchen- zum Präventionskörper? Aids und Körperpolitik in der BRD und der Schweiz in den 1980er Jahren¹

Peter-Paul Bänziger

English abstract: Based on popular media and AIDS education posters from Germany and Switzerland I distinguish two main phases within the history of AIDS in the 1980s and 1990s. The first of them comprises the period from the beginning of the so-called »AIDS crisis« to the mid-1980s, during which AIDS was constructed as a disease of the (sexual) other. In this context of sexist, racist, and classist discourses about »the plague«, a connection of AIDS and male homosexuality came to the fore that was unknown in the 1970s debate on the recurrence of infectious diseases. The second phase began around 1985 when the focus of the AIDS prevention programs was gradually shifted from »risk groups« to »risk behavior« – not least in response to the harsh criticism raised by grass-roots groups. This transformation, I argue, came along with a re-subjectivation of the sexually active individual as self-reliant and socially responsible. Furthermore, the emergence of the risk discourse was accompanied by an iconography of a healthy and athletic »prevention body«. Since the early 1990s it increasingly replaced the haggard and diseased »AIDS body« that had dominated the iconography of AIDS throughout the previous decade.

Aids stellt eines der zentralen Themen der Geschichte der 1980er Jahre dar, brachten die Auseinandersetzungen mit dieser Krankheit doch einige bedeutsame Veränderungen der Thematisierung von Körpern und Intimbeziehungen mit sich: Infektionskrankheiten, die seit der Nachkriegszeit als »besiegt« gegolten und in der Folge an Aufmerksamkeit verloren hatten (Tomes 1998), traten erneut mit Wucht in das Leben vieler Menschen. Für unzählige bedeutete es den Tod, und noch mehr wurden Zeugen dieses Sterbens oder waren von den Auswirkungen des diskriminierenden Umgangs damit betroffen. Trotzdem war Aids, aus historiografischer Perspektive betrachtet, ein nicht ganz so unvorhersehbares und alles veränderndes Ereignis, wie es der zeitgenössische Tenor (etwa Süssmuth 1987) nahelegte. So zeigt William Muraskin (1993), dass bereits in den 1970er Jahren die Infektionskrankheit Hepatitis B breit erforscht worden war. Er argumentiert, dass die Verantwortlichen damals die Chance verpasst hätten, an diesem Beispiel einen nicht dramatisierenden Umgang mit sexuell übertragbaren Krankheiten

1 Ich danke Magdalena Beljan, Jens Elberfeld, Lukas Engelmann und den anonymen Gutachterinnen von *Body Politics* für Kritik, weiterführende Kommentare und Hinweise auf Quellen.

zu erproben. Dass diese zur selben Zeit auch im deutschsprachigen Raum ein Thema waren, belegt besonders eindrücklich eine Titelgeschichte des *SPIEGEL* aus dem Jahr 1975. Unter anderem ist hier schon das für die Medienberichterstattung über Aids zentrale Narrativ zu finden, dass sich die Zeiten geändert hätten: »Nur mit Wehmut erinnern sich die Experten, daß Gonorrhöe [...] und Syphilis [...] vor zwei Jahrzehnten als besiegt galten« (Zucht 1975, 72).

Die Tatsache, dass immer mehr Menschen an einer zunächst unbekannten Erkrankung sterben mussten, ist also zweifellos eine wichtige Voraussetzung für die Geschichte von Aids in den 1980er Jahren, aber keine ausreichende Erklärung für deren Verlauf. Deshalb ist es unabdingbar, sowohl die Jahre und Jahrzehnte davor in den Blick zu nehmen, als auch danach zu fragen, welche Aus- beziehungsweise Rückwirkungen Aids auf längerfristige Prozesse hatte. Insbesondere ist zu klären, ob und inwiefern es in diesem Zusammenhang zu Brüchen oder grundlegenden Verschiebungen im Umgang mit (kranken) Körpern, Selbstverhältnissen und sozialen Beziehungen kam. Neben den im vorangehenden Absatz anklingenden wissens- und mediengeschichtlichen Perspektiven stellt dafür nicht zuletzt die Körpergeschichte, insbesondere die Geschichte der Sexualität, eine viel versprechende Herangehensweise dar.

Aus diesem Blickwinkel argumentiere ich im Folgenden, dass sich in der Geschichte von Aids in den 1980er Jahren zwei Phasen erkennen lassen, die allerdings nicht scharf von einander getrennt werden können. Die erste, auf die ich in den Abschnitten 1 bis 4 eingehe, entspricht ungefähr dem Zeitraum von 1982, dem ersten Auftauchen von Aids im deutschsprachigen Raum, bis zur Mitte des Jahrzehnts. Zentral war hier die Konstruktion von Aids als einer Krankheit der (sexuell) Anderen. Dabei spielten jedoch nicht nur ältere, auf Klassen- und Geschlechtskörper verweisende und teilweise rassistisch aufgeladene Differenzdiskurse eine Rolle: Mit der Verknüpfung von Aids und männlicher Homosexualität kam erstens ein zentrales Element hinzu, das sich in den eingangs erwähnten Debatten über sexuell übertragbare Krankheiten in den 1970er Jahren in dieser Form noch nicht finden lässt. Fast ebenso wichtig war zweitens der Bezug auf die Sexuelle Revolution der 1960er und 1970er Jahre und ihre Folgen. Die zweite Phase setzte um 1985 ein, als sich die für die Geschichte der Auseinandersetzung mit Aids zentrale Verschiebung des Fokus von den »Risikogruppen« zum »Risikoverhalten« abzuzeichnen begann – nicht zuletzt als Reaktion auf die intensiven politischen Kämpfe der Betroffenen. Sie steht im Zentrum des 5. Abschnitts, in dem ich nach den Veränderungen der Selbstverhältnisse sexuell aktiver Personen frage. Zusammen mit verhandlungsethischen

Vorstellungen scheint mir dabei die Figur des auch in sexuellen Dingen gleichermaßen »eigen-« wie »sozialverantwortlich« handelnden Subjekts zentral zu sein. Wie ich im 6. Abschnitt zeige, war die Etablierung des Risikodenkens darüber hinaus mit einem Bildprogramm verbunden, in dem der gesunde und sportliche »Präventionskörper« zunehmend den ausgemergelten »Aidskörper« als Ikone der Frühzeit ersetzte.

Aufgrund der Komplexität der Geschichte von Aids können im Rahmen dieses Artikels lediglich einige allgemeine Tendenzen skizziert und mögliche Ansatzpunkte für weiterführende Forschungen definiert werden, wobei im weitesten Sinne körpergeschichtliche Fragestellungen im Zentrum stehen.² Als Quellen dienen mir erstens Presseartikel aus der Schweiz und aus der BRD. Für letztere wurde vor allem der *SPIEGEL* systematisch untersucht, für erstere die drei größten deutschsprachigen Tageszeitungen *Blick*, *Tages-Anzeiger* und *Neue Zürcher Zeitung (NZZ)*. Zweitens beziehe ich mich auf Recherchen in den Archiven der Aids-Hilfe Schweiz (AHS) und der Sex-Ratgeberin Marta Emmenegger, deren Kolumnen im *Blick* und zeitweise auch in der Münchner *Abendzeitung* erschienen. Der Fokus des Artikels liegt damit auf dem Südwesten des deutschsprachigen Raums, die wesentlichen Argumente dürften jedoch auch darüber hinaus Gültigkeit beanspruchen können (vgl. etwa Beljan 2014, 2015).

1. Vom Seuchen- zum Aidskörper

Im eingangs zitierten *SPIEGEL*-Artikel ist zu lesen, dass Nonnen im Vergleich zu Sexarbeiterinnen kaum gefährdet seien (Zucht 1975, 78). Das selbe Narrativ findet sich 1982 in einem der ersten Artikel in einer deutschsprachigen Tageszeitung wieder, in dem auf Phänomene hingewiesen wird, die später unter dem Akronym »AIDS« gefasst werden sollten. Jean Lindenmann (1982), Professor für Immunologie und Virologie an der Universität Zürich, schrieb in der *NZZ*, dass die »Syphilis in ihrer bösartigen Form als eine Seuche der Landknechte und der Marketenderinnen« begonnen und sich von hier aus »allmählich in alle Bevölkerungsschichten hinein« verbreitet habe. Im Zusammenhang mit einer Bemerkung über Gebärmutterhalskrebs fügte er hinzu, dass dieser bei »Frauen mit genitaler Herpesinfektion«, deren »sozusagen »ehrbaren«

² Insbesondere die Thematik »Aids und Drogen« kann nur am Rande gestreift werden. Sie ist einer der Gegenstände eines größeren Forschungsvorhabens mit dem Arbeitstitel »Aids und »H«: Körper, Soziale Bewegungen und (Sozial-)Staatlichkeit seit den 1960er Jahren im deutschsprachigen Raum«, zu dessen Vorarbeiten der vorliegende Text zählt.

Verwandten [...] wir alle als Erreger der sogenannten ›Fieberbläschen‹ kennen, häufiger sei. Es sei »schon lange bekannt, dass sie z.B. bei Nonnen nur sehr selten vorkommt, bei den Prostituierten dagegen häufiger ist«.

Die Verfasserinnen³ dieser und weiterer Medienberichte dürften in erster Linie von aufklärerischen Absichten geleitet worden sein; es ging ihnen um die Vermittlung aktueller epidemiologischer Erkenntnisse und nicht darum, die Sexarbeit und andere Aspekte zeitgenössischer und historischer Gesellschaften negativ zu bewerten. So wird im *SPIEGEL* denn auch explizit darauf hingewiesen, dass die »Prostituierten« aufgrund der »[r]egelmäßige[n] Kontrolluntersuchungen durch die Gesundheitsämter« und ihrer Hygienepraktiken »weitgehend schuldlos« an der Problematik seien (Zucht 1975, 77).



Abb. 1: Illustration des ersten Artikels über Aids im *SonntagsBlick* (Thomi 1983).

Gleichwohl stellte die Wahl der Beispiele einen Bezug zu älteren Vorstellungen über Seuchen her und implizierte damit eine direkte Verbindung zwischen »alte[n] und neue[n] Geschlechtskrankheiten« (Lindenmann 1982). Die kultur- und geschichtswissenschaftliche Forschung zu Aids wies schon früh auf solche Mechanismen hin. Sie zeigte unter anderem, wie die in der Anfangszeit von Medien, Wissenschaften und Politik geschürte »moral panic« (Watney 1988, Weeks 1993) an die alte Angst vor der Syphilis und anderen (sexuell) übertragbaren Krankheiten anknüpfte (Gilman 1991, Pulver 1999). Das in der Einleitung erwähnte Narrativ der Wiederkehr von Infektionskrankheiten dürfte nicht zuletzt deshalb Anklang gefunden haben, weil die entsprechenden Vorstellun-

3 Wenn nicht ausschließlich sich (implizit) als »männlich« beschreibende Akteure gemeint sind, wird die feminine Endung verwendet.

gen nach wie vor im gesellschaftlichen Zeichenrepertoire vorhanden waren. »Der Anfang einer neuen Seuche!« (Thomi 1983, 91) heißt es denn auch im Titel des ersten Artikels über Aids im *SonntagsBlick* – eine Formulierung, die typisch für den Umgang mit der Thematik in den ersten Monaten ist. »Wie die Pest« titelte auch der *SPIEGEL* in durchaus kritischer Absicht (N.N. 1983b), um dann kurze Zeit später doch in den Kanon einzustimmen: »Die Krankheit [...] ist mittlerweile häufiger als Pest und Pocken zusammen.« (N.N. 1983d, 239) Trotzdem gab es auch zahlreiche Stimmen, die schon damals vor voreiligen Dramatisierungen warnten: »Ob AIDS zur modernen Pest wird, wie einige Kulturpessimisten befürchten, bleibt vorerst abzuwarten« (Ringger 1983).



Abb. 2: Plakat der »STOP AIDS«-Kampagne, Schweiz 1990.

Eine Entsprechung fand der verbale Bezug auf die Pest in zahlreichen Bildern aus jenem Zeitraum. Als Illustration des erwähnten Artikels im *SonntagsBlick* wurde beispielsweise ein Bild abgedruckt, das die nackte Brustpartie eines Mannes zeigt, unter dessen Schlüsselbein drei dunkle Punkte deutlich zu erkennen sind (Abbildung 1). Wie etwa Sander Gilman (1991) argumentiert, verweisen solche Bilder auf die Ikonografie der Beulen-Pest oder der Syphilis. Auch das Wort »Seuche« im Titel macht diesen Bezug deutlich, während die Bildlegende mit dem »Krebs« auf ein weiteres zentrales Thema jener Zeit verweist: »Oft erstes Anzeichen von Aids: purpurfarbene Flecken auf der Haut – das Kaposi-Sarkom, eine Art Hautkrebs.« (Thomi 1983, 91) Das auf diese Weise eingeführte Bild des abgemagerten »Aidskörpers« wurde zum zentralen Motiv (vgl. auch Abbildung 6), und zwar nicht nur in den Medien: Noch in den 1990er Jahren taucht es auf Plakaten der vielfach als beispielhaft gelobten schweizerischen »STOP AIDS«-Kampagne und der Deutschen AIDS-Hilfe auf (Abbildungen 2 und 3).

Zugleich lassen sich verschiedene Gemeinsamkeiten mit der parallel dazu etablierten Figur der verelendeten »Junkies« erkennen, deren Bild nicht zuletzt im Zusammenhang mit der »offenen Drogenszene« im sogenannten »Needle Park« in Zürich internationale Verbreitung fand. Bei

beiden handelte es sich um vornehmlich städtische Figuren. Beide waren deutlich durch ihre Krankheit beziehungsweise Sucht gezeichnet und wurden in der Regel als dieser passiv ausgesetzt dargestellt. »Nur in ihr Gesicht darf man nicht schauen: Die bleiche Haut ist von roten, aufgedunsenen Schwären überzogen. Sie hat Aids«, konnte man etwa in einem Bericht der *ZEIT* lesen, der auf diese Weise eine direkte Verknüpfung zwischen Junkie- und Aidskörpern herstellte (Sontheimer 1988).



Abb. 3: Plakat der DAH, Deutschland 1995.

Nur selten dagegen wurden Junkies und Aidskranke im Kontext der Sozialen Bewegungen der 1980er Jahre verortet, in denen sich viele von ihnen engagierten (vgl. dazu Pretzel/Weiß 2013). Bei den von Aids betroffenen Mitgliedern der Homosexuellenbewegungen war dies immerhin gelegentlich der Fall, wie beispielsweise das im Rahmen der ersten Titelgeschichte des *SPIEGEL* über die Aids-Thematik publizierte Bild einer »Homosexuellen-Demonstration für Aids-Opfer« in den USA zeigt (Abbildung 4). Den Junkies hingegen, so die durch weitere Forschungen zu überprüfende These, wurden solche aktivistischen Körperpolitiken kaum – beziehungsweise immer weniger – zugestanden (vgl. Bänziger 2015, Abschnitt 3f.).



Abb. 4: Bild aus dem *SPIEGEL* 23/1983 (N.N. 1983a, 145).

2. Amerika und Afrika: Anknüpfen an ältere Differenzdiskurse

Da die ersten Berichte über Aids aus Kalifornien stammten und die Situation in Europa jener in den USA mit einer Verzögerung von ein bis zwei Jahren folgte, wie Beobachterinnen in den 1980er Jahren immer wieder feststellten, ist es nicht erstaunlich, dass oftmals (abgrenzende) Vergleiche zwischen den Situationen dies- und jenseits des Atlantiks gemacht wurden. Bei den bisher aufgetretenen Erkrankungen, so heißt es gleich in mehreren Artikeln aus den ersten Jahren, handle es sich um einen »Schreck von drüben« (N.N. 1982, 187), um »Fälle«, die »vor allem aus dem Raum USA und Karibik eingeschleppt worden« (Ringger 1983) seien. Die Wortwahl und die Häufigkeit der Vergleiche lassen vermuten, dass nationalisierende und/oder europäisierende Differenzbehauptungen hier eine wichtige Rolle spielten. Erstens wurden antiamerikanische Klischees bemüht, wenn etwa behauptet wurde, dass in den USA »der Dollar alles kuriert« (Halter 1984, 132), oder auf eine spezifische Ambivalenz der us-amerikanischen Moderne hingewiesen wurde: »Die Amerikaner, welche einerseits in ihrem Land Hunderte von unappetitlichen bis dioxinverseuchten Mülldeponien dulden und andererseits hygieneverrückt sind, haben ein sehr schreckhaftes und irrationales Verhältnis zu [...] Geschlechtskrankheiten«, schrieb etwa der *Tages-Anzeiger*. »Sie reagieren auf Krankheiten, die irgendetwas mit dem Sexualbereich zu tun haben, in einer kruden Mischung von Prüdeheit, Verdrängung, alttestamentlicher Religiosität und Abscheu« (Lienhard 1983).

Zweitens lassen sich unterschiedliche Varianten exotisierender Diskurse finden. Schon im eingangs zitierten Artikel des *SPIEGEL* heißt es, dass die Syphilis »wie die Kartoffel und die Tabakpflanze [...] aus der Neuen Welt« gekommen sei. »Die Seeleute des Kolumbus haben sie eingeschleppt« (Zucht 1975, 74). Auch bei Aids war der Ursprungsort – anfangs mit einem Umweg über die »Karibik« beziehungsweise »Haiti« (für die Schweiz: Schär 1983; für Deutschland: N.N. 1983c) – bald gefunden: »Afrika«. Zwar wird heute davon ausgegangen, dass das HI-Virus tatsächlich in den Küstenregionen zwischen Senegal und Elfenbeinküste erstmalig auf Menschen übertragen wurde (Reeves/Doms 2002), doch vermischen sich solche epidemiologischen Erkenntnisse oftmals mit Differenzmarkierungen. So fragte Lindenmann (1983) bereits im Titel seines zweiten Artikels für die *NZZ*, ob HIV ein Virus sei, »das aus der Wärme kam?« Die Wärme sollte hier offensichtlich den »Süden« beziehungsweise den gesamten Kontinent Afrika bezeichnen. Im Gegensatz zum einigermaßen konkreten geografischen Raum der westafrikanischen Küstengebiete handelt es sich dabei um ein Abstraktum, das nie-

mals der Vielfalt eines ganzen Kontinents gerecht werden kann, dessen Größe jene der Schweiz, der BRD oder auch Europas bei weitem übersteigt. Trotzdem heißt es – wie im folgenden Beispiel – immer wieder pauschal: »An Aids erkrankten nach Angaben des BAG 13 Schweizer und 5 Afrikaner.« (sda 1984)

»Afrika« stellt in diesen Texten offensichtlich weniger einen bestimmten Ort dar, denn eine im Kolonialrassismus wurzelnde Metapher für das unkontrollierbare – tropische – Andere (Patton 1999), wo die Grenzen zwischen Tier und Mensch nicht so deutlich gezogen werden können wie in Euro-Amerika. Damit wird nicht zuletzt die lange Geschichte der Beziehungen und Bewegungen über den Atlantik (Gilroy 1993) ausgeblendet, insbesondere zwischen den Küstengebieten Westafrikas und Europa beziehungsweise den USA, die es unmöglich macht, solche Ursprungserzählungen zu stabilisieren. Das Reden über Aids folgte damit einem alten Narrativ, das den »farbigen« Körper »als dunkle, geheimnisvolle Quelle von Infektion, Verschmutzung und so weiter konstruiert, die die Welt des weißen Mannes [...] zu überwältigen« droht (Haraway 1995, 189). Oder wie ein zeitgenössischer Kritiker es in einem Leserbrief an den *Tages-Anzeiger* in sarkastischer Zuspitzung der zeitgenössischen rassistischen Narrative formulierte: »Auch diese [die Syphilis; P.B.] stammte doch aus dem fernen Ausland, von jenen nackten Indianern, von denen dann die gottgefälligen Abendländer die Erde befreien mussten. Die Syphilis wurde dann zum Fanal für den grossen Kreuzzug wider das Fleisch, sei es in fernen Kontinenten oder in heimischen Badestuben. [...] AIDS ist das nicht [etwas, das; P.B.] irgendwie aus dem schwärzesten Afrika stammen muss und auf den alten Wegen des Sklavenhandels in die Karibik gelangte? Von da wurde sie von Leuten, die ihren Geschlechtspartner nicht genau anschauen, in den weissen Norden eingeschleppt.« (Jenny 1984)

Auch wenn rassistische und exotisierende Darstellungen in jener Zeit häufig waren, finden sich also auch Stimmen, die diese Differenzdiskurse zu dekonstruieren wussten. Vor allem aber gibt es eine bisher noch kaum bearbeitete Geschichte von Aids in den 1980er Jahren, die in vieler Hinsicht eine von beiden Seiten des Atlantik geteilte war. Schon 1980 hatte sich beispielsweise Bertino Somaini, der ab 1981 als Sektionsleiter im schweizerischen Bundesamt für Gesundheitswesen (BAG) für übertragbare Krankheiten und damit auch für Aids zuständig war, anlässlich eines »Public Health«-Masterstudiengangs in Berkeley auch mit der Gesundheitssituation von Männern mit gleichgeschlechtlichen sexuellen Kontakten beschäftigt. Rückblickend schrieb er anfangs der 1990er Jahre, dass er »mit grossem Interesse die Wirksamkeitsstudie eines Hepatitis-B-Impfstoffes, der gerade in San Francisco an Homosexuellen kli-

nisch getestet wurde«, verfolgt habe. »In diesem Zusammenhang lernte ich eine Gruppe von *Health Care Worker* kennen und besuchte gemeinsam mit ihnen die alljährlich stattfindende *Gay-Parade* in San Francisco. Nur sehr wenige der mehreren Tausend anwesenden Homosexuellen nahmen Notiz von den Leuten [...], die hier engagiert Informationen zu gesundheitlichen Problemen verteilten – die meisten Krankheiten konnten ja, so die Erfahrung, behandelt werden.« (Somaini 2002, 109; Hervorh. i.O.) Ein halbes Jahrzehnt später findet sich im Archiv der AHS ein ausführlicher Bericht von Roger Staub, einer aus der Schwulenbewegung kommenden weiteren zentralen Person der schweizerischen Aidspolitik, über eine Studienreise nach Kanada und in die USA. Ziel war, den zeitlichen »Vorsprung« [Nordamerikas, P.B.] nutzen zu können und allfällige Fehler in den Strategien nicht zu wiederholen.«⁴ Diese transnationale Geschichte (para-)staatlicher Aidsarbeit zu schreiben wird genauso die Aufgabe der weiteren Forschung sein wie eine (soziale Bewegungs- und Körper-)Geschichte des »queer atlantic«.

3. (Männliche) Homosexualität: Differenz im Zeitalter der sexuellen Identität

Diese älteren Diskurse und Ikonografien der Seuche und die durch sie portierten Differenzdiskurse lieferten den frühen Diskussionen über Aids zwar wichtige Deutungsmuster, doch scheinen mir zwei andere Aspekte für dessen weitere Thematisierung in der ersten Hälfte der 1980er Jahre wichtiger gewesen zu sein: erstens der Bezug auf die Sexuelle Revolution, auf den ich im nächsten Abschnitt eingehe, und zweitens die Verknüpfung von Aids mit (männlicher) Homosexualität. Auch wenn sich diese vereinzelt bereits in älteren Medienberichten finden lässt, hatte bisher die von Frauen geleistete Sexarbeit im Zentrum der Debatten über sexuell übertragbare Krankheiten gestanden (Brandt 1987, 1988, Gilman 1991). Zwar lässt sich nicht bestreiten, dass zunächst hauptsächlich Männer mit gleichgeschlechtlichen sexuellen Kontakten zu den Betroffenen gehörten. Wenn man aber wie der *SPIEGEL* von einem »Getto der Homosexuellen« (N.N. 1983d, 239) oder wie Lindenmann (1982) von einer »besonderen Gefährdung der (männlichen) Homosexuellen« spricht und dies mit Beschreibungen von deren angeblich besonderen Körper- und Verhaltensmerkmalen verknüpft, konstruiert man eine homogene Gruppe und unterstellt dieser letztlich eine spezifische Prädisposition

4 Vgl. etwa Staatsarchiv Zürich (im Folgenden StAZH), WII15 2001/041.1, Studienaufenthalt in den USA und Kanada (April/Mai 1986), 1.

für Aids: »Man hätte so ein eigenartiges Zusammenwirken verschiedenster Elemente, eine Durchdringung medizinischer, mikrobiologischer und soziokultureller Voraussetzungen, welche bei einer bestimmten Gruppe von Menschen geballt auftreten.« Dazu sei nicht zuletzt der Konsum von »Freizeitdrogen« wie »Marihuana, Amyl-Nitrit« zu zählen oder die Verwendung »kortisonhaltige[r] Salben, von denen die Homosexuellen massiven Gebrauch machen sollen«. In einem zweiten Artikel für die *NZZ* ergänzte er ein halbes Jahr später, »dass jene Homosexuellen, welche bisher AIDS entwickelt haben, jeweils mehr als 1000 verschiedene Geschlechtspartner angeben« (Lindenmann 1983) – »tausend verschiedene«, schrieb auch *SPIEGEL*-Reporter Hans Halter, »just for fun.« (Halter 1984, 132)

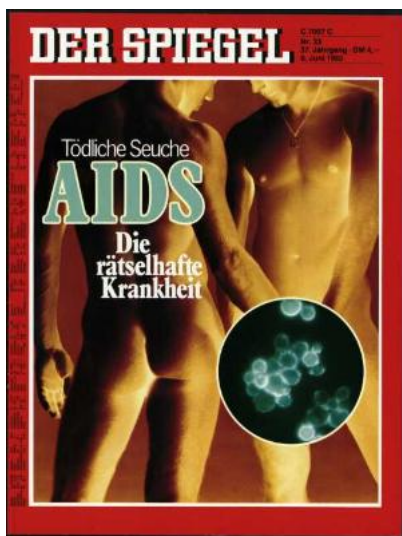


Abb. 5: Titelseite des *SPIEGEL* 23/1983.

Nicht zuletzt indem detailliertes Wissen über das (sexuelle bzw. Freizeit-)Verhalten »der Homosexuellen« behauptet wurde, konnte in solchen Äußerungen die Verknüpfung von Aids und männlicher Homosexualität plausibel gemacht werden. Auch und gerade in Texten mit wissenschaftlich-aufklärerischem Anspruch wurde dadurch ein Bild der gefährlich lebenden oder kranken Anderen geschaffen, denen das gesunde »wir« von (heterosexuellen) Verfasserinnen und Leserschaft gegenüber gestellt werden konnte (vgl. auch Epstein 1996). Dank dieser Konstruktion von Aids als einer »Homosexuellen-Krankheit« (N.N. 1983b, 146) konnte etwa Meinrad Schär (1983; Hervorh. i.O.), als Professor am Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich ein Kollege von Lindenmann, eine Entwarnung geben, in der die Vermischung von epidemiologischem Wissen mit heterosexistischen Differenzbehauptungen deutlich zu sehen ist: »Für die *Bevölkerung* ist die Infektionsgefahr hingegen äußerst gering.« Simon Watney (1991, 73) beschrieb diese diskursive Operation schon früh als »nationalistic fantasy of an undifferen-

tiated ›general public‹, supposedly united above all divisions of class, region, and gender, yet totally excluding everyone who stands outside the institution of marriage.«

Deutlich macht diese Grenzziehung auch der Vergleich zweier programmatischer Titelbilder des *SPIEGEL*: Hatte das Magazin für den zitierten Artikel aus dem Jahr 1975 noch einen weiblichen Körper als gefährlich markiert (Abbildung 7), der durch den Text eindeutig in einem »heterosexuellen« Kontext verortet wird, so waren es 1983, anlässlich der ersten großen Titelgeschichte zu Aids, zwei nackte Männer, deren gegenseitige intime Berührungen angedeutet werden (Abbildung 5). Insbesondere ihre heterosexuell begehrenden Zeitgenossen, die intime Kontakte außerhalb der Ehe pflegten oder Dienstleistungen von Sexarbeiterinnen in Anspruch nahmen, über welche die Differenz von gesund und krank in den älteren Seuchendiskursen hergestellt worden war (Ziegler 2007, 234ff. und 264ff.), brauchten sich dank dieser Konstruktion nicht mit Aids auseinander zu setzen. Im Vergleich mit den immer prekären Verweisen auf die Klassenzugehörigkeit – so ging ein Freier »natürlich« nur zu den Damen in teuren Etablissements wie »s'Traumland« oder die »Blaue Lagune«, nicht aber zu den »billigen Drogenhuren auf dem Strassenstrich«⁵ – diente die »sexuelle Identität« nämlich als eigentlicher »cordon sanitaire« (Waldby 1995, 192): Die Debatte über (männliche) Homosexualität und Aids ist nicht zuletzt vor dem Hintergrund einer im Laufe des 20. Jahrhunderts zunehmenden Betonung der Sexualität als exklusives Identitätsmerkmal zu betrachten, die vor allem seit der Sexuellen Revolution auch zu einer »Heterosexualisierung« verschiedengeschlechtlicher Beziehungen führte (etwa Cocks 2006).

Dass ausgrenzende und stigmatisierende Tendenzen gegenüber nicht heterosexuellen Beziehungsformen in der Medienberichterstattung klar zu erkennen sind, schließt nicht aus, dass es parallel dazu auch Narrative der Viktimisierung gab, die sich nicht nur im Zusammenhang mit »unschuldigen« Babies (etwa dpa 1984) erkennen lassen, sondern gerade auch in Texten über »Homosexuelle«. Watneys (1988, 54) Beobachtung, dass Aids-Kranke entweder »as responsible for their own illness« betrachtet würden, oder aber »as tragically ›innocent‹ victims, at least if they are white, middle-class and heterosexual«, ist deshalb zu differenzieren. Unter dem Titel »So grausam ist die neue Seuche AIDS« (H.O. 1983) zeichnete beispielsweise der *Blick* schon in einem der ersten Artikel zum Thema ein deutliches Bild der Machtlosigkeit der Kranken. Mit den Worten »Die ersten Bilder eines AIDS-Kranken aus Amerika zeigen die schreckliche Verwandlung eines jungen hübschen Mannes in ein

5 Archiv der »Lieben Marta« (im Folgenden LM), ohne Nr. (Dossier »Aids«), Brief vom 9.5.1995.

körperliches Wrack«, werden zwei Fotos (Abbildung 6) präsentiert, die zweifellos eher darauf ausgelegt sind, Mitleid zu generieren, denn Schuld zuzuweisen oder Unterschiede zu behaupten. Auch die Tatsache, dass es sich um einen Bericht aus den USA handelt, lässt sich kaum in letzterem Sinne interpretieren, da ein expliziter Verweis auf die Schweiz nicht fehlt, wo der Krankheit »bereits sechs Menschen zum Opfer« gefallen seien. Zugleich waren es aber Bilder wie diese, mit denen nicht nur das (sexualisierte) »normale« Alltagsleben der »Homosexuellen« illustriert, sondern auch die im vorangehenden Abschnitt beschriebene Ikonografie des Aidskörpers etabliert wurde.



Abb. 6: Bilder im *Blick* vom 14.7.1983 (H.O. 1983).

4. Das Ende der Sexuellen Revolution?

In den Debatten über sexuell übertragbare Infektionskrankheiten der 1970er und 1980er Jahre gab es neben der Verknüpfung von Aids und männlicher Homosexualität einen zweiten, teilweise damit verbundenen Bezugsrahmen, der ähnlich wichtig gewesen sein dürfte: die Sexuelle Revolution. Deutlicher als im Titelbild des *SPIEGEL* vom 21. April 1975 kann diese Referenz wohl kaum hergestellt werden (Abbildung 7). Hier verweist das Magazin auf die Stichworte »sexuelle Befreiung« und »Pille«, beides zentrale Aspekte der zeitgenössischen Thematisierung der Sexuellen Revolution (etwa Eder 2005, Eitler 2007, Bänziger et al. 2015), die dann im Artikel auch explizit erwähnt wird (Zucht 1975, 78). Mit Fotografien von halbnackten Erwachsenen mit Kind im »Schlafraum einer dänischen Kommune«, zweier sich küssender und intim berührender Frauen sowie einer Werbung für die Pille, auf der eine sehr junge Frau abgebildet ist, werden die drei »Ausbreitungsursache[n] Promiskuität«, »Permissivität« und »Pille« auch im Bildprogramm an prominenter Stelle aufgenommen.

In den Legenden und im Haupttext werden diese »drei großen P« dann ausführlich beschrieben: »Liebespraktiken« wie der »oral-genitale Kontakt« seien seit der Sexuellen Revolution »großzügiger« geworden (ebd., 73 und 77), heißt es etwa zum Stichwort »Permissivität«. Obwohl mit der Beschreibung »Seltene Ansteckungsquelle Prostitution, häufige Ansteckungsquelle Homosexualität« eine zweite Abbildung auch auf die Verknüpfung der Thematik mit Homosexualität verweist, spielt diese im Haupttext noch nicht jene zentrale Rolle wie einige Jahre später. Die Syphilis, so ist zwar einerseits zu lesen, »grassier[e]« zur »Erleichterung« der Epidemiologen »vor allem unter Homosexuellen«; andererseits wird ihre Thematisierung mit der Bemerkung eingeleitet, dass »der Frauenfreund Heinrich VIII. und Ludwig II. von Bayern, ein Liebhaber des eigenen Geschlechts« (ebd., 74), gleichermaßen davon betroffen gewesen seien. Im Zentrum des Textes stehen alltägliche heterosexuelle Begegnungen; als einer der wichtigsten Gründe für die Problematik wird denn auch unter Verwendung eines damals häufigen Narrativs (vgl. Silies 2010, 124ff.) die Pille genannt. Mit den Worten einer zeitgenössischen Studie folgert die Journalistin Monika Zucht (1975, 74): »Moderner Sex hat es mit sich gebracht.«



Abb. 7: Titelseite des *SPIEGEL* 17/1975.

Zugleich werden am Beispiel der Pille aber auch ihre Sympathien für die Errungenschaften der Sexuellen Revolution und die Idee der »sexuellen Befreiung« erkennbar. So beschreibt sie die »Sexualfeindlichkeit« der Kirchen (dazu Eitler 2009, 310ff.) als veraltet. Und wenn sie auf die Genugtuung verweist, die gewisse Kirchenvertreter angesichts der Nebenwirkungen der Pille empfinden könnten, stellt sie die von »Leo XIII. gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts« benutzte Rhetorik der Sün-

de den neuen Methoden der »Seuchenbekämpfer in aller Welt« gegenüber (Zucht 1975, 78). Ähnlich äußerten sich noch in den späten 1980er Jahren die bekannten us-amerikanischen Sexualforscherinnen William Masters, Virginia Johnson und Robert Kolodny (1988) in ihrem Buch über Aids, das in deutscher Sprache unter dem Titel *Das verdrängte Risiko* erschien. Eines der Kapitel trägt die Überschrift »Über die sexuelle Revolution hinaus« und beginnt mit folgender Frage: »Wenn man die sechziger und siebziger Jahre als eine Zeit des ungebremsen Experimentierens [...] und der augenblicklichen Befriedigung von Bedürfnissen ansieht, sind dann die späten achtziger [...] zu einer Ära sexueller Ängste und Hemmungen geworden?« (ebd., 138) Vor dem Hintergrund der Wortwahl – Experimentieren vs. Hemmungen – und des restlichen Textes wird deutlich, dass es ihnen weniger darum ging, das Ende der Sexuellen Revolution zu behaupten oder gar zu begrüßen, denn angesichts der besorgniserregenden Situation in den USA ihren Leserinnen Orientierungshilfen anzubieten. Nicht ohne Selbstironie endet das Kapitel mit den zuversichtlichen Worten: »Eine hübsche Überschrift, gewiß, aber die sexuelle Revolution ist noch nicht tot – nur ein paar Truppenteile liegen im Sterben.« (ebd., 156)

In den untersuchten massenmedialen Quellen aus den frühen 1980er Jahren gibt es einerseits immer wieder warnende Stimmen, die sich gegen den Aufschwung der »Saubermänner und Sittenwächter« (Jenny 1984) wandten. Andererseits fehlt ein gleichermaßen explizit positiver Bezug auf die Sexuelle Revolution weitgehend. Zugleich taucht nun die Homosexualität in diesem Zusammenhang an deutlich prominenterer Stelle auf: »Die Homosexuellen leben gefährlich«, ist etwa am Ende des oben zitierten Textes von Lindenmann (1982) zu lesen. »Die ›permissive‹ Gesellschaft hat sie zwar entkriminalisiert, sie hat aber dafür eine ganze Pandorabüchse körperlicher Leiden über sie ausgeschüttet, deren Bekämpfung keine einfache Sache zu werden verspricht.« Das Problem der Schwulen, so lautete auch der Tenor im *SPIEGEL* (etwa N.N. 1984b), sei ihre Promiskuität. Als Lösung wurde oftmals die emotionalisierte und monogame Paarbeziehung dargestellt: Noch Mitte des Jahrzehnts unterstellte etwa die populäre schweizerische Sex-Ratgeberin Marta Emmenegger (1986) einem Ratsuchenden, der mit seiner alles andere als monogamen Lebensweise durchaus zufrieden war, dass er genau deshalb keine Ruhe finden könne. Das sei das »Schicksal der Schwulen«, die sich mit ihrer Sexualität nicht abgefunden hätten, gab ihm die Ratgeberin zu verstehen: »Macht einer einmal den Frieden mit sich und seiner Veranlagung, wird er sehr oft glücklich – mit einem festen Freund. Du machst Dir viele Gedanken. Mach Dir gelegentlich auch Dein Leben.« Die monogame Paarbeziehung bot in ihren Augen nicht nur Schutz vor Aids;

sie stand auch für das Versprechen auf eine glückliche Zukunft. Die drohende Zerstörung des Gleichgewichts des Immunsystems als Folge von Aids wird hier letztlich zu einem Resultat der Unfähigkeit, zu einem »seelischen« Gleichgewicht und einer ausreichenden Selbstführungs-kompetenz zu kommen – »[d]ich jagt es um die halbe Welt«.

Auf diese für Homo- wie für Heterosexuelle geltende Norm des partnerschaftlich-romantisch organisierten »Beziehungssex« (Wellmann 2012) verweist auch die Forderung nach »Treue«. Sie unterscheidet sich deutlich vom in den ersten Jahren angesichts des mangelnden Wissens über Ansteckungswege durchaus naheliegenden Ratschlag, die Zahl der Sexualpartnerinnen einzuschränken. In letzterem Sinne könnte auch der folgende Titel eines Artikels im *Blick* vom Herbst 1986 verstanden werden: »»Miss Playboy« Jane Bogaert: »Ohne Angst vor AIDS würde ich öfters in fremde Betten hüpfen!«« Doch spielt der Treuediskurs eine tragende Rolle im auf diese Weise angekündigten Interview mit vierzehn mehr oder weniger prominenten Personen. Allein die Tatsache, dass mindestens zehn davon angaben, in einer festen Beziehung zu leben, weist auf die Wichtigkeit der Treue hin, deren Bedeutung in den einzelnen Aussagen konkretisiert wird. Der Schauspieler Walter Andreas Müller etwa wurde mit folgenden Worten zitiert: »Ich lebe jetzt mit viel weniger Partnern. Ich habe mich auf einen konzentriert. [...] Die jetzt engere Beziehung zu nur einem Menschen bringt auch wieder eine grössere Empfänglichkeit für wirkliche Zärtlichkeit. Man genießt die Beziehung wieder mehr.« (N.N. 1986b)

Auch wenn sich solche positiven Beschreibungen von Paarbeziehungen nicht explizit gegen die Effekte der Sexuellen Revolution wandten, waren sie oftmals mit einem zweiten Aspekt des Treuediskurses verknüpft, in dem diese Abgrenzung deutlich zu sehen ist. So titelte etwa der *SonntagsBlick* im Spätsommer 1985: »Die neue Moral heisst: No Sex« und erklärte im Lead des entsprechenden Artikels: »Immer mehr hübsche Mädchen sind wieder Jungfrauen, warten auf die grosse Liebe. Der sittliche Zerfall der Jugend, einst so beklagt, ist keiner mehr.« (Löpfe 1985) Neu war diese auf exklusive und lebenslängliche, »romantische« Zweisamkeit ausgerichtete Moral der 1980er Jahre im Vergleich zur angeblichen »Promiskuität« und »Emotionslosigkeit« intimer Beziehungen seit der Sexuellen Revolution in den Jahrzehnten zuvor. Ihr Aufkommen wurde zwar nicht ausschließlich, aber doch an prominenter Stelle, mit Aids in Verbindung gebracht. Auch in den weiteren untersuchten Medien finden sich vor 1987 zahlreiche vergleichbare Beiträge. Studien wie Deborah Luptons (1994, 126) Analyse der medialen Bearbeitung der Aids-Thematik in Australien während der Jahre 1986 und 1987 zeigen, dass dies auch für andere Weltregionen gilt: »[T]he metaphors ›AIDS is a

moral reformer« and »sex is danger«, suggesting an end to the easy and open sexuality, supposedly engendered by the sexual revolution of the 1960s and 1970s, were dominant in press accounts.«



Abb. 8: Logo der »STOP AIDS«-Kampagne, Schweiz 1987.

Dass der Treuediskurs auch bei politischen Entscheidungsträgerinnen auf Sympathien stieß, lässt sich etwa am Beispiel der ersten schweizerischen »STOP AIDS«-Plakatkampagne von 1987 aufzeigen, die entgegen der Überzeugung der für die inhaltlichen Aspekte hauptsächlich zuständigen AHS auch für Treue warb.⁶ Auf einem der Plakate wurde anstelle des sonst üblichen Kondomsignets (Abbildung 8) das Bild eines goldenen Eherings verwendet (Abbildung 9). Dass diese Symbolik keineswegs neutral war, wurde von den Zeitgenossinnen vehement kritisiert⁷ und wohl nicht zu unrecht mit der im Dezember 1986 erfolgten Wahl des Tessiner Christdemokraten Flavio Cotti zum Innenminister in Verbindung gebracht (etwa Lukesch 1998). Schon im Rahmen der Budgetdebatten für 1987 hatte die kleine Parlamentskammer allerdings auf eine Verdoppelung der Mittel für die Aidsarbeit verzichtet (Minder 1986b), was ein vom *Blick* befragter bürgerlicher Ständerat mit der Vermutung quittierte, dass viele seiner Kolleginnen der »völlig falschen Auffassung huldigen, AIDS sei eine Fügung Gottes, die wir nun einfach hinnehmen müssten.« (Minder 1986a) Solche Ansichten dürften nicht zuletzt dank des Aufstiegs konservativer Kräfte in den 1980er Jahren Aufwind bekommen haben. Schon in einem der ersten Artikel schrieb der *SPIEGEL* denn auch, dass »die Aids-Hysterie« nicht zuletzt von »Amerikas Konservativen« begrüßt werde, »denen das in den siebziger Jahren gewachsene Selbstbewusstsein der Schwulen noch nie so recht gepasst hat.« (N.N.1983b, 147) Auch diesseits des Atlantiks nahmen vergleichbare Gruppierungen die bereits in den 1970er Jahren aufgekommene Kritik an den Aufbrüchen um und nach »1968« auf, doch ging es nun nicht mehr darum, auf spezifische Problematiken aufmerksam zu machen, sondern um das Projekt einer grundlegenden »geistig-moralische Wende«, wie ein zeitgenössisches Schlagwort Helmut Kohls lautete.

6 Vgl. etwa StAZH, WII15 2001/041.2, Brief vom 16.2.1986.

7 Vgl. u.a. StAZH, WII15 2001/041.5, Offener Brief an den Vorstand der AHS vom 19.5.1987.

Da sich die Zeitgeschichte erst seit Kurzem den 1980er Jahren widmet, lässt sich über den konkreten Einfluss dieser »Wende« auf die sexuellen Verhältnisse noch wenig sagen. So konnten sich zwar einerseits weder die Befürworterinnen der Eheringplakate in der Schweiz noch die für eine konservative »Seuchenpolitik« argumentierenden, hauptsächlich aus dem Umfeld der CSU stammenden Kräfte in der BRD durchsetzen. Andererseits hingegen sind Tendenzen der Abkehr von den Zielen der Sexuellen Revolution auch bei Teilen der Homosexuellenbewegungen unverkennbar. Die Forderung nach einem Verzicht auf ein »promis-kes« Leben war nicht selten in einen diskursiven Kontext eingebettet, in dem die Abgrenzung vom »schwulen« Lebensstil und der positive Bezug auf Beziehungssex und Treue zentral waren (vgl. Gammerl 2015, 235ff.). Magdalena Beljan (2014, 194) verweist in diesem Zusammenhang auf Rufe nach einer »Emotionalisierung« im Schwulenmagazin *du&ich* und auf die ambivalente Haltung Rosa von Praunheims im *SPIEGEL*: »Statt Solidarität habe die Schwulenbewegung [...] nur eine ›Scheinfreiheit‹ gebracht, die nicht eine wirkliche Befreiung bedeutete, sondern zu einer Kommerzialisierung von Sexualität und einer Entemotionalisierung schwuler Beziehungen geführt habe«. Und Marco Pulver (1999, 409) erwähnt eine Image-Kampagne in der BRD, die unter Mithilfe von Basisorganisationen »das Bild vom dekadenten Schwulen [...] gegen das des einsichtsvollen und verantwortungsbewussten Homosexuellen« austauschen wollte.



Abb. 9: Plakat der »STOP SIDA«-Kampagne, Schweiz 1987.

Gleichwohl ist es wichtig, solche Tendenzen nicht einfach als Aspekt einer zunehmend konservativen Hegemonie in den 1980er Jahren zu sehen. Zwar gab es, wie Massimo Perinelli (2012, 277; vgl. auch Schmincke 2015) bezüglich der Bewertung der Sexuellen Revolution zurecht argumentiert, eine »marked analogy between the radical leftist historiography of the last quarter-century and the historiography of bourgeois conservative groups.« Er weist aber zugleich darauf hin, dass dadurch eine andere, emanzipatorische Geschichte der Sexuellen Revolution aus-

geblendet worden sei. Die (sexuelle) Befreiung beispielsweise blieb, trotz aller Ambivalenz, bei Praunheim (1984) und zahlreichen anderen Stimmen aus der Schwulenbewegung über die Mitte der 1980er Jahre hinaus ein zentrales Konzept (Beljan 2014, 193ff.). Aber auch der andere, um Normalisierung bemühte Teil der Bewegungen (differenziert: Gammerl 2015), der sich nicht zuletzt im Umfeld der Aids-Hilfen engagierte (für die AHS: Bänziger 2015), lässt sich mit dem Prädikat »konservativ« nicht fassen: Ihre Bemühungen sind vielmehr als Versuche zu beschreiben, einen – wie es dann in den 1990er Jahren heißen sollte – »dritten Weg« zu beschreiten. Man wollte zwar die Sexuelle Revolution nicht fortsetzen, weil man nicht mehr an die Möglichkeit einer Befreiung glaubte; doch wollte man auch nicht hinter das Erreichte zurückgehen.

5. Ein neues gesundheitspolitisches Regime

Die bisher beschriebenen Aspekte dominierten die frühen Jahre der medialen und gesundheitspolitischen Bearbeitung der Aids-Thematik. Zu einer weitreichenden Veränderung kam es erst um die Mitte der 1980er Jahre, als sich der Fokus von den »Risikogruppen« zu den »Risikopraktiken« beziehungsweise zum »Risikoverhalten« zu verschieben begann. Neben der allmählichen Durchsetzung der These einer viralen Ursache (vgl. Treichler 1999, 149ff.) ist dieser Wandel zweifellos vor dem Hintergrund der gesundheitspolitischen Debatten über die »Prävention« im 20. Jahrhundert (Lengwiler/Madarasz 2010) zu betrachten, die damals vielfach unter dem Stichwort »(New) Public Health« geführt wurden. Auch war ihm eine langjährige Auseinandersetzung um die zu wählenden Strategien vorangegangen, in der sich nicht zuletzt Aktivistinnen aus dem Umfeld der Homosexuellen- und (weiteren) Betroffenenbewegungen vehement gegen Diskriminierungen und für die Freigabe der benötigten Ressourcen eingesetzt hatten. Zwar kann eine Risikogruppe über ähnliche Verhaltensweisen einer Anzahl von Personen definiert werden; in der Praxis wirkt diese Beziehung zwischen Kollektiv und Einzelpersonen jedoch oftmals umgekehrt: Von der (vermeintlichen) Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Gruppe wird auf das angeblich gemeinsame Verhalten der ihr zugerechneten Personen geschlossen. Wie ich oben gezeigt habe, wurden in den ersten Jahren etwa »die Homosexuellen« als einheitliche Gruppe »promisk« und »extrem« konsumorientiert lebender Personen imaginiert. Auch wenn das Konzept der Risikogruppen am Anfang durchaus hilfreich für die Aidsarbeit war, da es der Thematik die nötige Aufmerksamkeit unter den hauptsächlich Be-

troffenen verschaffte, zeigte sich die immanente Anschlussfähigkeit für diskriminierende Diskurse damit sehr bald.

Die Fokussierung auf Risikopraktiken erlaubte es, sowohl die stigmatisierenden Tendenzen zu bekämpfen als auch differenzierter an die potentiell Betroffenen heranzutreten. Für die Sexarbeit lässt sich dies gut zeigen. Solange nicht konkrete Praktiken, sondern »die Prostituierten« im Zentrum der Aufmerksamkeit gestanden hatten, war es einfach, im Reden und Schreiben über sie an die beschriebenen Differenzdiskurse anzuschließen. Sie kommen im Wortgebrauch verschiedener Ratsuchender, die sich an die Ratgeberin »Liebe Marta« wandten, deutlich zum Ausdruck. Der folgende Schreiber beispielsweise nahm in seinem Brief eine Klassifizierung vor: »Ich bin 60 [...] verkehre nicht in [...] Prostituiertenkreisen, hingegen Frauen, die ich als normal ansehe, wechsle ich ziemlich ab u. zu.«⁸ Das Konzept der Risikopraktiken erlaubte es nun ab Mitte der 1980er Jahre, auf solche pauschalen Aussagen zu verzichten und nach dem Übertragungsrisiko bei konkreten Handlungen zu fragen. Ganz auf den Konsum sexueller Dienstleistungen zu verzichten, brauchte nun keiner der Ratsuchenden mehr, wie zahlreiche Briefe zeigen (Bänziger 2010, 201ff.).

Die Etablierung des Konzepts der Risikopraktiken erfolgte über einen längeren Zeitraum und hat das der Risikogruppen keineswegs ganz verdrängt; noch heute schließen Organisationen wie die deutsche Bundesärztekammer (männliche) »Homosexuelle« kategorisch von der Blutspende aus (Beljan 2014, 178). Dennoch: In Deutschland (Pulver 1999, 583f.) wie in der Schweiz vergrößerte sich seit Ende 1984 die Zahl der Risikogruppen, da es immer schwieriger wurde, klare Grenzen zu ziehen. So startete der *Blick* im Sommer 1985 eine Kampagne, in deren Rahmen der Begriff auf weitere Bevölkerungsgruppen ausgedehnt wurde. Sie begann mit einem großen Bericht über André Ratti, einen bekannten TV-Moderator und ersten Präsidenten der AHS. Er hatte sich am 2. Juli 1985 mit den Worten »Ich heiße André Ratti, bin 50jährig, homosexuell, und ich habe Aids« (Minder 1985a) an sein Publikum gewandt. Nicht zuletzt indem er – neben seiner im Artikel stark betonten Religiosität – als aktiver Kämpfer auftrat, der »nicht resignieren, nicht jammern, nicht zum Märtyrer werden« (Minder 1985b) wollte, steht er für eine damals neue, personalisierende Form der Berichterstattung über die Risikogruppen und die Aktivität der Betroffenen. Sie löste eine ältere ab, die hauptsächlich passives, anonymes oder fernes Leiden präsentiert hatte (vgl. Abbildungen 1 und 6). In Bezug auf den Zeitpunkt und bis zu einem gewissen Grad auch auf die Funktion für die Aidsarbeit spielte Ratti damit eine vergleichbare Rolle wie der Filmstar Rock Hud-

8 LM, Nr. 4638, Brief vom 5.1.1987.

son in den USA (vgl. Meyer 1991), dessen Erkrankung kurze Zeit später bekannt wurde. »By giving AIDS a face – the square-jawed face of one of Hollywood's last classically romantic men – he intensified public, political and scientific interest in the incurable disease«, schrieb etwa die *Chicago Tribune* anlässlich seines Todes im Oktober 1985 (Schmich/ Siskel 1985).

Der den Auftritt Rattis kommentierende Bericht im *Blick* nannte nun neben den als »4H« etablierten Risikogruppen – den »Homosexuellen«, »Hämophilen«, Personen aus »Haiti« beziehungsweise »Afrika« und »Heroinkonsumenten« – weitere, auf die in den folgenden Wochen und Monaten mehrere Artikel teilweise ausführlich eingingen. In den Jahren davor hatten die Medien die 4H zwar keineswegs als ausschließlich betroffene Gruppen dargestellt, doch war ihnen in der Regel ein deutlich größeres Risiko zugeschrieben worden. Als nun jedoch der schweizerische Nationalrat und Arzt Paul Günter erklärte, dass er sich bei einer Operation mit »AIDS angesteckt« zu haben fürchte, wies der *Blick* explizit darauf hin, dass dieses Beispiel deutlich mache, »dass AIDS bei weitem nicht nur ein Problem von Homosexuellen und Fixern« (Zbinden 1985) sei. Ähnliches lässt sich auch für die anderen untersuchten Medien zeigen. Im *SPIEGEL* stand Aids im Sommer 1984 zwar noch eindeutig als »Krankheit des Gettos und seiner Minderheiten« in den Schlagzeilen, doch wurden nun repressive Tendenzen im staatlichen Umgang mit Aids zunehmend kritisiert und darauf hingewiesen, dass die »Promiskuität« ganz allgemein möglicherweise »das Vehikel der Seuche« sei (Halter 1984, 131). Gegen Ende des Jahres wurde – wiederum im Zusammenhang mit Homosexualität – über »Safer Sex« und die Notwendigkeit einer »Verhaltensänderung« berichtet (N.N. 1984b, 258), die 1985 auf alle sexuell aktiven ausgeweitet wurde. War zunächst noch von einer wenig konkreten »Allgemeingefährdung« (N.N. 1985a, 235) die Rede, wurde im August 1985 eine Ausgabe mit dem Titelthema »Aids und Liebe. Welches Risiko?« veröffentlicht, als Bild ein sich küssendes heterosexuelles Paar. In verschiedenen Artikeln wurde darauf hingewiesen, dass die Zeit der Diskriminierung vorbei sei, weil letztlich alle sexuell aktiven Personen zur Risikogruppe gehörten (etwa N.N. 1985b).

Auf dieser Grundlage wurde der Fokus der Kampagnen und der Medienberichterstattung nun auf die Risikopraktiken verschoben: Schutz bot nicht mehr die bloße Nichtzugehörigkeit zu einer Gruppe, sondern das Anpassen der je individuellen (sexuellen) Handlungen an den aktuellen Stand des Wissens über Übertragungswege. Ein entsprechender Hinweis fehlt denn auch im Bericht über Rattis Auftritt nicht: »Die von Ratti präsidierte Selbsthilfegruppe [gemeint ist die AHS; P.B.] will in einer ›Aktion sicherer Sex‹ AIDS-Gefährdete mit Videofilmen über die Ri-

siken einzelner Sexualpraktiken aufklären.« (Minder 1985a) Und im *SPIEGEL* schrieben die beiden Hannoveraner Sexualmediziner Wolfgang Müller und Klaus Pacharzina (1985): »Es geht nicht um eine ›neue Moral‹, um ›neuen Sex‹, um Treue oder Monogamie. Wir Sexualmediziner sind gewiss nicht die Saubermänner der Nation. Dies ist keine Handlungsanleitung nur für ›Risikogruppen‹. [...] Gefragt ist verantwortliches Handeln, gefragt sind individuelle, freie Entscheidungen vor dem Hintergrund einer realen Gefahr.« Sie beschrieben die möglichen Übertragungswege und das Risiko bei bestimmten Praktiken. Zwar biete nur »Enthaltsamkeit« vollkommene Sicherheit, doch da dies für die meisten nicht realistisch sei, gehe es vor allem darum, »das Risiko zu begrenzen«.

Solche Anleitungen unterscheiden sich grundlegend von den Forderungen nach Verboten, »Notrecht« (Moll 1984) und Aus- oder Einschließung, die vereinzelt noch bis Ende der 1980er Jahre zu vernehmen waren. Noch im Frühjahr 1987 beschloss etwa die bayrische Regierung einen ganzen Katalog von Zwangsmitteln, vom Zwangstest bis zu drakonischen Strafen. Dass nun aber der *SPIEGEL* den Vorwurf erhob, Bayern wolle einen totalitären »Aids-Staat« (N.N. 1987) errichten, erstaunt nicht, da sich das neue, auf Risikopraktiken ausgerichtete Regime bereits auf breiter Basis durchgesetzt hatte (vgl. Beljan 2014, 210f.).

Mitte der 1980er Jahre hätten sich zwei Strategien gegenüber gestanden, schreibt die deutsche Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (o.J., 16; vgl. ebd., 22; Staub 2005) im Rückblick nicht ohne Eigenlob: einerseits die »klassische Seuchenbekämpfungsstrategie«, andererseits eine »gesellschaftliche Lernstrategie, die auf modernen gesundheits- und sozialwissenschaftlichen Konzepten beruht.« Damit sei Aids geradezu die paradigmatische Epidemie eines neuen gesundheitspolitischen Regimes geworden, argumentiert etwa Delphine Moreau (2005). Da wichtigen Akteurinnen schon relativ früh klar gewesen sei, dass Aids in absehbarer Zeit nicht geheilt werden könne, hätten sie sich zunehmend darauf konzentriert, die Epidemie zu regulieren. An die Stelle des repressiven und überwachenden Zugriffs auf Gruppen oder Einzelpersonen sei die Information und statistische Kontrolle der Bevölkerung im Allgemeinen sowie einzelner Gruppen im Speziellen – in den Papieren der AHS nun bezeichnenderweise »Zielgruppen«⁹ genannt – getreten. Vor allem aber sollten die Kranken nicht mehr von den Gesunden oder Gefährdeten getrennt werden; alle sollten gleichermaßen lernen, sich risikominimierend zu verhalten: »[I]l s'agit [...] de faire entrer les gestes de protection dans les mœurs collectives à travers des campagnes publi-

9 StAZH, WII15 2001/041.5, Leitbild '87, 4.

ques. Celles-ci s'adressent à des individus responsables, elles proposent plus une conduite [...] qu'elles n'imposent une discipline.« (ebd., 105)

Eine Medikalisierung, die noch 1975 trotz der erkennbaren Rückschläge im »Kampf« gegen übertragbare Krankheiten als möglicher Ausweg gegolten hatte (Zucht 1975, 79), wird erst seit den 1990er Jahren wieder breiter diskutiert. 1987 dagegen konstatierte etwa die *NZZ*, dass man noch weit davon entfernt sei, einen Impfstoff oder eine wirksame Therapie zur Verfügung zu haben. Vielmehr sei »eine weitere demografische Verschiebung weg von den jungen Jahrgängen« (He. 1987) zu befürchten, heißt es in einem alarmistischen, an den zeitgenössischen Diskurs um die »Überalterung« (vgl. dazu Wellmann 2012, 211) anschließenden Ton, der zugleich darauf verweist, dass damals noch keineswegs alle vom Erfolg der neuen Aidspolitik überzeugt waren. Der eben gestarteten »STOP AIDS«-Kampagne wurde etwa mangelnde »Ganzheitlichkeit« vorgeworfen und angesichts einer angenommenen »Triebhaftigkeit« der Menschen wurde die Frage diskutiert, ob man wirklich schlicht auf deren »Einsicht« hoffen könne (He. 1987). In diesem Sinne hatte etwa Friedhelm Farthmann, Gesundheitsminister in Nordrhein-Westfalen, Ende 1984 in einem *SPIEGEL*-Interview erklärt, »daß der Mensch gegen Selbstschädigung nicht in allen Punkten geschützt werden« könne und dass die »staatliche Verantwortung« mit der Information jener Personen ende, »die bestimmte Sexualpraktiken« pflegen (N.N. 1984a).

Die Forschung der vergangenen Jahre hat jedoch gezeigt, dass die damals einsetzende Ausrichtung der Aidsarbeit auf die »Eigenverantwortung« (Süssmuth 1987, 25; vgl. Bänziger 2015) nicht nur auf einfachen Appellen und dem Bereitstellen von Informationen beruhte, sondern ein ganzes Arsenal an Anleitungen zur Selbstführung, disziplinarischen »Maßnahmen«, therapeutischen Angeboten, wissenschaftlichen Expertisen u.a.m. etablierte, das diesem Zweck diene. Und es ist auch nicht abzusehen, wie stabil dieses Arrangement in Zukunft sein wird. Dennoch ist festzuhalten: Spätestens seit Aids ist jede sexuell aktive Person aufgefordert, sich »richtig« zu verhalten: verantwortlich im Umgang mit den eigenen wie auch den gesellschaftlichen (vgl. Lessenich 2008) »Ressourcen« zu sein. Fragen nach den Ursachen für eine Infektion können nicht mehr mit einem tragischen »weil ich so bin« oder einem unschuldigen »ich habe es nicht gewusst« beantwortet werden. Dieses Bild bestätigt auch die Lektüre der Briefe an die »Liebe Marta«. Die Mehrheit der Ratsuchenden ging davon aus, dass ihre Gesundheit von ihrem Verhalten beziehungsweise den von ihnen gewünschten sexuellen Praktiken abhängt (Bänziger 2010, 201ff.).

Die Ratgesuche zeigen aber auch, dass es oftmals an verlässlichen und im Alltag anwendbaren Informationen mangelte. Insbesondere vor

Frühjahr 1987 gab es kein breit abgesichertes Wissen über Aids (Epstein 1996, 79ff.), das eine einheitliche Informationspraxis ermöglicht hätte. Noch in den späten 1980er Jahren sorgten wissenschaftliche Befunde, die dem Narrativ »und X ist doch riskant« Nahrung gaben, immer wieder für Schlagzeilen (etwa Ograjenschek 1988a/b). Auf den unsicheren Wissensstand reagierten die Medien, indem sie sowohl Praktiken erwähnten, die als riskant bekannt waren, als auch solche detailliert aufzählten, die bloß unter gewissen Umständen als gefährlich eingestuft wurden. Während einiger Zeit galten somit – mit abwechselnden Schwerpunkten und Kombinationen – fast alle körperlichen Kontaktformen als potentiell risikoreich. Auf diese Problematik anspielend heißt es in einer Anzeige der Deutschen Aids Hilfe (1987): »Also ich dachte, nun geht nichts mehr! Was die mir alles erzählt haben, ich wurde ja ganz wirr im Kopf: angeblich kein Küssen, keinen Kerl mehr im Bett, die Leute wurden ja schon bleich, wenn man sie nur stark ansah.« Nun jedoch, so die Botschaft, könnten solchen Befürchtungen klare Handlungsrichtlinien gegenüber gestellt werden: Penetration »nicht ohne [Kondom; P.B.], in den Mund nehmen kannst du ihn schon, aber nicht kommen lassen«.

6. Vom Aids- zum Präventionskörper

Mit dem über zahlreiche Kanäle verbreiteten Wissen über sexuelle Praktiken gingen spezifische Formen einher, sich selbst zu beobachten und den eigenen Körper zu behandeln. Ein Beispiel dafür ist das Thema »Verletzungen«. Schon früh war das höhere Verletzungsrisiko bei analer im Vergleich zu vaginaler Penetration als Ursache für die HIV-Übertragung ausführlich diskutiert worden. So schrieb der *Blick* zu Beginn des Jahres 1986: »Beim Anal-Sex, der bei Homosexuellen am weitesten verbreiteten Sex-Praktik, ist das [die Übertragung von HIV; P.B.] am leichtesten möglich: Das Darmende ist äusserst verletzlich, kleine Blutungen sind die normale Folge von Analverkehr.« Für den »Normalverbraucher« dagegen, der auf »Anal-Sex verzichtet«, bestehe »[w]enig bis gar keine Gefahr [...]. Grund ist die besonders robuste Beschaffenheit des weiblichen Geschlechtsorgans.« (N.N. 1986a) Erstens wird hier die Penetration, für welche die Vagina im Gegensatz zum Anus als geradezu gemacht dargestellt wird, als dominantes Skript hetero- wie homosexueller Kontakte bekräftigt. Zweitens wird der Hetero-Sex als Norm behauptet, was dazu beitrug, jene Barriere zwischen dem hetero-sexuellen »wir« und den »homosexuellen« und potentiell an Aids erkrankten An-

deren zu etablieren, von der oben die Rede war (vgl. auch Treichler 1999, insbes. 17f.).

Solche Darstellungen blieben jedoch nicht unwidersprochen. Schon 1985 war etwa in einem persönlichen Antwortbrief der »Lieben Marta« zu lesen: »Schutz davor [vor eine HIV-Übertragung; P.B.] gibt die Verhütung aller Sexualpraktiken, bei denen leichte Verletzungen entstehen können (man weiss aber auch, dass schon die Penetration mit einer zu wenig erregten Frau mit trockener Vagina bei beiden Partnern Verletzungen erzeugen kann).«¹⁰ Indem sie diese Verletzungen als »leicht« charakterisierte, übernahm sie eine damals verbreitete Redeweise. Dieser zufolge sind die für eine Infektion mit HIV nötigen Verletzungen klein, häufig und unvermeidlich. »Mikrorisse« – wie es in einem Ratgesuch treffend heisst – wurden zu einer Metonymie für unsichtbare Verletzungen, »die immer vorhanden sind«¹¹ und dem Virus eine Vielzahl von Möglichkeiten bieten, um durch die Haut zu dringen (vgl. Waldby 1995). Das Thema wurde zu jener Zeit auch in anderen Periodika aufgegriffen. »Medizinisch steht fest«, so wurde etwa berichtet, »dass selbst kleine Wundkontakte mit dem Blut eines AIDS-Kranken zur Infizierung mit der Krankheit führen können.« (Zbinden 1985)



Abb. 10: Plakat der »STOP AIDS«-Kampagne, Schweiz 1992.

Im Frühjahr 1987 dagegen schrieb der Experte Staub: »[E]s braucht keine Verletz[ung]«. ¹² Auch in den Kolumnen der »Lieben Marta« ist in den ersten Monaten dieses Jahres eine signifikante Änderung festzustellen. Die Verletzungen verschwanden fast vollständig, und wenn die Ratgeberin trotzdem darüber schrieb, handelte es sich eher um Entwarnungen als um Dramatisierungen: »Zwar gibt es immer wieder winzige Verletzungen, durch die ein Virus theoretisch schlüpfen könnte – aber bisher ist kein einziger Fall von Ansteckung bekannt, der auf diese

10 LM, Nr. 790, Antwortbrief vom 19.9.1985.

11 LM, Nr. 8738, Brief vom 6.2.1988.

12 LM, Nr. 6003, Brief vom 1.3.1987, 2 (direkt auf den Brief notierte Antwort auf die entsprechende Frage eines Lesers).

Weise zustande kam.« (Emmenegger 1988a) Auch im Zusammenhang mit analem Sex hieß es nun: »Hingegen ist das Verletzungsrisiko gering, und der Schliessmuskel ist elastisch genug, um kaum Schaden zu nehmen.« (Emmenegger 1988b) Diese Verschiebung machte durchaus Sinn, wenn man bedenkt, dass die Hinweise auf die Risiken kleinster Verletzungen nicht gerade geeignet waren, sichere Informationen zu verbreiten und Tendenzen der Dramatisierung entgegen zu wirken. Mit dem Einsetzen der schweizerischen »STOP AIDS«- und der deutschen »Gib AIDS keine Chance«-Kampagnen im Frühjahr 1987¹³ waren die Verantwortlichen sichtlich bemüht, Klarheit zu schaffen und leicht zu befolgende Regeln aufzustellen. Der Verweis auf die »Schleimhäute« etwa war unter diesem Vorzeichen viel besser geeignet, die tatsächlichen und angeblichen Orte der Übertragung zu diskutieren. An den Fingern beispielsweise gibt es keine Schleimhäute und ab den späten 1980er Jahren fragte sich denn auch niemand mehr, ob man sich über dortige Verletzungen »anstecken« könne, wie es ein paar Jahre früher der oben zitierte Nationalrat Günter getan hatte.

Die Verbreitung von Wissen über einzelne Praktiken und die je nach Körperstelle unterschiedliche Beschaffenheit der Haut war eine Bedingung für die Durchsetzung des Präventionsregimes, die Propagierung des Kondoms eine zweite. Auch hier stellt das Jahr 1987 einen wichtigen Wendepunkt dar: In der Schweiz wie in Deutschland setzten die nun einsetzenden staatlich finanzierten Kampagnen an zentraler Stelle auf das Kondom. Dass dieses Vorhaben durchaus erfolgreich war, zeigen nicht nur die Absatzzahlen.¹⁴ Im Verlauf des Jahres 1987 stieg in der Schweiz die Anzahl der 17- bis 30-jährigen Personen, die wussten, dass man sich bei einer Penetration mit dem Penis mit einem Kondom gegen eine HIV-Transmission schützen kann, von 62 auf 82 Prozent (Zeugin 1988, 20). Für Deutschland gilt ähnliches (Tümmers 2012, 250). Auch an den Briefen von Ratsuchenden lässt sich erkennen, dass diese spätestens ab 1987 über die Schutzwirkung des Kondoms informiert waren: Rund 40 Prozent aller Fragen zum Thema Aids enthielten nun einen Hinweis darauf.

Bezüglich der analen Penetration schrieb die Ratgeberin nun zwar noch immer: »Neuerdings sorgt Aids dafür, dass die [anale; P.B.] Praktik anrühlich bleibt«, doch folgte nun der Zusatz »– wer ihr mit unvertrautem Partner ohne Kondom obliegt, muss lebensmüde sein.« (Emmeneg-

13 Bereits 1985 waren in Deutschland (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung o. J., 10) und 1986 in der Schweiz (Bundesamt für Gesundheit 2005) erste Informationsbroschüren verteilt worden waren, nationale Kampagnen gab es aber noch keine.

14 Der Absatz von Kondomen stieg in der Schweiz von 7.62 Mio. (1986) auf 11.65 Mio. (1987); in Deutschland von 96 Mio. auf 155 Mio. (vgl. Beusch 1997, 17).

ger 1988b) Die Anrűchigkeit verweist nun weniger auf die Praktik selbst als auf den Verzicht auf die Schutzműglichkeit: Neben dem spezifischen Wissen über den Kűrper und seine (sexuelle) Behandlung wurde damit eine neue Norm aufgestellt, die man nicht ohne negative Sanktionen missachten durfte. Diese Problematik wurde schon durch die zeitgenűssischen Sozialwissenschaften diskutiert, wenn etwa darauf hingewiesen wurde, »dass ein Teil der Befragten nicht (mehr) bereit war, űber ein unerwűnschtes Verhalten zu sprechen.« (Zeugin 1988, 23; vgl. auch Beljan 2015, 336ff.) Solche Befunde sind jenen Stimmen gegenűber zu stellen, die den Rűckgang an Neuinfektionen direkt auf den Erfolg des Prűventionsregimes zurűckfűhren. Zumindest auf der Basis der hier prűsentierte Quellen lűsst sich űber die Auswirkungen der Verbreitung des Prűventionswissens auf die konkreten sexuellen Handlungen wenig aussagen. Viele Personen wussten zwar, wie sie sich schűtzen konnten; ob sie es aber taten, entzieht sich dem historiografischen Blick.



Abb. 11: Plakat der »STOP AIDS«-Kampagne, Schweiz 2006.

Kein Zweifel besteht jedoch darűber, dass hier das Bild eines »gesunden« Kűrpers etabliert wurde, der nicht mehr, wie noch in der ersten Hűlfte der 1980er Jahre, als »nicht-Aidskűrper« unmarkiert bleiben konnte, sondern ein Vorbild darstellte, dem zu entsprechen zunehmend alle angehalten waren. Ein Blick auf die Plakate der »STOP AIDS«-Kampagne macht deutlich, wie dieser »Prűventionskűrper« nicht zuletzt auf der Bildebene produziert und propagiert wurde. Allerdings geschah dies in grűűerem Maűstab erst ab 1991, wűhrend bis dahin eindeutig der »Aidskűrper« im Vordergrund stand. Besonders signifikant fűr diese Verschiebung im Bildprogramm ist ein Plakat aus dem Jahr 1992 (Abbildung 10), das zugleich ein frűhes Beispiel fűr die seit den 1990er Jahren in der Schweiz wahrzunehmende Rekonfiguration des bűuerlichen Kűrpers darstellt, fűr den nun, wie Tobias Scheidegger (2009, 2012) argumentiert, Begriffe wie »Authentizitűt«, »Gesundheit« und »Reinheit« zentral wurden. Damit war er als Vorbild fűr den Prűventionskűrper geradezu prűdestiniert: Ein Kűrper, der sich durch Landarbeit gesund er-

hält, nicht nur in ökonomischer Hinsicht für sich selbst sorgen kann und damit nicht Gefahr läuft, mit den in verschiedenster Hinsicht fließenden Grenzen der oftmals in einem urbanen Umfeld verorteten Aidskörper verwechselt zu werden.

Die Spur dieses Präventionskörpers lässt sich bis in die jüngste Vergangenheit verfolgen: Auf einem Plakat aus dem Jahr 2006 etwa sind zwei unbekleidete Frauen beim Fechten zu sehen, auf einem zweiten drei Eishockey spielende Männer, die lediglich Schlittschuhe tragen (Abbildung 11). Der sportliche, attraktive Körper, so wird hier suggeriert, ist nicht jener des mit HIV infizierten oder an Aids erkrankten Mitmenschen, sondern jener des sich selbst schützenden Subjekts. Damit weist der Präventionskörper über die Aids-Thematik hinaus: Er ist nicht zuletzt im Kontext des Aufstiegs des fitten und sich selbst gut führenden Konsum- und Sexkörpers seit den 1980er Jahren (dazu Duttweiler 2004, Graf 2013, Wellmann 2013a/b) zu betrachten. Da all jenen Diskriminierung und Stigmatisierung droht, die von diesem zunehmend hegemonialen Körperbild abweichen, veranlasste es viele zu besorgter Selbstbeobachtung: Man wollte auf keinen Fall einen Aidskörper haben (Bänziger 2010, 212ff.). Zugleich konnte aber die durch die Gegenübersetzung von Aids- und Präventionskörper behauptete Sichtbarkeit von Aids auch Grund für eine trügerische Sicherheit sein (ebd. 2010, 204f.). Im Jahr 2000 reagierte die »STOP AIDS«-Kampagne auf diese Problematik mit einem Plakat, auf welchem einem an der Ikonografie des Aidskörpers orientierten Bild allerdings eher eine herkömmliche Figur hegemonialer Männlichkeit – mit Hornbrille und Krawatte – gegenübergestellt wird, denn der fitte Präventionskörper (Abbildung 12).

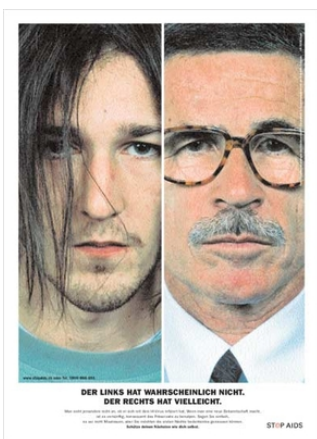


Abb. 12: Plakat der »STOP AIDS«-Kampagne, Schweiz 2000.

Getragen wurden solche Bemühungen nicht zuletzt durch die Schwulenzbewegung, die sich schon früh bemühte, die Verknüpfung von homosexuellem und Aidskörper aufzulösen. Dabei wurden zunächst die mediale Ikonografie kritisiert und andere Körperbilder popularisiert (Beljan

2014, 178ff. und 219ff.). In einer zeitgenössischen Anzeige der DAH zu diesem Thema etwa sind sehr unterschiedliche Typen von Männern und Moden abgebildet (Abbildung 13).

Dabei knüpften schwule Männer nicht zuletzt an ältere Tendenzen an, sich »komplizenhaft in ein hegemoniales Verständnis von Maskulinität einzuschreiben«, wie Benno Gammerl (2012, 240) anhand von zeitgenössischen Kontaktanzeigen argumentiert. Der homosexuelle Körper sollte nicht mehr der andere sein, der effeminierte oder neuerdings der Aids-kranke, sondern der männliche Körper schlechthin. Dieses neue Image wurde in den 1990er Jahren mit einigem Erfolg etabliert. Entsprechend dürften die auf Abbildung 11 zu sehenden Männer für zeitgenössische – homo- wie heterosexuelle – Augen in erster Linie über ihre Sportlichkeit und Gesundheit markiert gewesen sein und das Plakat somit tendenziell alle Männer gleichermaßen angerufen haben.



Abb. 13: Anzeige der DAH, *du&ich* 8/1988.

Sportlichen Heroinkonsumierenden und Personen mit Aids oder HIV begegnet man hingegen nach wie vor selten. So etwa auf einem Plakat der zambischen »The HEART«-Kampagne aus dem Jahr 2000 (Abbildung 14) oder in einem Artikel der *ZEIT Online* zum Weltaidstag 2010, der mit folgenden Worten einsetzt: »Als Klaus Wittke 1994 von seiner HIV-Infektion erfährt, gibt ihm sein Arzt noch wenige Jahre zu leben. Dass er nun, 16 Jahre später, einen Alltag ohne große Einschränkungen hat, dass er sogar Höchstleistungen bringt, ist für ihn ein kleines Wunder.« Im weiteren Text kommt unter anderen Jürgen Rockstroh, Infektiologe an der Universitätsklinik Bonn und Präsident der Deutschen Aids-Gesellschaft, zu Wort: »Erste Zwischenanalysen zeigen, dass das Immunsystem sich unter einer sportlichen Belastung wie einem Marathon positiv entwickelt« (Blaschke 2010). Inwiefern sich hier ebenfalls ein Abschied vom Aidskörper abzuzeichnen beginnt und für welche Grup-

pen von Betroffenen, muss vorläufig offen bleiben. Die hier eingenommene körpergeschichtliche Perspektive zeigt aber auf, dass der Vergleich mit älteren Ikonografien der Seuche die beschriebenen Bildprogramme nur zu einem Teil erklären kann. Sie sind vor allem im Kontext anderer zeitgenössischer Körperbilder und -praktiken zu betrachten, die wiederum ihre eigenen Genealogien haben.



Abb. 14: Plakat der »The HEART«-Kampagne, Zambia ca. 2000.

7. Schluss: Über das Erfolgsnarrativ hinaus

Interessant und weiter zu untersuchen wäre in diesem Zusammenhang nicht zuletzt die Verschiebung vom Körpereinsatz in den politischen Kämpfen der Betroffenen in den 1980er Jahren – man betrachte etwa die frühen *SPIEGEL*-Bilder von Demonstrantinnen, die ein Transparent mit der Aufschrift »FIGHTING FOR OUR LIVES« trugen (Abbildung 4) oder bei einer Mahnwache die Zahl der Toten inszenierten (Abbildung 15) – zum individuell für den Sieg kämpfenden, HIV-positiven Marathonläufer des 21. Jahrhunderts. Die hier vorgeschlagene Perspektive hilft damit auch, die Geschichte von Aids nicht einseitig als Erfolgsgeschichte zu erzählen (so etwa Tümmers 2012, 2014): Was einerseits in eine Reduktion von Neuinfektionen mündete und die Lebensqualität von Betroffenen zu verbessern half, war andererseits mit spezifischen Anrufungen an Körper und Subjekte, einer grundlegenden Transformation sozialer Bewegungen sowie weiterhin auch ausschließender Praktiken verbunden. »Statt wohliger Lebenslust zu frönen, sollten wir ein Volk freudloser Aerobiner, Fitnesser und Weightwatcher sein, ansonsten lauert jetzt auch noch AIDS, um den Menschen ihre bösen Gelüste zu vergällen«, ahnte schon ein Zeitgenosse (Jenny 1984).

Eindrücklich verweist auch Sarah Schulman (2012) auf die Ambivalenzen dieser Geschichte. Sie schildert, wie die Differenzdiskurse der Frühzeit direkte Effekte auf die Körper der Betroffenen hatten, wenn sie

etwa in Krankenhäusern keine oder nur mangelhafte Behandlung bekamen. Anstatt aber der hegemonialen Erzählung zu folgen, dass mit dem Präventionsregime alles besser geworden sei, bringt sie dieses auch mit der Tatsache in Verbindung, dass etwa die zehntausenden von Toten, die allein in New York City zu beklagen sind, zunehmend als Teil einer überwundene Geschichte betrachtet würden. Dies bringe jene gesellschaftlichen Aufbrüche der 1980er Jahre zum Schweigen, die die Aids-Krise auch mit sich brachte (vgl. dazu Engelmann 2012). Weiter fragt Schulmann, welchen Einfluss das Verschwinden eines beträchtlichen Teils der »gay communities« auf die Umgestaltung bestimmter Stadtteile, etwa des East Village, hatte. Sie machten, so ihre These, Platz für jene heteronormativ sozialisierten Angehörigen der weißen Mittelklassen, deren Eltern in der Nachkriegszeit die us-amerikanischen Städte in Massen verlassen hatten und in die ländliches Leben inszenierenden Vorstädte gezogen waren. Dass das Bild des Präventionskörpers nicht wenig Attraktivität für diese neuen Stadtbewohnerinnen hatte, liegt nahe.



Abb. 15: Foto einer Aids-Mahnwache im *SPIEGEL* 28/1983 (N.N. 1983b, 146).

Solche Fragestellungen wurden bisher für den deutschsprachigen Raum noch kaum bearbeitet, was ich hier auch nicht nachholen kann. Zweifellos können sie auch nicht direkt übertragen werden, da Aids hier nicht annähernd so viele Opfer forderte wie in den großen Städten der USA. Gleichwohl scheint es mir lohnenswert, vermehrt über solche Fragen nachzudenken. Beispielsweise machte Aids erstmals die Ambivalenz von Prozessen der Konstruktion eindeutiger sexueller Identitäten auf breiter Basis sichtbar, was nicht zuletzt zu den Debatten über Queerness seit den 1980er Jahren führte (vgl. Engelmann 2012). Es wäre deshalb voreilig, von einem »eigentlich Homosexuellen« zu sprechen, wenn etwa ein 20-jähriger zu Beginn der 1990er Jahre fragte, welche Vorsichtsmaß-

nahmen er treffen müsse, wenn er »mit einem anderen Mann z.B. oralen oder analen Verkehr praktiziere? Wie ist es mit Sperma? Welches sind die ›speziellen‹ Risiken, die ich beim Verkehr mit einem Mann berücksichtigen muss? [...] Diese Fragen stelle ich Dir, weil ich zum ersten Mal, als ›Ausprobieren‹ sozusagen, mich mit einem homosexuellen Mann treffen möchte, um einmal die ›andere Seite‹ kennenzulernen.«¹⁵ Die Verschiebung zum Diskurs über die Risikopraktiken etablierte auch neue Möglichkeiten der (sexuellen) Begegnung von Körpern – vielleicht gab es sogar einen bestimmten Zeitraum in den 1980er Jahren, in dem ein nicht identitäres Sexualleben eher möglich war als heute. Noch ist allerdings zu wenig über die Sexualitätsgeschichte dieses Jahrzehnts bekannt, um hier robustere Thesen aufstellen zu können.

Literatur

- Bänziger, Peter-Paul (2010), Sex als Problem. Körper und Intimbeziehungen in Briefen an die »Liebe Marta«, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Bänziger, Peter-Paul (2015), ExpertInnen statt AktivistInnen: Der Entpolitisierungsdiskurs in der Aids-Arbeit der achtziger Jahre, in: Pascal Eitler und Jens Elberfeld (Hg.), Eine Zeitgeschichte des Selbst, Bielefeld: transcript, im Erscheinen.
- Bänziger, Peter-Paul, Magdalena Beljan, Franz X. Eder und Pascal Eitler (Hg.) (2015), Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren, Bielefeld: transcript.
- Beljan, Magdalena (2014), Rosa Zeiten. Eine Geschichte der Subjektivierung männlicher Homosexualität in den 1970er und 1980er Jahren der BRD, Bielefeld: transcript.
- Beljan, Magdalena (2015), »Unlust bei der Lust?« Aids, HIV & Sexualität in der BRD, in: Peter-Paul Bänziger, Magdalena Beljan, Franz X. Eder und Pascal Eitler (Hg.), Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren, Bielefeld: transcript, 323-345.
- Beusch, Susanna (1997), HIV/AIDS in Schweizer Tageszeitungen 1987-1995: inhaltsanalytische Untersuchung zur Berichterstattung über HIV/AIDS und die HIV-Präventionskampagne, Lizenziatsarbeit, Seminar für Publizistikwissenschaft der Universität Zürich.
- Blaschke, Ronnie (2010), Aids? Sport? Ja, klar! ZEIT Online vom 1.12.2010, <http://www.zeit.de/sport/2010-12/aids-hiv-sport-schwimmen-positeidon> (30.9.2014).
- Brandt, Allan M. (1987), No magic bullet. A social history of venereal disease in the United States since 1880, Oxford/New York: Oxford University Press.
- Brandt, Allan M. (1988), AIDS in Historical Perspective: Four Lessons from the History of Sexually Transmitted Diseases. American Journal of Public Health 78, 367-371.
- Bundesamt für Gesundheit (2005), Kampagne LOVE LIFE STOP AIDS, Wirkungen STOP AIDS-Kampagne. PDF-Dokument, erhältlich unter http://www.bag.admin.ch/hiv_aids/11667/12565/index.html?lang=de (30.9.2014).
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (o.J.), Die Kampagne zur Aids-Prävention in Deutschland. Dokumentation 1985 bis 2007, Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.

15 LM, Nr. 13017, Brief vom 23.11.1991.

- Cocks, Harry G. (2006), Modernity and the self in the history of sexuality. *The Historical Journal* 49:4, 1211-1227.
- Deutsche Aids-Hilfe (1987), o. T. du&ich 3 (3.3.1987), o.S.
- Duttweiler, Stefanie (2004), Ein völlig neuer Mensch werden – Aktuelle Körpertechnologien als Medien der Subjektivierung, in: Karl Brunner, Daniela Hammer-Tugendhat und Andrea Griesebner (Hg.), *Verkörperte Differenzen*, Wien: Turia + Kant, 130-146.
- dpa (1984), Australische Babies an Aids gestorben. *Neue Zürcher Zeitung* 269 (17.11.1984), 9.
- Eder, Franz X. (2005), Die »sexuelle Revolution« – Befreiung und/oder Repression?, in: Ingrid Bauer, Christa Haemmerle und Gabriella Hauch (Hg.), *Liebe und Widerstand. Ambivalenzen historischer Geschlechterbeziehungen*, Wien u.a.: Böhlau, 397-414.
- Eder, Franz X. (2009), *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*. 2., erweiterte Auflage, München: C.H. Beck.
- Eitler, Pascal (2007), Die »sexuelle Revolution« – Körperpolitik um 1968, in: Martin Klimke und Joachim Scharloth (Hg.), *1968. Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung*, Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, 235-246.
- Eitler, Pascal (2009), »Gott ist tot - Gott ist rot«. Max Horkheimer und die Politisierung der Religion um 1968, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Emmenegger, Marta (1986), Ich habe mich mit Männern aus 20 Ländern eingelassen. *Blick* 6 (9.1.1986), 7.
- Emmenegger, Marta (1988a), Besteht Aids-Gefahr, wenn ich mich französisch bedienen lasse? *Blick* 293 (14.11.1988), 10.
- Emmenegger, Marta (1988b), Warum haben Frauen für meine Sex-Wünsche gar kein Verständnis? *Blick* 126 (2.6.1988), 5.
- Engelmann, Lukas (2012), Ein queeres Bild von AIDS. HIV-Visualisierungen und queere Politiken des Vergessens. *Feministische Studien* 30:2, 245-258.
- Epstein, Steven (1996), *Impure Science. AIDS, Activism, and the Politics of Knowledge*, Berkeley et al.: University of California Press.
- Gammerl, Benno (2012), Frau Muskeltyp, Herr Hexe und Fräulein Butch? Geschlechtlichkeiten und Homosexualitäten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Julia Paulus, Eva-Maria Silies und Kerstin Wolff (Hg.), *Teilhabe oder Ausgrenzung? Perspektiven der bundesdeutschen Geschlechtergeschichte zwischen Nachkriegszeit und »Strukturbruch« (1949-1989)*, Frankfurt a.M./New York: Campus, 224-244.
- Gammerl, Benno (2015), Ist frei sein normal? Männliche Homosexualitäten seit den 1960er Jahren zwischen Emanzipation und Normalisierung, in: Peter-Paul Bänziger, Magdalena Beljan, Franz X. Eder und Pascal Eitler (Hg.), *Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren*, Bielefeld: transcript, 223-243.
- Gilman, Sander L. (1991), AIDS and Syphilis: The Iconography of Disease, in: Douglas Crimp (Hg.), *AIDS: Cultural Analysis, Cultural Activism*, Cambridge: MIT Press, 87-107.
- Gilroy, Paul (1993), *The Black Atlantic: Modernity and Double Consciousness*, London: Verso.
- Graf, Simon (2013), Leistungsfähig, attraktiv, erfolgreich, jung und gesund: Der fitte Körper in post-fordistischen Verhältnissen. *Body Politics* 1:1, 139-157.
- Halter, Hans (1984), »Ich bin en Tunt, bin kernjesund«. *DER SPIEGEL* 29 (16.7.1984), 130-134.
- Haraway, Donna (1995), Die Biopolitik postmoderner Körper. Konstitutionen des Selbst im Diskurs des Immunsystems, in: dies., *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt a.M./New York.
- He. (1987), Wachsende Bedrohung durch die Immunschwäche Aids. Junge Menschen als Hauptbetroffene. *Neue Zürcher Zeitung* 51 (3.3.1987), 35.

- Jenny, Reto G. (1984), Zurück zu Sitte und Moral mit AIDS. Tages-Anzeiger 187 (14.8.1984), 16.
- Lengwiler, Martin und Jeannette Madarász (Hg.) (2010), Das präventive Selbst. Eine Kulturgeschichte moderner Gesundheitspolitik, Bielefeld: transcript.
- Lessenich, Stephan (2008), Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus, Bielefeld: transcript.
- Lienhard, Toni (1983), Amerika hat Angst vor AIDS. Tages-Anzeiger 153 (4.7.1983), 37-38.
- Lindenmann, Jean (1982), Alte und neue Geschlechtskrankheiten. Alarmierende Zunahme in jüngster Zeit. Neue Zürcher Zeitung 190 (18.8.1982), 44.
- Lindenmann, Jean (1983), AIDS – das Virus, das aus der Wärme kam? Neue Zürcher Zeitung 103 (4.5.1983), 71.
- Löpfe, Philipp (1985), Die neue Moral heisst: No Sex. SonntagsBlick 36 (8.9.1985), 40.
- Lukesch, Barbara (1998), Roger Staub, einer der Aids-Aufklärungspioniere, zieht sich endgültig aus dem Tagesgeschäft zurück. Tages-Anzeiger 27 (3.2.1998), 10.
- Masters, William H., Virginia E. Johnson und Robert C. Kolodny (1988), Das verdrängte Risiko. Sexualverhalten im Aidszeitalter, München: Knaur.
- Meyer, Richard (1991), Rock Hudson's Body, in: Diana Fuss (Hg.), Inside/Out. Lesbian Theories, Gay Theories, New York/London: Routledge, 259-288.
- Minder, Edgar (1985a), Bekannter TV-Mann bekennt: Ich habe Aids. Blick 151 (3.7.1985), 1-2.
- Minder, Edgar (1985b), André Ratti: »Mein Leben ist jetzt in Gottes Hand«. Blick 152 (4.7.1985), 7.
- Minder, Edgar (1986a), Gadiert: »Einige Parlamentarier halten AIDS für eine Fügung Gottes – das ist bedenklich!« Blick 292 (15.12.1986), 3.
- Minder, Edgar (1986b), Jeden Tag 5 neue Opfer – und Stich sabotiert AIDS-Hilfe! Blick 290 (12.12.1986), 1-2.
- Moll, Heinz (1984), Nationalrat fordert: Mit Notrecht gegen AIDS. SonntagsBlick 46 (11.11.1984), 18.
- Moreau, Delphine (2005), »Dispositifs de sécurité« et épidémie de sida. Labyrinthe 22:3, 101-110.
- Müller, Wolfgang und Klaus Pacharzina (1985), »Das Risikopotential ist groß«. DER SPIEGEL 33 (12.8.1985), 152.
- Muraskin, William (1993), Hepatithis B as a model (and anti-model) for AIDS, in: Virginia Berridge und Philip Strong (Hg.), AIDS and contemporary history, Cambridge: Cambridge University Press, 108-132.
- N., N. (1982), Schreck von drüben. DER SPIEGEL 22 (31.5.1982), 187-189.
- N., N. (1983a), Aids: Eine Epidemie, die erst beginnt. DER SPIEGEL 23 (6.6.1983), 144-163.
- N., N. (1983b), Wie die Pest. DER SPIEGEL 28 (11.7.1983), 146-147.
- N., N. (1983c), Ex-Nonne starb an Aids. DER SPIEGEL 40 (3.10.1983), 296.
- N., N. (1983d), Lange Lunte. DER SPIEGEL 47 (21.11.1983), 239-243.
- N., N. (1984a), »Das ist eine schreckliche Vision«. SPIEGEL-Interview mit NRW-Gesundheitsminister Friedhelm Farthmann. DER SPIEGEL 45 (5.11.1984), 117-118.
- N., N. (1984b), Sprung nach vorn. DER SPIEGEL 47 (12.11.1984), 255-261.
- N., N. (1985a), Harte Gegner. DER SPIEGEL 18 (29.4.1985), 235-238.
- N., N. (1985b), »Die Promiskuität ist der Motor der Seuche«. DER SPIEGEL 33 (12.8.1985), 144-154.
- N., N. (1986a), Ist die AIDS-Panik unbegründet? Experte: Todesseuche bleibt auf Risikogruppen beschränkt. Blick 18 (23.1.1986), 3.
- N., N. (1986b), »Miss Playboy« Jane Bogaert: »Ohne Angst vor AIDS würde ich öfters in fremde Betten hüpfen!«. Blick 274 (24.11.1986), 10.

- N., N. (1987), »Wollen wir den Aids-Staat?« Bayerns Linie: Zwangstest, Berufsverbot, Ausweisung. DER SPIEGEL 10 (2.3.1987), 30.
- Ograjenschek, Helmut (1988a), Aids: Achtung – auch Küssen ist gefährlich! Blick 12 (16.1.1988), 7.
- Ograjenschek, Helmut (1988b), Experten uneins: Können Insekten *doch* Aids übertragen? Blick 125 (1.6.1988), 12.
- O., H. (1983), So grausam ist die neue Seuche AIDS. Blick 162 (14.7.1983), 2.
- Patton, Cindy (1999), Inventing »African AIDS«, in: Richard Parker und Peter Aggleton (Hg.), Culture, Society and Sexuality. A Reader, London/Philadelphia: UCL Press, 387-404.
- Perinelli, Massimo (2012), Longing, Lust, Violence, Liberation: Discourses on Sexuality on the Radical Left in West Germany, 1969–1972, in: Scott Spector, Helmut Puff und Dagmar Herzog (Hg.), After *The History of Sexuality*. German genealogies with and beyond Foucault, New York/Oxford: Berghahn Books, 248-281.
- Praunheim, Rosa von (1984), Gibt es Sex nach dem Tode? Thesen zum Thema Aids. DER SPIEGEL 48 (26.11.1984), 228-229.
- Pretzel, Andreas und Volker Weiß (Hg.) (2013), Zwischen Autonomie und Integration. Schwule Politik und Schwulenbewegung in den 1980er und 1990er Jahren. Geschichte der Homosexuellen in Deutschland nach 1945, Band 3, Hamburg: Männer-schwarm Verlag.
- Pulver, Marco (1999), Tribut der Seuche oder: Seuchenmythen als Quelle sozialer Kalibrierung: eine Rekonstruktion des AIDS-Diskurses vor dem Hintergrund von Studien zur Historizität des Seuchendispositivs, Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang.
- Reeves, Jacqueline D. und Robert W. Doms (2002), Human immunodeficiency virus type 2. Journal of General Virology 83, 1253-1265.
- Ringger, Heini (1983), Wie viele AIDS-Patienten in der Schweiz? Tages-Anzeiger 153 (4.7.1983), 38.
- Schär, Meinrad (1983), Aids – rätselhafte, tödliche Krankheit. Neue Zürcher Zeitung 155 (6.7.1983), 36.
- Scheidegger, Tobias (2009), Der Boom des Bäuerlichen. Neue Bauern-Bilder in Werbung, Warenästhetik und bäuerlicher Selbstdarstellung. Schweizerisches Archiv für Volkskunde 105, 193-219.
- Scheidegger, Tobias (2012), Vom »Schweizerbauern« zum Produzenten authentischer Swissness: Historische Annäherungen an Bilder der bäuerlichen Schweiz im aktuellen Nahrungsmittel-Marketing, in: Yann Decorzant, Alix Heiniger, Serge Reubi und Anne Vernat (Hg.), Le Made in Switzerland: mythes, fonctions et réalités / Made in Switzerland: Mythen, Funktionen, Realitäten, Basel: Schwabe, 137-157.
- Schmich, Mary T. und Gene Siskel (1985), Actor Rock Hudson, 59, Victim Of Aids. Chicago Tribune (3.10.1985).
- Schmincke, Imke (2015), Von der Befreiung der Frau zur Befreiung des Selbst. Eine kritische Analyse der Befreiungssemantik in der (Neuen) Frauenbewegung, in: Pascal Eitler und Jens Elberfeld (Hg.), Eine Zeitgeschichte des Selbst, Bielefeld: transcript, im Erscheinen.
- Schulman, Sarah (2012), The Gentrification of the Mind. Witness to a Lost Imagination, Berkeley/London: University of California Press.
- sda (1984), Bisher 16 Aids-Tote in der Schweiz. Neue Zürcher Zeitung 67 (20.3.1984), 5.
- Silies, Eva-Maria (2010), Liebe, Lust und Last. Die Pille als weibliche Generationserfahrung in der Bundesrepublik 1960-1980, Göttingen: Wallstein.
- Sontheimer, Michael (1988), Schweiz: Abschied von der Seuchenlehre. DIE ZEIT 13 (25.3.1988), 14.

- Somaini, Bertino (2002), Die Erfindung einer Politik – ein persönlicher Bericht zur Entstehung der HIV/Aids-Politik der Schweiz, in: Carine Bachmann, Ruth Bachmann und Sandro Cattacin, Risikoverwaltung: Lernen aus der eidgenössischen Politik im Umgang mit Gesundheitsrisiken. HIV/Aids, Hepatitis C und BSE im Vergleich, Basel et al.: Helbing & Lichtenhahn, 102-124.
- Staub, Roger (2005), Schutz vor dem Virus oder Schutz vor dem Virusträger? Die Veränderung der Gesundheits- und Gesellschaftspolitischen Strategien im Umgang mit Aids, in: Bundesamt für Gesundheit (Hg.), Ohne Dings kein Bums: 20 Jahre Aids-Arbeit in der Schweiz, Baden: hier + jetzt, 12-20.
- Süssmuth, Rita (1987), AIDS. Wege aus der Angst, Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Thomi, Stefan (1983), Aids: »Der Anfang einer neuen Seuche!«. SonntagsBlick 21 (22.5.1983), 88-92.
- Tomes, Nancy (1998), The Gospel of Germs. Men, Women, and the Microbe in American Life, Cambridge/London: Harvard University Press.
- Treichler, Paula (1999), How to Have Theory in an Epidemic: Cultural Chronicles of AIDS, Durham/London: Duke University Press.
- Tümmers, Henning (2012), Aidspolitik. Bonn und der Umgang mit einer neuen Bedrohung. Archiv für Sozialgeschichte 52, 231-252.
- Tümmers, Henning (2014), AIDS und die Mauer. Deutsch-deutsche Reaktionen auf eine komplexe Bedrohung, in: Malte Thießen (Hg.), Infiziertes Europa. Seuchen im langen 20. Jahrhundert, München: Oldenbourg, 157-185.
- Waldby, Catherine (1995), Body Wars, Body Victories: AIDS and Homosexuality in Immunological Discourse. Science as Culture 5:2, 181-198.
- Watney, Simon (1988), AIDS, »Moral Panic«, Theory, and Homophobia, in: Peter Aggleton und Hilary Homans (Hg.), Social Aspects of Aids, London et al.: Falmer Press, 52-64.
- Watney, Simon (1991), The Spectacle of AIDS, in: Douglas Crimp (Hg.), AIDS: Cultural Analysis, Cultural Activism, Cambridge: MIT Press, 71-86.
- Weeks, Jeffrey (1993), AIDS and the regulation of sexuality, in: Virginia Berridge und Philip Strong (Hg.), AIDS and contemporary history, Cambridge: Cambridge University Press, 17-36.
- Wellmann, Annika (2012), Beziehungssex. Medien und Beratung im 20. Jahrhundert, Wien u.a.: Böhlau Verlag.
- Wellmann, Annika (2015a), Alterssex und die Kultur des Lebenslangen Lernens, 1960-2000, in: Pascal Eitler und Jens Elberfeld (Hg.), Eine Zeitgeschichte des Selbst, Bielefeld: transcript, im Erscheinen.
- Wellmann, Annika (2015b), Silber-Sex. Von der Pathologisierung zur Aktivierung des gealterten Geschlechtskörpers, in: Peter-Paul Bänziger, Magdalena Beljan, Franz X. Eder und Pascal Eitler (Hg.), Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren, Bielefeld: transcript, 303-322.
- Zbinden, Jürg (1985), Nationalrat befürchtet, er habe AIDS. Blick 204 (3.9.1985), 1.
- Ziegler, Béatrice (2007), Arbeit – Körper – Öffentlichkeit. Berner und Bieler Frauen zwischen Diskurs und Alltag (1919-1945), Zürich: Chronos.
- Zucht, Monika (1975), »Hallo Partner, danke schön«. DER SPIEGEL 17 (21.4.1975), 72-78.

Peter-Paul Bänziger, Kontakt: p.baenziger [at] unibas.ch; Dr. phil., Ambizione-Stipendiat des Schweizerischen Nationalfonds an der Universität Basel. Promotion in Zürich mit einer sexualitäts- und mediengeschichtlichen Arbeit; Forschungsaufenthalte in Paris, Wien, Köln und New York City. Arbeitet an einer Habilitationsschrift zur Geschichte des »betriebsamen Menschen« in den deutschsprachigen Konsum- und Arbeitsgesellschaften des

ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Forschungsschwerpunkte: Körper-, Medien- und Wissensgeschichte, Geschichte von Arbeit und Konsum, Geschichte des Ökonomischen, Theorie und Methodologie der Geschichtswissenschaft.

»I want to be a fat man / and with the fat men stand«. US-Amerikanische *Fat Men's Clubs* und die Bedeutungen von Körperfett in den Dekaden um 1900¹

Nina Mackert

English abstract: This article picks up the history of US-American Fat Men's Clubs to analyze ambivalent meanings of body fat in the decades around 1900. These clubs – and the newspaper reports about them – are remarkable because they operated in an historical period in which the meaning of body fat changed. At that time, fatness came to symbolize excessive consumption and sickness. However, it could nevertheless point to success and efficiency. Body fat was highly contested and fluid – and with it were understandings of ability and capable selves. From the perspective of critical ability studies, the article explores how fatness served as a site of conflicts over modernity and progress, consumption, productivity and health.

Am Nachmittag des 10. September 1891 verkündete Charles E. Munson aus New York City, er habe Hunger. Munson befand sich mit 22 anderen weißen Männern auf der Terrasse eines Hotels in South Norwalk, Connecticut – und keiner von ihnen hatte Grund, sich wegen der Nahrungsversorgung zu plagen: Nur wenige Meter entfernt war ein Zelt aufgespannt, unter dem kurze Zeit später das große Bankett begann, auf dem laut *New York Times* insgesamt 25 Scheffel Muscheln, 100 Hähnchen, 10 Scheffel Hummer, Unmengen von Mais, Kartoffeln, Wassermelonen und anderer Nahrungsmittel verzehrt wurden.² Die *New York Times* berichtete über das Treffen, so wie sie es regelmäßig bei Treffen des sogenannten *Fat Men's Club* tat – und auf einem solchen befanden sich Munson und Co. gerade.³ *Fat Men's Clubs* waren zwischen den 1870er und den

1 Dieser Artikel entstand im Rahmen des von der Fritz-Thyssen-Stiftung geförderten Forschungsprojektes »Das essende Subjekt. Eine Geschichte des Politischen in den USA vom 19. bis zum 21. Jahrhundert«. Ich danke Timo Bonengel, Grace Elizabeth Hale, Melanie Henne, Felix Krämer, Nora Kreuzenbeck, Jürgen Martschukat, Olaf Stieglitz, Gunnar Wolff, dem Kolloquium des Lehrstuhls Nordamerikanische Geschichte sowie den anonymen Gutachter_innen von *Body Politics*.

2 »Fat Men At a Clambake«, in: *New York Times*, 11. September 1891, 8. Ein Scheffel (bushel) Muscheln wog zwischen 70 und 100 Pfund; nicht überraschenderweise ging es also um große Mengen.

3 Z. B. »Jolly Porpoises At Play«, in: *New York Times*, 23. August 1878, 8; »The Glory of Adipose«, in: *New York Times*, 28. August 1884, 5; »Clams Eaten By Fat Men«, in: *New York Times*, 4. September 1896, 9.

1910er Jahren in vielen Teilen der Vereinigten Staaten aktiv, vor allem aber an der Ostküste verbreitet. Sie setzten sich aus weißen, wohlhabenden Geschäftsmännern und Juristen zusammen, die offensiv mit ihrem Körperfett prahlten: Mindestens 200 Pfund musste man wiegen, um als Mitglied zugelassen zu werden.⁴ Die Artikel über die Treffen der Clubs beschrieben riesige Bankette oder spaßige Barbecues mit nachmittäglichen sportlichen Wettbewerben. Nicht selten wurde neben der Menge an verzehrten Delikatessen auch das Körpergewicht der männlichen Teilnehmer detailliert aufgelistet. Und 1885 zitierte die *New York Times* aus der Hymne desjenigen *Fat Men's Club*, zu dem auch Munson gehörte: »I want to be a fat man / and with the fat men stand / a clambake in my stomach / a beer bottle in my hand.«⁵

Die *Fat Men's Clubs* sind unter anderem deshalb bemerkenswert, weil sie in einem Zeitraum agierten, in dem sich die Bedeutung von Körperfett deutlich änderte. Zwischen den 1880er und 1920er Jahren ist zu beobachten, wie *fatness*⁶ zunehmend problematisiert und von einem Zeichen von Wohlstand und Überfluss zu einem Zeichen von Immobilität und Krankheit wurde.⁷ Körpergeschichtliche Arbeiten zur US-amerikanischen *Progressive Era* haben den zeitgenössischen Fitness- und Schlankheitskult betont und gezeigt, wie dieser mit Idealvorstellungen einer effi-

4 »Proposes for Membership«, New England Fat Men's Club, um 1908, Reel 343, William H. Taft Papers, Manuscript Division, Library of Congress, Washington, DC (vgl. zu den Mitgliedsanforderungen auch einen der vielen Artikel über die Clubs, z. B. »Fat Men On A Frolic«, in: *New York Times*, 24. August 1877, 8; »Chat Of The Corridors«, in: *The National Tribune*, 14. Dezember 1893, 5; »Human Mastodons«, in: *The Evening Telegram*, 14. August 1879, 1). Frauen waren offiziell keine Clubmitglieder, die Ehefrauen der Fat Men waren aber auf den Treffen bisweilen präsent, wie es in den Artikeln am Rande bisweilen aufscheint (z. B. »The Glory of Adipose«; »Proud Of Their Obesity«, in: *New York Times*, 9. September 1887, 2; »Jolly Fat Men's Outing«, in: *Washington Times*, 10. Juli 1894, 2).

5 »Bewailing Lost Pounds«, in: *New York Times*, 18. September 1885, 5.

6 In Anlehnung an die kritische Aneignung von queer übernehme ich in diesem Artikel den Vorschlag der fat rights-Bewegung und benutze die Begriffe fat bzw. dick und fatness, statt etwa des pathologisierenden »adipös«. Dazu etwa Anna Mollow, *Sized Up*, in: *Bitch Magazine* 59 (Sommer 2013), online verfügbar unter: URL: <http://bitchmagazine.org/article/sized-up-fat-feminist-queer-disability> [letzter Zugriff 30.09.2014]; Leah Bretz/Nadine Lantzs, *Queer_Feminismus. Label und Lebensrealität*, Münster 2013, 41f.

7 Dazu grundlegend Hillel Schwartz, *Never Satisfied. A Cultural History of Diets, Fantasies, and Fat*, New York u.a. 1986; Peter Stearns, *Fat History. Bodies and Beauty in the Modern West*, New York 2012 [1997]; Sander L. Gilman, *Fat. A Cultural History of Obesity*, Cambridge 2008; in jüngerer Zeit hervorragend: Katharina Vester, *Regime Change: Gender, Class, and the Invention of Dieting in Post-Bellum America*, in: *Journal of Social History* 44 (2010) 1, 39-70; Alan J. Bilton, *Nobody Loves a Fat Man: Fatty Arbuckle and Conspicuous Consumption in Nineteen Twenties America*, in: *Amerikastudien/American Studies* 57 (2012) 1, 51-66.

zienten Produktions-, Lebens- und Arbeitsweise verwoben war: Die biopolitische Ordnung zur Jahrhundertwende erforderte fähige, schlanke, effiziente und disziplinierte Körper.⁸ Dicke Körper schienen mit den Anforderungen des modernen Kapitalismus nicht mehr schrittzuhalten und trotz der zunehmenden Entwicklung einer Konsumgesellschaft wurden konsumistische Exzesse, die neuerdings mit *fatness* in Verbindung gebracht wurden, kritisch beäugt.⁹ Wie aber passen die *Fat Men's Clubs* mit ihrem Zelebrieren von Exzess und Körperfett in diese Szenerie? Wie unter anderem die Gründung und stolze Hymne des Clubs nahelegen, wurde *fatness* nicht nur verdammt, sondern auch mit positiven Werten verknüpft. Die Aktivitäten der Clubs – und ihre Darstellung in den Zeitungsberichten – verweisen auf ambivalente und umkämpfte Aushandlungen von Konsum, *fatness* und Befähigung um die Jahrhundertwende.¹⁰

Ich möchte im Folgenden diese Ambivalenz zum Anlass nehmen, um ausgehend von den *Fat Men's Clubs* noch einmal einen Schritt zurück zu gehen und die zeitgenössische Verknüpfung von Körperform und Körpergewicht, Fitness und Effizienz, Befähigung und Produktivität zu befragen. Denn ein genauerer Blick auf Ernährungs- und Gesundheitsdiskurse in den Dekaden um 1900 zeigt, dass sich Effizienz- und Produktivitätsparadigmen nicht nur in Schlankkeitsidealen, sondern in sehr verschiedenen Konzepten von Körperfett materialisieren konnten. Anders gesagt: Die Frage, wessen Körperfett wann als ineffizient oder produktiv galt, wurde höchst unterschiedlich beantwortet. Als analytische Kategorie möchte ich in diesem Artikel den Begriff der Befähigung/*ability* nutzen, anhand dessen sich verschiedene, interdependente Konstruktionen und Zuweisungen von Fitness und Produktivität bündeln und mit der Analyse von Subjektivierungsprozessen zusammenbringen lassen. Es geht in diesem Aufsatz also um die diskursive Verknüpfung von *fatness*, Befähigung und Subjektstatus in den Vereinigten Staaten der *Progressive Era*.

8 Robert McRuer, *Crip Theory. Cultural Signs of Queerness and Disability*, New York/London 2006, 7f.; Patricia Vertinsky, ›Weighs and Means‹: Examining the Surveillance of Fat Bodies through Physical Education Practices in North America in the Late Nineteenth and Early Twentieth Centuries, in: *Journal of Sport History* 35 (2008) 3, 449-468; Jürgen Martschukat, ›The Necessity for Better Bodies to Perpetuate Our Institutions, Insure a Higher Development of the Individual, and Advance the Conditions of the Race.‹ Physical Culture and the Formation of the Self in the Late Nineteenth and Early Twentieth Century USA, in: *Journal of Historical Sociology* 24 (2011) 4, 472-493; jüngst dazu Peter-Paul Bänziger, Fordistische Körper in der Geschichte des 20. Jahrhunderts – eine Skizze, in: *Body Politics* 1 (2013) 1, 11-40.

9 Schwartz, *Never Satisfied*, 85-89; Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*.

10 Vgl. dazu Cookie Woolner, *American Excess. Cultural Representations of Lillian Russell in Turn-of-the-Century America*, in: Elena Levy-Navarro (Hg.), *Historicizing Fat in Anglo-American Culture*, Columbus 2010, 129-145.

Um die Jahrhundertwende waren die *Fat Men's Clubs* ein bekanntes Phänomen; darauf verweisen etwa Zeitungsartikel aus verschiedensten Regionen der USA, in denen auch in Bezug auf andere Kontexte auf die Clubs verwiesen wurde.¹¹ Deren Geschichte ist bisher aber nicht erforscht worden und zentrale Arbeiten zur Geschichte von Körperfett in den Vereinigten Staaten gehen nicht über einzelilige Erwähnungen der Existenz der Clubs hinaus.¹² Dies ist erstaunlich, da die *Fat Men*, wie ich zeigen werde, sehr sichtbar in gewichtige diskursive Aushandlungen intervenierten. Dieser Aufsatz basiert auf einer Auswahl aus Hunderten von zeitgenössischen Zeitungsartikeln, die sich sowohl in kleineren Lokalblättern als auch in größeren Zeitungen finden lassen.¹³ Dabei konzentriere ich mich in meiner Analyse auf die Artikel über einen *Fat Men's Club*, der sich jährlich in Connecticut traf (später *New England Fat Men's Club*) sowie über den *Jolly Fat Men's Club* aus Washington, D.C., weil beide Clubs zeitgenössisch am meisten Beachtung erhielten.¹⁴

Zwei Aspekte dominieren die Berichterstattung über die *Fat Men's Clubs* vor allem in den Dekaden vor 1900: das exzessive Essen und der Überfluss an Nahrungsmitteln bei den Banketten der Clubs sowie das vorherige und abschließende gemeinsame Wiegen und das Bestreben, weiter zuzunehmen.¹⁵ Ausgehend von diesen beiden Aspekten werde ich die *Fat Men's Clubs* im Folgenden in Bezug zu zeitgenössischen Debatten

- 11 Ohne auf einen konkreten Club zu verweisen, heißt es in solchen Texten etwa, jemand sei so dick geworden, dass er leicht Mitglied des Fat Men's Club werden könne (z. B. »In the Police Court«, in: *The Anaconda Standard*, 10. April 1890, 5; »Politicians Tackle The Pigskin«, in: *The Morning Times*, 4. Oktober 1896, 17; »Winter Fight Prospects Rosy«, in: *Los Angeles Herald*, 1. Oktober 1909, 12).
- 12 Schwartz, *Never Satisfied*, 88; Stearns, *Fat History*, 22; Vester, *Regime Change*, 45; jüngst Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*, 55. Ausführlicher über die Fat Men's Clubs berichten einzig zwei Artikel in Lifestyle-Zeitschriften, deren Quellengrundlage aber vollkommen unklar ist und sich auch auf Nachfrage nicht ausfindig machen ließ: Bill and Margaret Eastman, *The New England Fat Men's Club*, in: *Yankee* (September 1978), 100-103, 226-237; Polly Tafrate, *The New England Fat Men's Club*, in: *Upper Valley Life* (Juli/August 2008), 48f., online verfügbar unter: URL: www.uppervalleylife.com/pdf/fat.pdf [30.9.2014].
- 13 Zeitungsartikel eignen sich für mein Unterfangen besonders gut, weil sie zeitgenössische Narrative, etwa zu fatness und Konsum, bündeln und zuspitzen. Andere Quellenbestände, wie etwa Protokolle der Clubtreffen oder Ego-Dokumente der Clubmitglieder, konnten bisher leider nicht ausfindig gemacht werden.
- 14 Außerdem ist davon auszugehen, dass die Fat Men's Clubs, die in den 1890er Jahren etwa in Kalifornien, an der ehemaligen frontier, gegründet wurde, noch einmal andere Funktionen einnahmen und in andere Auseinandersetzungen intervenierten, als es die Clubs an der Ostküste taten (vgl. z. B. »Railroad House Warming«, in: *Sacramento Daily Union*, 25. Dezember 1875, 4; »A Fat Men's Club«, in: *Los Angeles Herald*, 13. Dezember 1893, 10; »The Fat Man Club«, in: *The San Francisco Call*, 3. Juli 1896, 13).
- 15 Vgl. exemplarisch »The Glory of Adipose«; »Bewailing Lost Pounds«; »Fat Men At A Clambake«.

über a) die Legitimität von Konsum und b) die Bedeutung von Körperfett setzen – zwei freilich nicht ganz trennbare, bedeutende Terrains, auf denen über die Befähigung von Subjekten und die gesellschaftliche Ordnung gestritten wurde. Zunächst aber skizziere ich meine Forschungsperspektive und mein Verständnis der Kategorie Befähigung/*ability*.

1. Überlegungen zu einer *Fat History*

Über *Fat Men's Clubs* zu einem Zeitpunkt zu schreiben, zu dem vor allem in den Vereinigten Staaten »Adipositas« zu einem zentralen gesellschaftlichen Problem erklärt wird, bedeutet meines Erachtens gleichzeitig, sich zu diesen gegenwärtigen Debatten zu verhalten. Meine Fragen an die historischen Quellen sind geprägt von einem Unbehagen gegenüber aktuellen Diagnosen einer »obesity epidemic«, in denen die Malaise vor allem in nicht-weißen, armen Communities gefunden und damit Vorstellungen eines problematischen Bevölkerungskörpers reproduziert werden. Mich interessiert, auf welche Weise *fatness* genealogisch mit Gesundheit oder Krankheit, mit der Fähigkeit oder Unfähigkeit zur Selbstführung, mit Fitness, Produktivität oder Faulheit verbunden wurde; wo und wie es sichtbar oder zum Problem gemacht wurde oder nicht; und wo sich diesbezüglich Widersprüche, Ambivalenzen und Möglichkeiten zur Resignifikation zeigten. Ich möchte nun skizzieren, welche zentralen Anregungen aus der Körpergeschichte bzw. *Fat History*, den *Dis/ability Studies* sowie den Subjektivierungsanalysen meiner Forschung zugrunde liegen, bevor ich vor diesem Hintergrund eine erweiterte Analyse der Prozesse vorschlagen möchte, über die Menschen befähigt werden bzw. sich befähigen.

Die Dekaden um 1900 stellen einen besonders fruchtbaren Zeitraum dar, um Essen und Ernährung, Körperfett und Körpergewicht zu historisieren. Wie körpergeschichtliche Arbeiten schon seit einiger Zeit überzeugend zeigen, haben sich in diesem Zeitraum viele zentrale körperliche Normen herausgebildet – etwa in Bezug auf Geschlecht, »Rasse« und Sexualität – die für das 20. Jahrhundert prägend sein sollten.¹⁶ Über Körperfett zu forschen und dessen historisch variable Lesarten und Bedeutungen herauszuarbeiten, stellt dagegen noch eine vergleichsweise junge Perspektive in der Körpergeschichte dar. Dabei ist Hillel Schwartz' 1986

16 Cecilia Tichi, *Shifting Gears. Technology, Literature, Culture in Modernist America*. Chapel Hill/London 1987; Gail Bederman, *Manliness & Civilization: A Cultural History of Gender and Race in the United States, 1880-1917*. Chicago/London 1995; Vertinsky, *Weights and Means*; Bänziger, *Fordistische Körper in der Geschichte des 20. Jahrhunderts*, 13.

erschienene Studie *Never Satisfied* nach wie vor als grundlegend zu betrachten.¹⁷ Darüber hinaus sind andere Arbeiten erschienen, die die Geschichte von *fatness* und »obesity« mehr oder weniger kritisch erzählen, etwa Peter Stearns *Fat History* von 1997 und Sander Gilmans *Fat. A Cultural History of Obesity* aus dem Jahre 2008. Während Gilman beschreibt, auf welche Weise sich ab 1900 die Vorstellung etablierte, dass »obesity« eine Krankheit sei, argumentiert Stearns, dass sich durch die Industrialisierung der Lebens- und Arbeitsstil der US-Amerikaner_innen geändert habe. Durch ihr schnelles Essen und einen zunehmend sitzenden Lifestyle seien diese überhaupt erst dick und Körperfett folglich erst zum Problem geworden.¹⁸ Das Problem mit Stearns Ansatz ist meines Erachtens, dass er historische und gegenwärtige Erklärungen – etwa, dass viel Essen dick macht und Dicksein automatisch ein Problem darstellt – zur unhinterfragten Grundlage seiner Analyse macht. Damit gerät ihm aus dem Blick, welche biopolitische Funktion diese Erklärungen zeitgenössisch hatten, wie Körperfett damit etwa Bedeutungen von Moderne, Klasse und Fortschritt annehmen und in diesem Kontext Aussagen über die Befähigung von Individuen und Gruppen getroffen werden konnten.

Die Rationalitäten solcher Regulationen von Körpern lassen sich aus der Perspektive der *Dis/ability History* historisieren. Diese nimmt Normen von Gesundheit und Krankheit, Produktivität und Unversehrtheit in den Blick und untersucht, wie diese sich historisch als Matrix einer »compulsory able-bodiedness« herausgebildet haben.¹⁹ Die spezifische Perspektive von *Dis/ability Studies* lässt sich etwa am Beispiel von »obesity« gut zeigen. Aus diesem Blickwinkel geht es nicht darum, *fatness* als Problem und/oder Krankheit zu betrachten, sondern »obesity« als eine Konstruktion von Abweichung im System der »compulsory able-bodiedness« zu analysieren, das um normative Vorstellungen von Gesundheit und Leistungsfähigkeit kreist.²⁰ Dicke Körper werden als in vielerlei Hin-

17 Schwartz, *Never Satisfied*.

18 Stearns, *Fat History*; Gilman, *Fat*.

19 McRuer, *Crip Theory*, insbes. 1-32; vgl: dazu etwa Paul K. Longmore/Lauri Umansky (Hg.), *The New Disability History. American Perspectives*, New York 2001; Anne Waldschmidt/Werner Schneider (Hg.), *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung*, Bielefeld 2007; Elsbeth Bösl/Anne Klein/Anne Waldschmidt (Hg.), *Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung*, Bielefeld 2010.

20 Vgl. Joyce L. Huff, *Access to the Sky: Fat Bodies and Airline Seats as Contested Spaces*, in: Sondra Solovay/Esther Rothblum (Hg.), *The Fat Studies Reader*, New York 2009, 176-86; Mollow, *Sized Up*. Es gibt in den *Fat Studies* US-amerikanischer Provenienz eine Kontroverse darüber, ob *fatness* aus der Perspektive der *Dis/ability Studies* beleuchtet werden kann. Dies hat mit Bewegungspolitiken zu tun. Auf der einen Seite zielen Anerkennungskämpfe darauf, alltägliche Diskriminierung unter anderem mit dem Heranziehen des *Americans With Disability Act* zu bekämpfen (dazu Huff, *Access*

sicht unfähig oder beeinträchtigt markiert. Eine kritische historische Analyse dieses Prozesses lässt die Kontingenz dieser Normen in den Blick geraten: So zeigen die wenigen historischen Arbeiten zur Geschichte von Körperfett, dass die scheinbar selbstevidente Verknüpfung von »Übergewicht« und Gesundheitsgefährdung ein verhältnismäßig junges Phänomen ist.²¹ Gleichwohl aber ein wirkmächtiges: Zusammengekommen machen die bisherigen Studien deutlich, dass Körperfett zur Jahrhundertwende zum bedeutenden biopolitischen Kulminationspunkt wurde und an der Schnittstelle von Individualdisziplinierung (etwa über Diäten und andere Ernährungs- und Fitnesspraktiken) und der Regulierung der Bevölkerung (etwa über Versicherungspolicen, die Berechnung von Gesundheitsrisiken sowie die Aufstellung von Größe-/Gewicht-Tabellen) stand.²² Es ist also vielversprechend, sich diesen historischen Zeitraum genauer vorzunehmen und danach zu fragen, auf welche Weise etwa Normen der Leistungsfähigkeit und Gesundheit über Körperfett ausgehandelt wurden.

Im 19. Jahrhundert waren Körper, ihre Ernährung und Formbarkeit ins Zentrum des gesellschaftlichen Interesses gerückt. In diesem Prozess wurden ihr Erscheinungsbild und der Umgang mit ihnen zum bedeutenden Terrain von Subjektivierung, also, mit Michel Foucault, zum Terrain der »Art und Weise, wie das Individuum sein Verhältnis zur Regel einrichtet und sich für verpflichtet hält, sie ins Werk zu setzen«.²³ In den Subjektivierungsstudien werden historische Akteur_innen nicht als *a priori* selbsterkennende Individuen begriffen, sondern als Menschen, die sich in ihrem historischen Handeln als Subjekte hervorbringen – und als solche hervorgebracht werden.²⁴ Dabei ist dies nicht als einmaliger, vo-

to the Sky, 184). Auf der anderen Seite kämpfen Aktivist_innen auch dafür, fatness von Vorstellungen von Krankheit zu entkoppeln und haben Bedenken bezüglich des Labels disability (dazu April Herndon, Disparate But Disabled: Fat Embodiment and Disability Studies, in: NWSA Journal 14 [2002] 3, 120-137, hier 125; s. auch McRuer, Crip Theory, insbes. Kapitel 5). Gleichwohl zielen Dis/ability Studies gerade darauf ab, normative Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit zu dekonstruieren, unter anderem deshalb habe ich mich für diese Perspektive entschieden.

21 Z. B. Schwartz, *Never Satisfied*; Gilman, *Fat*; Abigail C. Saguy, *What's Wrong With Fat?* Oxford/New York 2013.

22 Schwartz, *Never Satisfied*; Vertinsky, *Weights and Means*; Vester, *Regime Change*; Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*. Vgl. dazu auch Maren Möhring, *Essen*, in: Netzwerk Körper (Hg.), *What Can a Body Do? Praktiken und Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften*, Frankfurt/New York 2012, 47-56.

23 Michel Foucault, *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit*, Bd. 2., Frankfurt a.M. 1986 [1984], 38.

24 Dazu grundsätzlich Michel Foucault, *Subjekt und Macht* [1982], in: ders.: *Schriften in vier Bänden. Dits et Écrits*, Bd. 4, 1980-1988, Frankfurt a.M. 2005 [1994], 269-295. Konzise zu Subjektanalysen Andreas Reckwitz, *Subjekt*, Bielefeld 2008. Zu historischen Subjektanalysen konzeptionell Jürgen Martschukat, *Eine kritische Geschichte der Ge-*

luntaristischer Akt zu verstehen, sondern als permanenter Prozess der Unterwerfung unter Normen und der *damit verbundenen* Erlangung von Sichtbarkeit, Anerkennung und *agency*.²⁵ Aus historischer Perspektive geraten dann die Prozesse in den Blick, in denen Subjektstatus hergestellt oder verworfen wird. Foucaults Interesse galt insbesondere der Art und Weise, in der Individuen sich in liberalen Ordnungen entlang begehrter, hegemonialisierter Subjektpositionen als sich selbst führende Subjekte konturieren.²⁶ Gleichwohl sind gerade diese Hegemonien immer auch umkämpft und Subjektivierungsanalysen können verdeutlichen, welche konfligierenden Diskurse darum kämpfen, begehrte Fluchtpunkte von Subjektivierung zu bilden – wie sich an meiner Untersuchung von Körperfettdiskursen zeigen wird. Essen, Ernährung und Körperfett bieten sich in besonderem Maße als Analysefelder für Subjektivierung an, denn Essenspraktiken und damit verknüpfte Körper werden in besonderem Maße als Ausdruck des Selbst begriffen – und damit als scheinbar untrügliches Zeichen der Befähigung von Individuen, sich entlang den Anforderungen an »erfolgreiche« Subjekte zu verhalten. Damit werden diese Felder zum einen besonders streng gesellschaftlich reguliert, denn sie gefährden potentiell soziale Grenzziehungen; zum anderen bieten sie gleichzeitig ein Terrain, auf dem das Selbst sich konturiert.²⁷

An dieser Stelle möchte ich historische Subjektivierungsanalysen mit den *Dis/ability Studies* verknüpfen. Mit *Critical Ability Studies* schlage ich eine Brücke zwischen beiden und eine Forschungsperspektive vor, die nach der Rolle von Befähigung in historischen Subjektivierungsprozessen fragt. Welche *abilities* wurden Individuen und Gruppen entlang der Diskurse um Konsum, Körperfett, Ernährung, Produktivität und Fitness zugewiesen oder abgesprochen? Dabei ist *ability* hier eine äußerst weit gefasste Subjektivierungskategorie und umfasst über Konstruktionen der *able-bodiedness* hinaus ein breites Spektrum von Befähigungen, die Individuen zu- oder abgesprochen wurden, von diesen verkörpert oder zurückgewiesen werden konnten, zum Beispiel befähigt zu konsumieren, produktiv zu sein und auf gesellschaftliche Ressourcen zuzugreifen. Auch der Imperativ der Selbstführung und -optimierung wird als wichtiger Aspekt der Herstellung von Befähigung unter die Lupe genommen. An dieser Stelle ist noch einmal ganz besonders wichtig, dass dies nicht positivistisch zu verstehen ist, sondern als kritischer Ansatz, die jeweiligen

genwart, in: WerkstattGeschichte 61 (2012) 2, 15-27.

25 Judith Butler, *Giving an Account of Oneself*, New York 2005, 19.

26 Michel Foucault, *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-76)*, Frankfurt a.M. 1999 [1997]; ders., *Geschichte der Gouvernementalität II: Die Geburt der Biopolitik*, Frankfurt a.M. 2004.

27 Möhring, *Essen*; Vester, *Regime Change*.

Konstruktionen von Befähigung historisch zu dekonstruieren und deren Umkämpftheit zu zeigen. *Critical Ability Studies* können auf diese Weise in mehrfacher Hinsicht herausarbeiten, wie sich Befähigung historisch als Fluchtpunkt von Subjektivierung konstituierte. Zum einen kann die historische Kontingenz von *ability* herausgearbeitet und gezeigt werden, dass Befähigungen in unterschiedlichen historischen Zeiträumen und Orten auf spezifische Weise verstanden und materialisiert wurden. Zum zweiten lässt sich der interdependente Charakter von *ability* zeigen: Befähigung ist Teil eines Netzes von Differenzkategorien wie Status, Klasse, »Rasse« und Geschlecht, die selber auf unterschiedliche Weise Befähigung konstituieren. Zum dritten fungiert Befähigung aber auch als »Dach« dieser Relationen, als übergeordnetes Paradigma einer liberalen Gouvernamentalität, die auf der Selbstführung von Subjekten beruht.

Dies soll keine Aneignung der *Dis/ability Studies* sein, die von der Notwendigkeit ablenkt, Behinderung zu historisieren; deswegen wähle ich auch bewusst einen anderen Begriff. Die *Dis/ability Studies* haben den Blick geöffnet für die Paradigmen von Leistung und Produktivität, die Behinderung erst konstituieren. Dass in historischen Arbeiten die Perspektive bisher häufig auf die Konstruktion von Behinderung konzentriert blieb, ist meines Erachtens auch eine politische Notwendigkeit bei der akademischen Etablierung einer neuen, kritischen Disziplin.²⁸ Parallel dazu kann ein explizit breiteres Konzept von *ability* fruchtbar sein, um einen größeren, interdependenten Rahmen zu betrachten, in dem Befähigung historisch hergestellt oder verworfen wurde.

2. *Tales of Abundance*: Konsum und Produktivität

Der eingangs zitierte Artikel über das Bankett im September 1891 ist bei weitem nicht der einzige Bericht, in dem es ausführlich um den ausgiebigen Konsum der *Fat Men* ging. Vor allem in den letzten beiden Dekaden des 19., aber auch noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts hoben die Zeitungen immer wieder hervor, dass auf den Banketten der Clubs Essen in rauen Mengen verzehrt worden war. Von 60 Scheffeln vertilgter Muscheln berichtete etwa die *New York Times* 1884, dazu »wagon loads of [...] spring chickens, boatloads of [...] lobsters, and crates of green corn and vegetables«. 1896 hieß es im Bericht über das jährliche Muschelessen, die *Fat Men* hätten ganze zwei Stunden lang gegessen und danach noch nach mehr verlangt. Und der *Boston Daily Globe* wusste 1907 zu berichten, dass ein Clubmitglied »four plates of chowder, several lobsters

28 S. z. B. Longmore/Umansky, *The New Disability History*. Waldschmidt/Schneider, *Disability Studies*; Bösl/Klein/Waldschmidt, *Disability History*.

and many other things« vertilgt habe.²⁹ Obschon die Mengen des vertilgten Essens, die die Zeitungsartikel auflisteten, über die Jahre etwas geringer wurden, dominierte der schiere Überfluss auf den Banketten der *Fat Men* die Berichterstattung immer wieder.³⁰ Auf diese Weise wurde in der Berichterstattung aufgeführt, was zeitgenössisch zunehmend als *conspicuous consumption* betitelt und heftig kritisiert wurde. Mit diesem Begriff belegte der Ökonom Thorstein Veblen 1899 ein Konsumverhalten, das als Statusdemonstration galt.³¹ Veblen intervenierte mit seiner Kritik in eine anhaltende Debatte über die Bedeutung und Legitimität von Konsum in einer entstehenden Konsumgesellschaft, vor deren Hintergrund auch die Bankette der *Fat Men's Clubs* gelesen werden können.³²

Unbeschränkter Konsum geriet in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend in Konflikt mit viktorianischen Idealen von Sparsamkeit und Selbstkontrolle.³³ Einerseits feierte man eine als spezifisch US-amerikanisch verstandene *abundance* von Nahrungsmitteln und anderen Gütern als Zeichen für Wohlstand und die Überwindung des Hungers in der Neuen Welt. Dabei dürfte gerade das Moment der Klassendistinktion die Attraktivität des Ideals der *abundance* ausgemacht haben, denn gleichzeitig gab es freilich breite Schichten an Menschen, die sich keineswegs auch nur annähernd solche Speisen leisten konnten. Andererseits wurde ein als exzessiv begriffener Konsum zunehmend kritisch beäugt und selbst Ökonomen, die eine Steigerung von Produktion und Konsum prinzipiell begrüßten, forderten danach, Maß walten zu lassen.³⁴ Das Problem an *conspicuous consumption*, so befand Veblen, war, dass es »unproduktiver« Konsum sei, »Verschwendung« gar, weil er nicht unmittelbar zur Verbesserung der menschlichen Existenz beitrüge.³⁵

29 »The Glory of Adipose«; »Clams Eaten By Fat Men«; »Fat Men At Annual Feed«, in: Boston Daily Globe, 6. September 1907, 11; dazu auch »Jolly Porpoises At Play«.

30 Z. B. »Jolly Porpoises At Play«; »Fat Men And Clams«, in: New York Times, 15. August 1879, 8; »Bewailing Lost Pounds«; »Fat Men At A Clambake«; »Fat Men's Club Welcomes 535-Pounder«, in: Boston Daily Globe, 18. März 1911, 9.

31 Thorstein Veblen, *The Theory of the Leisure Class*, New York u. a. 1953 [1899], 60ff.

32 Stearns, *Fat History*, 58-62. Dazu T. J. Jackson Lears, *Fables of Abundance. A Cultural History of Advertising in America*, New York 1994, insbes. Kap. 4.

33 R. Marie Griffith, *Apostles of Abstinence: Fasting and Masculinity During the Progressive Era*, in: *American Quarterly* 52 (2000) 4, 599-638, hier 625; Gary Cross, *Research on the History of Consumption in the United States: An Overview*, in: Hartmut Berg-hoff/Uwe Spiekermann (Hg.), *Decoding Modern Consumer Societies*, New York 2012, 37-49, hier 39.

34 Daniel Horowitz, *Consumption and Its Discontents: Simon N. Patten, Thorstein Veblen, and George Gunton*, in: *Journal of American History* 67 (1980) 2, 301-317; Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*.

35 Veblen, *Theory of the Leisure Class*, 61, 78f.

Aufforderungen wie diese, Kontrolle und Zurückhaltung beim Konsum auszuüben und Exzesse sowie Verschwendung jeglicher Art zu vermeiden, waren eng mit der zeitgenössischen kapitalistischen Produktions- und Arbeitsethik verbunden. Die USA der *Progressive Era* waren geprägt von den Bestrebungen, nicht nur industrielle Prozesse, sondern auch das gesellschaftliche Leben und individuelle wie kollektive Körper durch kleinteilige, zentral gesteuerte Abläufe effizienter zu machen.³⁶ In diesem Kontext entstand etwa die Hauswirtschaftslehre als Reformbewegung, die Ernährung und die häuslichen Abläufe als Objekt von *social engineering* entdeckt hatte und damit Haushalte und Körper zu optimieren suchte.³⁷

In enger Verschränkung von medizinischen, ernährungsphysiologischen und ökonomischen Expertisen geriet die vormals eher gepriesene *abundance* nun zunehmend in Verruf und schien der Befähigung von Körpern zur Teilnahme am Kapitalismus im Wege zu stehen.³⁸ »'Nothing too much'«, mahnte die Hauswirtschaftsexpertin Ellen Richards 1908, »applies as well to food and eating as it does to a great many other things [...] in life.« Um »effizient« zu sein, also »wanted in the world of active industry«, wie Richards präziserte, musste besonders auf die Auswahl und Menge der Nahrungsmittel geachtet werden.³⁹ Weil das gefürchtete »overeating« vermieden und der Körper so effizient wie möglich versorgt werden sollte, versuchten Expert_innen wie etwa der Chemiker Russell Chittenden, herauszufinden, wie viel ein Mensch mindestens essen musste, um ein »Höchstmaß an Effizienz« aufrechtzuerhalten.⁴⁰ In diesem Kontext differenzierte man Essen hinsichtlich des Nährwertes für Menschen und die Unterscheidung von »gutem« und »schlechtem« Essen erhielt eine ernährungsphysiologische Grundlage.⁴¹ In dem Maße, in dem die Möglichkeit aufgezeigt wurde, von geringen Mengen an Nahrung zu leben, erwartete man dies – freilich im Namen der Effizienz – vor allem von denjenigen, die nur über begrenzte finanzielle Mittel verfügten. Arbeiter_innen wurden aufgefordert, nicht zu üppig oder extravagant zu

36 Griffith, *Apostles of Abstinence*; Martschukat, *Physical Culture and the Formation of the Self*, 475; Schwartz, *Never Satisfied*, 80f.

37 Laura Shapiro, *Perfection Salad. Women and Cooking at the Turn of the Century*, New York 1986.

38 Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*, 54.

39 Ellen H. Richards, *The Efficient Worker*, Boston 1908, 12, 1.

40 Zit. nach Schwartz, *Never Satisfied*, 131. Vgl. dazu auch Harvey A. Levenstein, *Revolution at the Table. The Transformation of the American Diet*, Berkeley/Los Angeles 2003 [1988], 88-89.

41 Schwartz, *Never Satisfied*, 98-102; Levenstein, *Revolution at the Table*, 46.

essen und etwa nur das günstige Fleisch zu kaufen, das von seinem Nährstoffgehalt ausreiche, um satt zu werden.⁴²

In den Zeitungsartikeln über die Bankette der *Fat Men* ist dagegen an keiner Stelle die Rede von Nährwerten. Hier deutet sich bereits an, dass der gesellschaftliche Status der Essenden eine große Rolle in der Frage spielte, ob ihr Konsumverhalten als legitim eingestuft wurde.

The Cost of Food: Ernährungsökonomien

1902 beschäftigte sich der New Yorker Arzt W. R. C. Latson in der *Los Angeles Times* mit dem »durchschnittlichen Abendessen eines durchschnittlichen Arbeiters«. Dies bestehe unter anderem aus Corned Beef, gekochtem Kohl, gekochten Kartoffeln, Weißbrot und Tee. Obschon das bereits ein verhältnismäßig »gutes« Essen sei, fehle es an Substanzen, die wirklichen Nährwert für Körper und Geist hätten: Das Corned Beef sei zu stark behandelt; Kohl und Kartoffeln seien beim Kochen ihrer Nahrhaftigkeit beraubt worden und das Brot bestünde aus Weißmehl, das ebenfalls keinen Nährwert mehr besäße. Kurzum: »[T]he man who spends his hard-earned dollars for such food is making a fatal mistake. He needs food, but what he gets is not really food.« Ein »gutes« Essen dagegen zeichnete sich für Latson dadurch aus, dass es fleischarm war und zu großen Teilen aus unverarbeitetem Gemüse und Nüssen sowie gegebenenfalls Milch und Eiern bestand. Der zeitgenössischen Skepsis gegenüber einer vegetarischen Rohkostdiät – auf die unten noch einzugehen sein wird – hielt Latson entgegen, dass eine solche Ernährung wesentlich ökonomischer sei: Ein gutes Essen könnte für ein Drittel der Kosten aufgetischt werden, die das oben beschriebene erforderte, und verlangte zudem nur ein Zehntel der Zeit und Arbeit – dies sei die wahre »economy of the individual«.⁴³

Der Verweis auf die ökonomische Effizienz rechter Ernährung tat mehr, als nur den Zeitgeist zu bedienen. Die Ausführungen Latsons machen deutlich, wie Fragen der Produktivität und Befähigung von Körpern in das Zentrum des Ernährungsdiskurses rückten. Expert_innen waren der Überzeugung, über eine effiziente Ernährungsökonomie ließe sich das Problem der Armut und des Fortschritts nicht nur auf individueller, sondern auch auf bevölkerungspolitischer Ebene lösen.⁴⁴ Die zeitgenössischen Ernährungsempfehlungen waren eng mit eugenischen und

42 Schwartz, *Never Satisfied*, 86; Levenstein, *Revolution at the Table*, 47f.

43 W. R. C. Latson, *The Times' Answers By Experts. On Dietary Reform*, in: *Los Angeles Times*, 23. Dezember 1902, A4.

44 Ebd.; vgl. Schwartz, *Never Satisfied*, 132; Vertinsky, *Weighs and Means*, 457.

klassistischen Diskursen verknüpft, wie etwa Richards 1901 erschiene-
nes Buch illustriert, das den vielsagenden Titel *The Cost of Food* trug.⁴⁵
Wer ungeeignete Nahrung oder in falschen Mengen aß, der gefährdete
laut Richards nicht nur den effizienten Ablauf der »menschlichen Ma-
schine«, sondern riskiere körperliche und mentale Gesundheit, Frucht-
barkeit und damit auch die Zukunft der »Rasse«.⁴⁶ Wie Chittenden
konstatierte sie überdies, dass richtige Ernährung ein wichtiger Schlüs-
sel für die größtmögliche Leistungsfähigkeit von Menschen war: »Over-
work is almost impossible to the well-nourished person.«⁴⁷ Richards
Versprechen zeigt noch einmal, wie eng Ernährungsdiskurse mit zeitge-
nössischer Arbeitsethik und Geschlechtervorstellungen verschränkt wa-
ren. Während ein besonders hart arbeitender Mann auch schwer ver-
dauliches Essen vertrüge, explizierte Richards einige Jahre später, müs-
sten vor allem die Frauen in den Fabriken sehr darauf achten, sich adä-
quat zu ernähren, um arbeitsfähig zu werden und zu bleiben.⁴⁸

Mit der Aufforderung, genau so viel zu essen, wie der Körper zur Auf-
rechterhaltung seiner Leistungsfähigkeit brauchte, ging die Vorstellung
einher, dass als unproduktiv betrachtete Körper weniger Recht auf eine
üppige Ernährung hätten als arbeitende. Dies waren Argumente, die im
Zentrum der Konstruktion von »undeserving poor« stehen konnten, also
der Annahme, dass Menschen selbst an ihrer Notlage schuld seien und
daher keine Hilfen verdienten.⁴⁹ Beispielsweise beschwerte sich 1906
ein Artikel in der *Washington Post* zwar zunächst über die »Exzesse« der
New Yorker High Society, musste dann aber betonen, dass viele der Rei-
chen Wohltätigkeitsprojekte leiten und den »Armen und Hungrigen«
immens helfen würden.⁵⁰ Und da gäbe es schließlich viel zu tun, denn in
New York, so der Autor Junius Fowlkes, entwickle sich eine Klasse »pro-
fessioneller Nichtstuer«: »[T]hey never have a coin in their pockets, but
they feed, lodge, and clothe better than thousands of their industrious
neighbors. They are [...] useless, negative,« beklagte sich Fowlkes. Diese
Menschen bekämen ein Bett, Kaffee und Brot in städtischen Herbergen,
eine kostenlose Rasur in den Friseurschulen und ihr Mittagessen in der

45 Ellen H. Richards, *The Cost of Food. A Study in Dietaries*, New York 1901.

46 Richards, *Cost of Food*, 101, 107, 85. Zum Verständnis des Körpers als Maschine in den
USA der Progressive Era, vgl. Tichi, *Shifting Gears*.

47 Richards, *Cost of Food*, 85.

48 Ellen H. Richards, *Euthenics. The Science of Controllable Environment. A Plea for Bet-
ter Living Conditions as a First Step Toward Higher Human Efficiency*, Boston 1910, 24.
Online verfügbar unter: <http://archive.org/details/euthenicsscien00rich> [letzter
Zugriff am 30.09.2014].

49 Vgl. Levenstein, *Revolution at the Table*, 45.

50 Junius W. Fowlkes, *New York City's Poor*, in: *The Washington Post*, 16. Dezember 1906,
E15.

Suppenküche; für sie gäbe es Zigarrenstummel auf den Bürgersteigen sowie weggeworfene Zeitungen in den öffentlichen Parks der Stadt. Ihnen gehe es besser als den Angehörigen der unteren arbeitenden Schichten; für sie täte die Community am meisten, würde aber am wenigsten bekommen.⁵¹ Für Fowlkes war klar, dass derart »nutzlose« Individuen auch kein Recht auf eine gute Essensversorgung hatten.

Dass Individuen nichts tun würden, dennoch aber ausreichend oder sogar reichlich zu essen hatten, war eine Beschwerde, die in Bezug auf die *Fat Men* zeitgenössisch nicht geäußert wurde. Der Konsum riesiger Mengen an Nahrungsmitteln bei den Banketten der *Fat Men's Clubs* wurde in der Berichterstattung der Zeitungen zwar häufig als skurril und auch als grotesk beschrieben, in seiner Legitimität aber kaum in Frage gestellt. Wenn Produktivität und Effizienz zeitgenössisch mit einer derart großen Bedeutung belegt wurden, wie konnten die Gelage der *Fat Men* dann in einem verhältnismäßig positiven Lichte dargestellt werden?

»They want so much, those fat men«: *Essen und Erfolg*

Conspicuous consumption wurde nicht von allen kritisch betrachtet, sondern konnte auch in expliziten Zusammenhang mit der Befähigung von Menschen zu evolutionärem Fortschritt gesetzt werden. Der britische Arzt Sir James Crichton-Browne etwa, dessen Rede vor dem *Royal Institute of Public Health* 1908 in der *New York Times* abgedruckt wurde, war ein flammender Verteidiger von unbeschränktem Konsum. In so wichtigen Fragen wie der Ernährung, argumentierte Crichton-Browne mit explizitem Bezug auf Chittenden, dürfe man sich nicht an vorübergehenden Ernährungstrends orientieren. Wie bei den Tieren hätten sich die Ernährungsgewohnheiten der Menschen über einen langen Zeitraum und unter dem Einfluss von Naturgesetzen herausgebildet und seien daher selbst als »Tatsachen der Naturgeschichte« zu begreifen. Wer nun die Gelage der *Fat Men* evolutionsbiologisch legitimiert sah, konnte sich bestätigt fühlen: »It is obvious that [...] the practices of the more successful races and the more affluent classes of a nation are more likely to yield good dietetic models than the practices of the backward races and poorer classes,« fand Crichton-Browne. Erstere Gruppen hätten eine größere Auswahl an Nahrungsmitteln gehabt und ihr Erfolg im Überlebenskampf sei der beste Beweis für die »Zukunftsfähigkeit« (*sustainability*) ihrer Ernährungsweise.⁵² Crichton-Brownes Ausführungen trieben

51 Die aufwendige Organisation des täglichen Lebens war für den Autor offensichtlich keine Arbeit (Fowlkes, *New York City's Poor*).

52 Sir James Crichton-Brown [sic], *Parsimony in Nutrition*, in: *New York Times*, 23. August

die Frage nach legitimem Konsum auf die Spitze und sind ein eindrucksvolles Beispiel dafür, dass und auf welche Weise über Essen und Ernährung Kämpfe um eine weiße, männliche und bürgerliche Vorherrschaft ausgefochten wurden.⁵³ Als »erfolgreiche Rassen« begriff er die »britische« bzw. »westeuropäische Rassen mit ihren Abkömmlingen in unterschiedlichen Teilen der Welt«. Auch Crichton-Browne konnte sich dem Zeitgeist der Effizienz nicht entziehen: Für ihn war die Orientierung an den Ernährungsweisen der »erfolgreichen Rassen und Klassen« ein höchst ökonomisches Verhalten. Interessanterweise war für den Arzt aber gerade der exzessive Konsum ein Qualitätsmerkmal: »All the successful races have habitually consumed proteid far in excess of the Chittenden standard,« konstatierte Crichton-Browne und meinte mit »Proteiden« hauptsächlich Fleisch.⁵⁴ Fleischkonsum, vor allem in größeren Mengen, galt zeitgenössisch als Privileg von Männern oberer Schichten – und eben jene waren von dem Arzt mit dem Verweis auf die »erfolgreichen Klassen« gemeint. Auf diese Weise erhob Crichton-Browne eine Kausalität zwischen ausgiebigem Fleischkonsum und evolutionärem Erfolg zum »biologischen Gesetz«.⁵⁵ Indem die Überlebensfähigkeit und der Zivilisationsfortschritt von Körpern eng an die Aufnahme bestimmter (Mengen von) Nahrungsmittel(n) geknüpft und dies als Naturgesetz begriffen wurde, erschien die vermeintliche Folgerichtigkeit weißer, bürgerlicher Dominanz noch »natürlicher«. Zur Hochzeit des Sozialdarwinismus bedeutete Befähigung in diesem Fall, dass die unbeschränkt konsumierenden *Fat Men* als Verkörperung des *survival of the fittest* gelten konnten.

Mit ihren demonstrativ zur Schau gestellten Exzessen intervenierten die *Fat Men* in eine zeitgenössisch höchst virulente Auseinandersetzung über die Legitimität von *conspicuous consumption*, über gesellschaftlichen Fortschritt und fähige Subjekte. Wie Crichton-Brownes Einsätze zeigen, waren Effizienz und Zurückhaltung nicht das einzige Ideal, das die US-amerikanische Gesellschaft zur Jahrhundertwende durchzog. Ein integraler Bestandteil des entstehenden Konsumkapitalismus war schließlich der Konsum. »They want so much – those fat men,« schrieb die *New York Times* 1887; die *Fat Men's Clubs* symbolisierten Erfolgstreben und die Eskapaden, die in diesem Zusammenhang aber nicht nur ohne strenge gesellschaftliche Sanktionierungen möglich, sondern sogar

1908, SM8.

53 Dazu Griffith, *Apostles of Abstinence*; Joyce L. Huff, A »Horror of Corpulence«. Interrogating Bantingism and Mid-Nineteenth-Century Fat Phobia, in: Jana Evans Braziel/Kathleen LeBesco (Hg.), *Bodies out of Bounds. Fatness and Transgression*, Berkeley 2001, 39-59; Vester, *Regime Change*.

54 Crichton-Brown, *Parsimony in Nutrition*.

55 Ebd.

zum Zeichen des Erfolges wurden. Die Zeitungsartikel beschrieben die *Fat Men* als dicke Gentlemen und kreisten immer wieder um den Wohlstand und die Respektabilität der Mitglieder. Ob es um die Insignien des Clubvorstandes ging – einen »riesigen hölzernen Gehstock mit einer goldenen Plakette«, auf der die Namen aller Clubpräsidenten eingraviert waren – oder um die »hoch geehrten« Speisen, die auf den jährlichen *Clambakes* gereicht wurden – der Club stellte sich als Vereinigung weißer, wohlhabender und angesehener Traditionalisten dar.⁵⁶ Zu seinen Mitgliedern zählten hauptsächlich Geschäftsmänner, Juristen und Politiker – darunter auch prominente, wie etwa der ehemalige demokratische Präsidentschaftskandidat William Jennings Bryan.⁵⁷ In einem Aufnahmeformular, das 1908 an den US-Präsidenten William Howard Taft versandt wurde (der aber wohl nie antwortete), hieß es, Mitglied werden könnte derjenige, der über 200 Pfund wog sowie ein »weißer Mann, ehrbar [und] gesellig« war.⁵⁸

Diese Mitgliedsanforderungen verweisen darauf, worum es auch – oder eigentlich – ging: Um gesellschaftlichen Status. Weißsein und »Geselligkeit« waren nämlich zeitgenössisch nicht nur eng mit *fatness*, sondern auch mit Wohlstand verknüpft und konnten so als Zeichen für ökonomischen Erfolg verstanden werden.⁵⁹ Große Muschelessen im Freien gehörten in den Ostküstenstaaten nach dem Bürgerkrieg zudem zu einer beliebten Beschäftigung von Geschäftsmännern – mit hoher Symbolkraft: In dieser Zeit etablierte sich der Mythos, dass *Clambakes* eine traditionelle Essensgewohnheit der europäischen Siedler gewesen waren. Als Outdoor-Aktivität und durch die Verknüpfung mit den Kolonisten konnten *Clambakes* im späten 19. Jahrhundert als Ausagieren einer begehrten

56 »Fat Men At A Clambake«; »Men of Weight At A Clambake«, in: New York Times, 31. August 1894, 3.

57 »Fat Men At A Clambake«; »Clams Eaten By Fat Men«; »Mr. Bryan Grows Fat«, in: The Washington Post, 27. April 1907, 6.

58 »Proposes for Membership«.

59 In Bezug auf das Aufnahmekriterium whiteness lässt sich einiges spekulieren. Wenn *fatness* zeitgenössisch mit Wohlstand verknüpft und damit in den Vereinigten Staaten weiß konnotiert war, ließe sich argumentieren, dass dieser Zusatz im Aufnahmeformular nicht unbedingt notwendig war. Andererseits galt das Aufnahmekriterium von 200 Pfund Körpergewicht unabhängig vom Körperumfang, wie in einem Artikel von 1894 betont wurde, s. »Jolly Fat Men's Outing«. Es konnten also theoretisch auch besonders große und muskulöse Männer Mitglied werden – und als solche galten insbesondere auch African Americans. Vor dem Hintergrund, dass Weiße in den USA gerade um 1900 herum äußerst obsessiv damit beschäftigt waren, rassistische Grenzziehungen zu stabilisieren, konnte der Zusatz notwendig erscheinen, vgl. F. James Davis, *Who Is Black? One Nation's Definition*, University Park 1991; Jürgen Martschukat. »His chief sin is being a Negro. Next he whipped a white man. Next he married a white woman«: Sport, Rassismus und die (In)Stabilität von Grenzziehungen in den USA um 1900, in: *Historische Anthropologie* 15 (2007) 2, 259-280.

robusten Männlichkeit inszeniert werden.⁶⁰ Vor der Jahrhundertwende waren diese Muschelessen zudem eher Veranstaltungen der wohlhabenden Schichten. Dies hatte alleine schon damit zu tun, dass sie an Werktagen stattfanden – die *Clambakes* der *Fat Men* etwa in der Regel donnerstags – und Arbeiter_innen daher nicht daran teilnehmen konnten.⁶¹

Fat Men's Clubs standen aber noch auf andere Weise für ökonomischen Erfolg. Schon die Gründung des ersten Clubs im Jahre 1867 hatte sich aus dem Vorhaben entwickelt, einem Freund geschäftlich zu helfen. Weil dessen Betrieb, ein Hotel in South Norwalk, finanziell nicht erfolgreich war, veranstalteten seine Freunde dort ein »Fat Men's Picnic«, bewarben das Hotel auf diese Weise und gründeten gleichzeitig ihren Club.⁶² Solche Clubs und Vereine erfüllten in den USA der *Progressive Era* ohnehin eine wichtige Funktion als Netzwerke sozialen Aufstiegs.⁶³ Im Falle des *Fat Men's Clubs* konnte alleine die Mitgliedschaft als Zeichen für einen hohen gesellschaftlichen Status oder zumindest als Versprechen einer *upward mobility* gelesen werden. Dies zeigt die Art und Weise, in der die Geschichte eines Charles H. Johnson aus Brockton, Massachussetts, 1911 in der Zeitung *Pittsburgh Press* erzählt wurde. Der 52jährige Arbeiter berichtet dort, dass er zwei Jahre zuvor seinen Job in einer Messingfabrik aufgeben musste, weil er sein Gewicht nicht mehr tragen konnte. Seine Frau sei seitdem für das Einkommen verantwortlich gewesen, das aber zum Leben kaum gereicht habe. Laut Johnson war die Situation höchst »düster« – bis jüngst etwas Bemerkenswertes geschehen war: Durch einen Zeitungsartikel seien »einige prominente Geschäftsmänner«, auf ihn aufmerksam geworden und hätten ihm eine Mitgliedschaft angeboten, weil er mit 538 Pfund der schwerste von allen sei. Nun plane er, zum nächsten Jahrestreffen des Clubs zu gehen und seine Frau und er würden endlich »Land sehen«.⁶⁴ Genaueres erfährt man im Artikel nicht – ob

60 Kathy Neustadt, *Clambake: A History and Celebration of an American Tradition*, Amherst 1992, 41; konzise dazu Esther Della Reese, *Clambake*, in: Andrew F. Smith (Hg.), *The Oxford Companion to American Food and Drink*, Oxford/New York 2007, 132. In einem Zeitungsartikel wird das Muschelessen dagegen als »indian clam roast« bezeichnet, s. »Fat Men On A Frolic«; hier zeigt sich, dass *Clambakes* auch Teil einer rassistischen Verklärung von Native Americans waren, die ebenfalls eine Rolle in der zeitgenössischen Konstruktion rechter Männlichkeit spielte, s. dazu Jürgen Martschukat, *Die Ordnung des Sozialen. Väter und Familien in der amerikanischen Geschichte seit 1770*, Frankfurt/New York 2013, inbes. Kapitel 8.

61 Neustadt, *Clambake*, 62.

62 »War Among the Fat Men«, in: *New York Times*, 26. August 1883, 1.

63 Gerald Gamm/Robert D. Putnam, *The Growth of Voluntary Associations in America, 1840–1940*, in: *Journal of Interdisciplinary History* 29 (1999) 4, 511–557. Für den Hinweis auf diesen Text danke ich Torsten Kathke.

64 »What It Means To Be The Champion Fat Man«, in: *The Pittsburgh Press*, 5. April 1911, 13.

Johnson etwa hoffte, durch den Club Arbeit, finanzielle Unterstützung oder andere Hilfen zu bekommen. Allein die Perspektive auf die Clubmitgliedschaft reicht ihm, um einen Ausweg aus seiner finanziellen Malaise – und möglicherweise das Überschreiten von Klassengrenzen – zu erwarten. In diesem Kontext bedeutet *fatness* für den Arbeiter Johnson auch nicht mehr Unbeweglichkeit, sondern eher das Gegenteil: die potentielle Befähigung zu sozialer Mobilität.

»Twenty Tons of Fat Men Eating«: *Karnevaleske Szenen*

Als Verkörperung von ökonomischem Erfolg wurden der *Fat Men's Club* und dessen Bankette in den Zeitungen allerdings höchst ambivalent dargestellt. Gerade in Bezug auf die Essensszenen zeigen sich zeitgenössische Kritiken an Exzess und scheinbar zügellosem Appetit. Die Artikel rufen nicht selten den Eindruck ›barbarischer‹ Gelage hervor und inszenieren die Clubmitglieder weniger als Gentlemen und mehr als verworfen-begehrte ›Wilde‹.⁶⁵ So wird etwa plastisch geschildert, wie nach dem Essen der Boden mehrere Zentimeter hoch von Muschel-, Hummer- und Krebschalen bedeckt war.⁶⁶ Und wenn die *New York Times* über die mechanisch und schnell kauenden Kiefer der *Fat Men* schreibt, mit deren Rhythmus kaum die anwesende Musikkapelle mithalten konnte, fiel es vermutlich nicht schwer, dies allegorisch für den Hunger und die Gefräßigkeit des Marktes zu lesen.⁶⁷ Schon 1878 untertitelte die Zeitung einen Text über ein Bankett des Clubs mit »Twenty Tons of Fat Men Eating Their Way Into Connecticut«. Der Artikel spielt – wie viele andere – mit der Darstellung eines großen Gelages und hungriger Clubmitglieder, geht aber in seiner Verwerfung der Exzesse weiter. Der Ton des Textes kippt von der üblichen wohlwollend-amüsierten Darstellung der Clubtreffen in eine Beschreibung grotesker Szenen:

»A veil, [...], a thick, heavy veil [...] shall be drawn over the scene of the carnival. It would merely satisfy the morbid and unhealthy appetite of the public to describe how the thousand pounds of blue and black fish melted away; how the thousand lobsters were torn limb from limb; [...] how each man ate a chicken or two more than his neighbor, and grew purple in the face, and gasped for breath, and could not get up without assistance [...].«⁶⁸

65 Zur zeitgenössischen Bedeutung der Figur des »Wilden« für die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit vgl. Bederman, *Manliness & Civilization*, 1995.

66 »Fat Men At A Clambake«.

67 »Proud Of Their Obesity«. Vgl. Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*, 53.

68 »Jolly Porpoises At Play«.

Dieses seltene Beispiel für eine deutliche Kritik der Clubbankette ist bemerkenswert. Indem der Text nach einem Vorhang ruft, der sich vor die Szenerie legen soll, sie freilich aber trotzdem genüsslich beschreibt, breitet er ein karnevaleskes Panorama vor den Lesenden aus, das die Befähigung der *Fat Men* invertiert.⁶⁹ Nicht gesellschaftlicher Status, ökonomischer Erfolg und »rassischer« Fortschritt stehen hier im Vordergrund. Stattdessen werden die *Fat Men* vorgeführt und es geht explizit um eine Fähigkeit, die sie laut dem Artikel nicht (mehr) hatten: Aufstehen.

Dabei ist bezeichnend, dass der hier diskutierte Artikel mit »Jolly Porpoises At Play« betitelt ist – eine Überschrift, die in scharfem Kontrast zu der Beschreibung der Essensszene steht. Das Bedrohungspotential der begierigen Körper wird in Zeitungsartikeln über die *Fat Men's Clubs* immer wieder eingehegt, indem die Clubmitglieder als überaus »jolly« und sowohl freiwillig als auch unfreiwillig komisch dargestellt werden. So wird zu Beginn dieses Artikels die Schiffsanreise der *Fat Men* als Slapstick beschrieben, bei dem sich das Schiff je nach Bewegung der Passagiere auf die eine oder andere Seite neigte, und an anderer Stelle ist etwa von »gay boys« mit »jolly faces« die Rede.⁷⁰ »Fat was funny as long as it remained wrapped around a cherub. And from this followed that the fat man was a jolly figure of fun as long as he remained childlike,« hat Alan Bilton jüngst über Fett-Diskurse in den 1920er Jahren geschrieben – und auch in Bezug auf die *Fat Men's Club* lässt sich dies behaupten.⁷¹ Mit Artikelüberschriften wie »Fat Men on a Frolic« und Beschreibungen von »kittenish [...] pranks« konnte die invasive Bedrohung der Körper zum Objekt eines »kathartischen Lachens« werden.⁷² Die Porträtierung der *Fat Men* als fröhliche Kinder schrieb sich zudem in Konstruktionen von Körperfett als unmännlich und soft, als feminin ein und fütterte damit zeitgenössische Sorgen vor einer Verweichlichung weißer Männlichkeit, auf die später noch einzugehen sein wird.⁷³

Auf diese Weise wurde die geschlechtliche, »rassische« und ökonomische Dominanz der Clubmitglieder in den Darstellungen der *Fat Men's Clubs* gleichzeitig aufgeführt und instabil. Die hier deutlich werdende

69 Zu Karneval als symbolischem Ort der Umkehr von Macht vgl. Peter Stallybrass/Allon White, *The Politics and Poetics of Transgression*, Ithaca 1986.

70 »Jolly Porpoises At Play«; »Human Mastodons«.

71 Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*, 60.

72 »Fat Men On A Frolic«; Stallybrass/White, *The Politics and Poetics of Transgression*, 171.

73 Ausführlicher zur Verknüpfung von Körperfett und Männlichkeitskrise Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*. Zu einer dekonstruktivistischen Lesart von Krisendiagnosen: Felix Krämer/Nina Mackert, Wenn Subjekte die Krise bekommen. Hegemonie, Performanz und Wandel am Beispiel einer Geschichte moderner Männlichkeit, in: Achim Landwehr (Hg.), *Diskursiver Wandel*, Wiesbaden 2010, 265-279.

Kritik speiste sich ein in die zunehmende Ablehnung von Körperfett, die im nächsten Abschnitt im Vordergrund steht.

3. *Fatness, Fitness und Fuel Power*

Einer der wichtigsten Programmpunkte auf den Banketten der *Fat Men's Clubs*, so beschreiben es viele Zeitungsartikel, war das gemeinsame Wiegen, das häufig sogar vor und nach dem Essen stattfand. 1887 hob die *New York Times* etwa hervor, wie »feierlich« die Clubmitglieder zur Waage schritten – und welche Freude und welcher Stolz sich zeigten, wenn hohe Pfundzahlen erreicht wurden. Dabei war die Gewichtszunahme das erklärte Ziel und wurde als Mitgliedspflicht deklariert; die Zeitungen vergaßen selten zu erwähnen, ob die *Fat Men* seit dem letzten Treffen zu- oder gar abgenommen hatten. Oft waren lange Listen mit der Angabe von Namen und Körpergewicht der Anwesenden Bestandteil der Artikel.⁷⁴

Das öffentliche Wiegen war bis in das späte 19. Jahrhundert hauptsächlich auf Jahrmärkte beschränkt gewesen – ein Umstand, der den karnevallesken Charakter der Club-Bankette zusätzlich unterstrich. Erst in der letzten Dekade des 19. Jahrhunderts verbreiteten sich Waagen, die *penny scales*, zunehmend im öffentlichen Raum, etwa in Busstationen, Apotheken und Lebensmittelgeschäften.⁷⁵ Dass die *Fat Men* sich auf ihren Treffen regelmäßig wogen, ist aber noch aus einem anderen Grund bemerkenswert: Denn dass ausgiebiges Essen kausal mit einem hohen Körpergewicht verbunden und ein hohes Körpergewicht automatisch mit *fatness* verknüpft wurde, das war zeitgenössisch nicht selbstverständlich.⁷⁶

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts etwa konnte in den Vereinigten Staaten auch ein dünner Körper auf exzessives Essen und Krankheit hinweisen. Nach zeitgenössischem Verständnis überlastete maßloses Essen den gesamten Körper und erlaubte es ihm nicht, die Nahrung zu verwerten. Die daraus resultierenden Verdauungsstörungen wurden zu diesem Zeitpunkt eher durch dünne Körper symbolisiert und Ernährungsempfehlungen zielten primär darauf ab, eine innere Leichtigkeit herzustellen, die durchaus auch in dicken Körpern gefunden werden konnte.⁷⁷ Dies änderte sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Als Teil der zeitgenössischen Effizienz- und Produktivitätsparadigmen etablierte sich ein neues Körperideal, in dem der Körper als Maschine und Nahrung als

74 Z. B. »The Glory of Adipose«; »Proud of Their Obesity«; »Human Mastodons«.

75 Schwartz, *Never Satisfied*, 165; Vertinsky, *Weighs and Means*, 457.

76 Schwartz, *Never Satisfied*, 9, 58.

77 Schwartz, *Never Satisfied*, 23-46, 49-68; Vester, *Regime Change*, 40f.

Energiezufuhr figurierte.⁷⁸ Mit dieser Bedeutungsverschiebung begriff man Körperfett nun als Ablagerung von übermäßigem, unverdaulichem Essen und sowohl Völlerei als auch *fatness* als Hindernis für den reibungslosen Ablauf der körperlichen Maschine.⁷⁹

Auf solchen Wegen wurde Körperfett auf widersprüchliche Weise in Bezug zur industriellen Moderne gesetzt. Einerseits begriff man es als Resultat von technischem Fortschritt und Modernität. So sorgte sich etwa ein Imbissbesitzer (!) in New York City darüber, dass ein bequemerer Lifestyle und weniger anstrengende Arbeit zu einer massiven Gewichtszunahme bei US-Amerikaner_innen führen würde: »There are [...] innumerable laborsaving devices in factories and homes that conserve muscle. Instead of lifting weights or pumping, men turn on an electric switch,« wird er in einer Zeitung zitiert.⁸⁰ Körperfett wurde hier mit wenig Bewegung gleichgesetzt und zu einer problematischen Begleitscheinung von technischem Fortschritt; auch die zeitgenössische Furcht vor einer »Verweichlichung« von Männlichkeit in der Moderne ist zu erkennen.⁸¹ Andererseits galt Körperfett gleichzeitig als Ausdruck einer alten Ordnung: Vor dem Hintergrund der Verschiebung von Körpervorstellungen und der zeitgenössischen Konsumkritik betrachtete man Übergewicht zunehmend als Resultat von mangelnder Willenskraft und ineffizientem Überfluss.⁸² Die zu dieser Zeit populär werdenden Diäten sind, wie Katharina Vester zeigt, in diesem Kontext zu verstehen: Sie richteten sich primär an weiße Männer der Mittelklasse, die über Diätpraktiken der vermeintlichen Verweichlichung begegnen und die Fähigkeit zur körperlichen und geistigen Selbstkontrolle demonstriert konnten.⁸³

Bei den *Fat Men* schien interessanterweise eher das Gegenteil zuzutreffen. In den Darstellungen der Zeitungsartikel fungiert nicht *fatness*, sondern Gewichtsverlust als Zeichen fehlender Selbstkontrolle. Nahezu seit der Gründung der ersten Clubs berichteten die Zeitungen immer

78 Schwartz, *Never Satisfied*, 73f.; Tichi, *Shifting Gears*, 34-40.

79 Schwartz, *Never Satisfied*, 80, 85-88, 131f.

80 »Getting to Fat«, in: *The Free Lance*, 17. Oktober 1899, 1.

81 Einige Forscher_innen haben argumentiert, dass in diesem Moment Körperfett auch deshalb stärker stigmatisiert wurde, weil es nicht länger das alleinige Privileg der Wohlhabenden bildete, sondern nun auch mit den in der Fabrik Arbeitenden assoziiert werden konnte, s. z. B. Laura Fraser, *The Inner Corset. A Brief History of Fat in the United States*, in: Levy-Navarro/Soloway, *The Fat Studies Reader*, 11-14, hier 12; Woolner, *American Excess*, 132. Zu wiederkehrenden Sorgen über »verweichlichte« Männer s. z. B. Martschukat, *Ordnung des Sozialen*.

82 Vester, *Regime Change*, 41; Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*, 54.

83 Vester, *Regime Change*. Vester geht insbesondere auch auf die emanzipatorische Funktion ein, die Diätpraktiken in diesem Kontext für die zeitgenössische weiße Frauenbewegung haben konnten, vgl. ebd., insbes. 49-53.

wieder von Klagen der *Fat Men*, dass sie oder ihre Kollegen abgenommen hatten, ohne es zu wollen. Fast mitfühlend schrieb die *New York Times* 1891 etwa über den »abnormalen Schwund« von Clubpräsident Patrick H. Murphy, der es früher auf 340 Pfund gebracht habe, nun aber nur mit Ach und Krach noch 276 Pfund schaffe. Ein einziges Mitglied nur habe sich nicht von »adipösem Gewebe« getrennt und sei deshalb von allen Anwesenden beneidet worden.⁸⁴ Ein Grund für dieses ungewollte Abnehmen wird in den Texten nicht aufgeführt, wohl aber wird es in Zusammenhang mit zeitgenössischen Diättrends gebracht: Körperfett wird in der Berichterstattung über die *Fat Men's Clubs* wiederholt als »thing of the past« aufgerufen, das durch moderne Diäten gefährdet sei.⁸⁵ Weil sich vor diesem Hintergrund auch die *Fat Men's Clubs* von einem Mitgliederschwund bedroht sahen, mobilisierte der Club seine Mitglieder gegen die Gefahr: 1891 verteilte Murphy vor dem großen Essen etwa »anti-fat circulars« unter den Anwesenden, die deren Appetit nur steigerten und schließlich in der eingangs erwähnten Verkündung Munsons gipfelten, er habe Hunger.⁸⁶ Die Vereinigungen erscheinen hier als wehrhafte Verteidiger einer alten Ordnung, in der Körperfett noch »etwas galt« und die nun essend gegen dessen Wertverlust ankämpften. Interessanterweise kommen diese Passagen der Artikel ohne eine Konkretisierung dessen aus, was Körperfett vermeintlich ehemals bedeutete und welche Konnotation es zeitgenössisch angenommen hatte. Dies scheint selbstverständlicher Teil der Alltagskultur gewesen zu sein.

Wenn Diäten und Fitness zeitgenössisch als Distinktionsmerkmal für weiße Mittelklassenmänner funktionierten, propagierten die *Fat Men* ein konfligierendes Männlichkeitsideal für die oberen Schichten - gerade auch, indem sie es als der Vergangenheit angehörend inszenierten. Dabei ist allein die Gründung der Clubs ein Zeichen dafür, dass Körperfett zeitgenössisch als sichtbares körperliches Merkmal begriffen wurde, in seiner Bedeutung umstritten war - und subjektbildend funktionieren konnte. Indem sie sich als *Fat Men* formierten, beriefen sie sich auf zeitgenössische Vorstellungen von Körperfett und trugen dazu bei, es zu etwas Herausragendem zu machen, das mit spezifischen Eigenschaften verknüpft war. Daher intervenierten die *Fat Men's Clubs* allein durch ihre Gründung und Aktivitäten in die zeitgenössisch höchst virulenten Auseinandersetzungen von Körperfett und Befähigung, die etwa Fragen von kör-

84 »Fat Men At A Clambake«; »Proud Of Their Obesity«; »Bewailing Lost Pounds«; »The Fat Men Sad«, in: *New York Times*, 24. September 1886, 8; »Earth Groans When Fat Men's Association Meets«, in: *Los Angeles Herald*, 12. September 1907, 11.

85 »Proud Of Their Obesity«; »Bewailing Lost Pounds«, 1886, »Fat Men At Annual Feed«. Vgl. dazu Bilton, »Nobody Loves a Fat Man«, 55.

86 »Fat Men At A Clambake«.

perlicher Schwere oder Leichtigkeit, Gesundheit, ökonomischer Sicherheit und Gemütsruhe aufwarfen.

»Jolly Fat Men's Outings«: Vom Tänzchen zum Wettrennen

Betrachten wir einmal die Berichterstattung über die *Fat Men's Clubs* aus diachroner Perspektive, so zeigt sich ein entscheidender Wandel in Bezug auf die körperliche Aktivität der *Fat Men*. Gerade in den beiden Dekaden vor der Jahrhundertwende kommt kaum ein Artikel über die Veranstaltungen der *Fat Men's Clubs* ohne den Verweis auf irgendein Transportmittel oder diverse Sitzgelegenheiten aus, die nicht unter dem Gewicht der Clubmitglieder geächzt hätten oder gar zusammengebrochen seien.⁸⁷ Selten wird zu diesem Zeitpunkt von ausgeprägten körperlichen Aktivitäten berichtet, die über das gelegentliche Tänzchen hinausgingen; manchmal fiel sogar dieses aus und die Texte betonten, die *Fat Men* könnten sich nur langsam fortbewegen.⁸⁸ Um 1890 herum, also mit der zunehmenden Verteufelung von Körperfett und Konsumexzessen, begann sich dieses zu ändern. Neben den Banketten und dem Wiegen wurde nun auch über sportliche Programmpunkte, vor allem Wettläufe, berichtet, die auf den Treffen ausgetragen wurden.⁸⁹ Besonders deutlich wird dies am Beispiel des *Jolly Fat Men's Club* in Washington, DC, der 1890 gegründet wurde: Die Zeitungen berichteten über regelmäßige Bankette und andere Abendveranstaltungen des Clubs. Das größere Aufsehen erregten aber die sommerlichen »outings« der Vereinigung. Dies waren öffentliche Ausflüge, die offenbar für die Allgemeinheit kostenfrei waren und von nachmittäglichen sportlichen Wettbewerben gekrönt wurden. Die Geschichten, die hier erzählt werden, sind ganz andere als die über die großen Muschel-Bankette in Connecticut. Mehrere Tage vorher versprachen Anzeigen und redaktionelle Ankündigungen in den Zeitungen allen Teilnehmenden viel Spaß und hoben die unterschiedlichen Wettkämpfe sowie kostspielige Preise hervor.⁹⁰ Zum einen stellten diese Feste und ihre Darstellungen in den Zeitungen also eine hohe Geselligkeit und ökonomische Potenz der *Fat Men's Clubs* heraus, zum anderen die Aktivität und Bewegungsfreude der Clubmitglieder. Von verschiedenen Wettläufen war etwa die Rede, die zum Teil exklusiv für die

87 Z. B. »Jolly Porpoises At Play«; »The Glory of Adipose«, »Fat Men At Annual Feed«.

88 Z. B. »Fat Men's Ball«, in: New York Times, 21. Dezember 1896; »Jolly Porpoises At Play«; »Fat Men And Clams«.

89 Z. B. »The Fat Men Sad«; »Men of Weight At A Clambake«; »Clams Eaten By Fat Men«.

90 Z. B. »Excursion«, in: Alexandria Gazette and Virginia Advertiser, 9. Juni 1894, 3; »Jolly Fat Men's Club«, in: The Evening Star, 24. September 1896, 12; »Fun for Our Friends«, in: The Evening Times, 14. Juni 1898, 5.

Fat Men, zum Teil für alle Teilnehmenden geöffnet waren. »High-kicking match[es]« waren offenbar ebenfalls sehr beliebt sowie Baseball- und Bowling-Spiele.⁹¹ Zusätzlich veranstaltete der *Jolly Fat Men's Club* Fahrradrennen, hatte eine vereinseigene Baseballmannschaft und schickte Bowling-Teams in die Amateur-Ligen des Distrikts.⁹²

Es liegt nahe, diese Verschiebung im Kontext sowohl der zeitgenössischen Fitnessbewegung als auch der zunehmenden Erschaffung einer breiteren Freizeit- und Unterhaltungskultur zu lesen.⁹³ Die sportlichen Aktivitäten und Wettkämpfe fungierten möglicherweise als notwendiges Gegengewicht zu den Repräsentationen der Gelage, auch wenn der sportliche Zeitgeist gleichzeitig ironisch gebrochen und die Clubmitglieder auch auf diesen Treffen bisweilen als groteske und möglicherweise parodistische Erscheinungen inszeniert wurden. So gehörten etwa »[fat men's] donkey race[s]« und »greasy pig chase[s]« zu den Programmpunkten der Ausflüge.⁹⁴ Von den Fahrradrennen hieß es, es seien freilich keine »guten Zeiten« zu erwarten, es würde aber sicherlich eine amüsante Veranstaltung werden. Und in Bezug auf die Bowlingmannschaft hielt es die *Times* 1901 für nötig, zu versichern, dass deren Mitglieder allesamt frühere Ligaveteranen waren.⁹⁵ Solche Einsätze deuten darauf hin, dass die *Fat Men* sich nicht ohne weiteres in den zeitgenössischen Fitnesskult einschreiben konnten. Das Lachen mit den *Fat Men* wurde möglicherweise von einem Lachen über diese begleitet. Gleichzeitig kommen die Artikel über die großen Feste des *Jolly Fat Men's Club* in der Regel ohne jene ausgiebigen Verweise auf Körperfülle und -schwere der Clubmitglieder aus, welche die Berichterstattung über die *Clambakes* so charakteristisch geprägt hatten. Und die Veröffentlichung des Körpergewichts der einzelnen Baseball-Spieler durch die *Washington Times* 1894 zeigt, dass dieses zwar als erwähnenswert galt, aber nicht zwangsläufig

91 »Jolly Fat Men's Outing«; o.T., in: *The Evening Times*, 12. Juni 1897, 8; »Fat Men's Club Welcomes 535-Pounder«.

92 Z. B. »The Buena Vista Smoker«, in: *The Evening Star*, 18. Juni 1892, 9; »A Meeting in Washington«, in: *The Evening Star*, 26. August 1894, 15; »Among The Athletes«, in: *The Times*, 30. September 1900, 10; »Jolly Fat Men Organize«, in: *The Washington Herald*, 17. April 1908, 9.

93 Martschukat, *Physical Culture and the Formation of the Self*; Horowitz, *Consumption and Its Discontents*, 314; Andrew L. Erdman, *Blue Vaudeville. Sex, Morals and the Mass Marketing of Amusement, 1895-1915*, Jefferson 2004.

94 »Jolly Fat Men's Outing«.

95 »A Meeting in Washington«; »Among Amateur Athletes«, in: *The Times*, 26. Mai 1901, 9. Hier deutet sich auch an, auf welche Weise Vorstellungen von Alter und Lebensphase gerade nach der Jahrhundertwende in zeitgenössischen Diskursen um Körperfett Wirkung erhielten. Die *Fat Men* wurden als ältere Männer dargestellt – ein Umstand, der die Signifizierung von Körperfett als altmodisch unterstrich, s. z. B. »Human Mastodons«.

als Hindernis für sportlichen Erfolg begriffen wurde.⁹⁶ Die Darstellungen der sportlichen Aktivitäten der *Fat Men's Clubs* konterkarieren Ineinssetzungen von *fatness* und mangelnder Beweglichkeit oder Fitness partiell; das liegt auch daran, dass diese Gleichsetzung sich zeitgenössisch erst entwickelte – und umkämpft war.

»A generous physical supply laid up for a time of stress«: *Körperfett als Kapital und Schutz*

Auf welche Weise *fatness* auch im frühen 20. Jahrhundert mit unterschiedlichen Aspekten von Befähigung verknüpft werden konnte, zeigt etwa ein Artikel, den der Arzt George M. Niles 1910 im *Journal of the American Medical Association* veröffentlichte. Der Text war mit »Fat – A Physiologic Appreciation« betitelt und wurde in der *New York Times* enthusiastisch als lang erwartete »Verteidigung« von »überschüssigem Fett« begrüßt.⁹⁷ Niles bemerkenswerte Ausführungen wiesen Körperfett eine Reihe positiver Eigenschaften zu: Es sei Treibstoff, böte Schutz, sei ein schnell verfügbarer und reichhaltiger Energiespeicher und die Grundlage für ein Leben voller Frohsinn.

Der Arzt griff in seinem Artikel eine recht neue Maßeinheit für Nahrung auf: die Kalorie. Er argumentierte, dass Fett eine wesentlich bessere Energiequelle für den Körper darstelle als Proteine oder Kohlehydrate, weil es mehr als doppelt so viele Kalorien, also Wärmeenergie liefere.⁹⁸ Diese Energielieferung war für ihn die zentrale Bedeutung von Körperfett: In ökonomischer Diktion bezeichnete er dessen Funktion als »concentrated fuel power« und berief sich dabei auf Konzepte, die Nahrung als Treibstoff für die Maschine Mensch konzipierten.⁹⁹ Dabei betrachtete Niles Fett – sehr im Gegensatz zu heutigen Vorstellungen – als besonders leicht verfügbaren und schnell verbrauchten Verbrennungsstoff.¹⁰⁰ Weil Körperfett hier als recht vergänglicher Stoff konzipiert wurde, konnten dicke Körper als fluider und beweglicher gelten – eine diskursive Möglichkeit, die bei der Inszenierung der sportlichen Aktivitäten der *Fat Men* möglicherweise eine Rolle spielte. Körperfett war dann nicht mehr etwas, dessen Abbau größte Anstrengungen und einen eisernen Willen erforderte. Aus diesem Grund argumentierte Niles aber auch dafür, mehr

96 »No Boys Like These«, in: Washington Times, 30. September 1894, 3.

97 George M. Niles, Fat – A Physiologic Appreciation, in: Journal of the American Medical Association 54 (1910) 13, 1025-1026; »Being Fat Is Like Having Money In The Bank«, in: New York Times, 15. Mai 1910, SM11.

98 Niles, Fat, 1025f.

99 Ebd., 1026.

100 Ebd., 1025.

Fett zu akkumulieren als für die laufenden körperlichen Prozesse unmittelbar nötig. Körperfett erlangte für ihn vor allem als »betriebsbereiter Energiespeicher« eine besondere Bedeutung. In Zeiten des Hungers verbrenne der Körper etwa 90 Prozent des Körperfetts, bevor der Tod eintrete. Fett halte warm und schütze überdies vor der demoralisierenden Kraft »harter Schläge« – sowohl physisch als auch moralisch, wie bei Niles deutlich wird. »[S]o we can easily see«, konstatierte der Arzt, »how a generous physical supply laid up for a time of stress will aid in a battle against wasting disease or defective assimilation«.¹⁰¹ Körperfett präsentiert sich hier als Vorsorge gegen Stress, Krankheit, Verletzungen und Tod und damit als biomächtiges Bollwerk, das gerade vor dem Hintergrund der Neurasthenie-Debatte an Attraktivität gewinnen konnte, in der man befürchtete, dass die Körper der Moderne nicht gewachsen seien.¹⁰² Dass es für Niles kaum ein Zuviel an Körperfett gab, wird deutlich in seiner Gleichsetzung von *fatness* und einem »ample bank account of a busy and provident man«.¹⁰³ Dabei fand der Arzt, dass der »Besitz dieses Überschusses« nicht bedeuten durfte, sich zurückzulehnen, sondern im Gegenteil hieß, »fleißig« weiter den üblichen Geschäften nachzugehen.¹⁰⁴ Bei der zeitgenössisch noch engen Verknüpfung von *fatness* und Wohlstand ließ sich dies als Allegorie des Marktes lesen, wo Kapital vorhanden und stetig weiter akkumuliert werden musste, um den industriellen Betrieb aufrecht zu halten und Mehrwert zu produzieren. Und das, was die *Fat Men* taten, wurde in Niles Lesart zu einer ökonomisch sinnvollen, nachhaltigen Angelegenheit.

Besonders interessant in diesem Zusammenhang ist allerdings auch eine weitere Metaphorik, die Niles nutzte, um die enorme Produktivität von Körperfett hervorzuheben. Er verglich es mit einer Hausfrau, die zwar nicht direkt verdiene, es aber dem Ehemann erlaube, den Haushalt zu versorgen und einen Überschuss zu erwirtschaften.¹⁰⁵ Während die Hausfrau bzw. das Körperfett hier eher als im Hintergrund tätig bzw. als passive Reserve gezeichnet werden, kommt ihnen im Notfall laut Niles eine aktive Rolle zu: »Should an emergency arise whereby the head of the house becomes incapacitated, this housewife could at once become an active earning factor, augmenting the depleted income and possibly averting economic disaster.«¹⁰⁶ Dass *fatness* zeitgenössisch weiblich konnotiert war, ist bereits angesprochen worden. In diesen Konstruktionen

101 Ebd., 1026.

102 Vgl. Bederman, *Manliness & Civilization*; David Schuster, *Neurasthenic Nation. America's Search for Health, Happiness, and Comfort, 1869-1920*, New Brunswick 2011.

103 Niles, *Fat*, 1026.

104 Ebd.

105 Niles, *Fat*, 1026.

106 Ebd.

spielte die Zuweisung von Passivität eine große Rolle.¹⁰⁷ Bei Niles dagegen wurde zwar die Verbindung von *fat* und *femaleness* reproduziert, aber partiell verschoben. *Fatness* wurde hier mit der aktiven Befähigung verknüpft, in Notsituationen die körperliche Maschine am Laufen zu halten. Auf diese Weise wurde die wichtige Rolle, die Niles Körperfett für die Aufrechterhaltung körperlicher und allegorisch ja auch gesellschaftlicher Prozesse zuweist, mit Weiblichkeit verknüpft und auch die Exklusivität eines männlichen Ernährers zeigt sich in ihrer Brüchigkeit.¹⁰⁸

Weiterhin verband Niles *fatness* mit Fröhlichkeit und Gemütsruhe. Seit Menschengedenken sei bekannt, so der Arzt, dass dicke Menschen »zufriedener und optimistischer« seien als schlanke. Für Niles lag dies darin begründet, dass größere Fettreserven – eben aufgrund ihrer Kapital- und Schutzfunktion – eine beruhigende Wirkung hätten.¹⁰⁹ Damit lieferte er eine physiologische Begründung für eine zeitgenössisch bedeutsame Verknüpfung. Nicht nur die Zeitungsartikel über die *Fat Men*, sondern auch die Clubmitglieder selbst beriefen sich immer wieder auf ihre besondere Fröhlichkeit, wie etwa der Name *Jolly Fat Men's Club* illustriert.¹¹⁰ Zeigt sich hier also ein Moment der Subjektivierungsmacht zeitgenössischer Materialisierungen von Körperfett, lässt sich auch ihr transgressives Potential verdeutlichen. Denn wenn *fatness* glücklich machte, konnte Schlankheit mit Unzufriedenheit verknüpft werden. Niles erklärte den »so häufig vorhandenen [Pessimismus] magerer Menschen« mit der Abwesenheit von Körperfett und kommentierte: »[W]hen [...] the protein content has to work overtime in order to manufacture sufficient energy and heat, then is felt the tiny vibrations of a tiny voice of unrest and bodily discontent [...].«¹¹¹ Mit anderen Worten: Wenn Körperfett fehlt, gibt es – berechtigten – Aufruhr. Diese Feststellung von Niles, die auch als Kommentar zu den Arbeitsbedingungen in Fabriken lesbar war, ist unter anderem deshalb interessant, weil eine solche Vorstellung von buchstäblich körperlicher Unruhe zeitgenössische Proteste von Arbeiter_innen möglicherweise legitimieren konnte. Außerdem wurden Zufriedenheit und Frohsinn als Marker für Wohlstand eingeschrieben – und der *Jolly Fat Men's Club* konnte seinen gewichtigen Status gleich mehrfach demonstrieren.

107 Vgl. Vester, *Regime Change*, 41; Bilton, *Nobody Loves a Fat Man*, z. B. 52.

108 Zur Figur des Ernährers vgl. Felix Krämer, *Ernährer*: in: *Netzwerk Körper* (Hg.), *What Can A Body Do?*, 60-66.

109 Niles, *Fat*, 1026.

110 Aus unzähligen Beispielen s. etwa »Fun for Our Friends«, »Second Grand Family Excursion of the Original Jolly Fat Men's Club«, in: *The Washington Times*, 7. Juli 1894, 3.

111 Niles, *Fat*, 1026.

4. Zurück zum Hunger: Ein Fazit

Der eingangs erwähnte Hunger von Clubmitglied Munson lässt sich vor dem Hintergrund des Gesagten als besonderer Hunger lesen. Er symbolisierte nicht Not, sondern das Streben nach etwas, das zeitgenössisch zunehmend als *conspicuous consumption* in Verruf geriet, gleichzeitig aber gesellschaftlichen Erfolg und körperliche Überlegenheit demonstrieren konnte.

Fat Men's Clubs können als Anzeichen begriffen werden, dass die Bedeutung von Körperfett im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert besonders intensiv – und ambivalent – verhandelt wurde. Auseinandersetzungen über die soziale Ordnung und befähigte Subjekte wurden über Fragen nach der Legitimität von Konsum, Fitness und Gesundheit in Verbindung mit Körperfett gebracht. Die Clubs sind aber nicht nur ein Anzeichen für die Verdichtung dieser Verhandlungen, sondern intervenierten auch in diese. Wenn man die zeitgenössischen Diskurse um Konsum, Ernährung, Körperfett und Gesundheit als Aushandlungsorte von Befähigung und Subjektstatus liest, dann kämpften die *Fat Men* mit *Clambakes*, Waagen und später zusätzlich mit Bowlingkugeln und Wettrennen darum, sich als befähigte Subjekte zu inszenieren.

Die Berichterstattung über die Clubs macht deutlich, wie ambivalente Diskurse zu Körperfett die *Fat Men* befähigten, Selbstführung im vermeintlichen Exzess zu demonstrieren. Ihr Körperfett konnte *Whiteness*, Wohlstand, Status, Männlichkeit, (soziale) Beweglichkeit und Produktivität symbolisieren, während *fatness* gleichzeitig zunehmend als weiblich, passiv, kindlich, unproduktiv und immobil konturiert wurde. Dabei zeigen die Artikel über die *Fat Men's Clubs* auch die Fragilität dieser Zuweisungen, wie etwa an der Charakterisierung der Clubmitglieder als überaus »jolly« deutlich wird. Zwar funktionierten Frohsinn und Zufriedenheit auch als Marker für Wohlstand und Sorglosigkeit, andererseits war es darüber aber auch möglich, die *Fat Men* als kindliche Gemüter zu inszenieren. Und gerade in der Darstellung von Essensexzessen wird ersichtlich, dass die *Fat Men* auch Verwerfungen als groteske Körper preisgegeben werden konnten, deren Befähigung also instabil war. Dass der Legitimationsdruck für diese Essenspraktiken um die Jahrhundertwende anstieg, lässt sich an einem Wandel der Clubtreffen zeigen. Die zunehmende Betonung von sportlichen Wettkämpfen auf den Treffen der *Fat Men's Clubs* kann als Strategie gelesen werden, Befähigung auch in Zeiten zu demonstrieren, in denen ein gesellschaftlicher Erfolg zunehmend an schlanke Körper geknüpft und *fatness* als Zeichen für Immobilität und Faulheit galt.

In den späteren 1910er und 1920er Jahren werden die Artikel über Clubtreffen seltener. Zwar berichtet der *Daily Boston Globe* bis in die 1930er Jahre hinein noch ein- bis zweimal jährlich recht knapp über Clubtreffen, die *New York Times* aber nicht mehr; und in Washington, DC handeln die seltenen Artikel nicht mehr von Clubtreffen, sondern berichten etwa von Handelsvertretern, die in den Räumen des *Fat Men's Clubs* ihre Versammlungen abgehalten haben, bis das Clubhaus 1919 an eine Firma verkauft wurde.¹¹² Interessanterweise stehen in den späteren Berichten des *Daily Globe* zunehmend auch Frauen im Vordergrund.¹¹³ Möglicherweise standen diese Merkmale in Zusammenhang damit, dass Körperfett spätestens in den 1920er Jahren deutlich als Problem galt – und vor allem zunehmend weiblich und nicht-weiß konnotiert war.¹¹⁴ Ob dies so war, wie sich der noch bestehende *Fat Men's Club* zu diesem Zeitpunkt verhielt, in welche Auseinandersetzungen er intervenierte und was das für die zeitgenössische Konstruktion von Körperfett und Befähigung bedeuten konnte, das wird an anderer Stelle einmal genauer untersucht werden. Für dieses Mal kann festgehalten werden, dass historische Prozesse der Befähigung von Subjekten eine lohnende Perspektive bieten, aus der die Geschichte von Essenspraktiken und Körperfett kritisch befragt werden kann.

Nina Mackert, Kontakt: nina.mackert [at] uni-erfurt.de, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Nordamerikanische Geschichte an der Universität Erfurt. Ihre Dissertation »Jugenddelinquenz. Die Produktivität eines Problems in den USA der späten 1940er bis 1960er Jahre« ist 2014 bei UVK erschienen. Forschungsschwerpunkte: Nordamerikanische Körper- und Kulturgeschichte, Geschichte von Essen, Ernährung und Gesundheit, Dis/ability History, Geschichtstheorie.

112 »Fat Men's Club Of U. S. Holds Annual Meeting«, in: *Daily Boston Globe*, 7. Oktober 1930, 18; »85 Fat Folk On Outing Weigh In A Total Of 17,000 Pounds«, in: *Daily Boston Globe*, 29. Juni 1931, 4; »Will Celebrate Tonight«, in: *The Washington Times*, 17. März 1915, 1; »Former Clubhouse Sold«, in: *The Washington Times*, 29. November 1919, 18.

113 Z. B. »Fat Men And Women Meet At Hall's Lake«, in: *Boston Daily Globe*, 29. August 1927, 13; »Three Dinners Win Fat Men's Honors«, in: *Daily Boston Globe*, 16. Juli 1928, 5; »85 Fat Folk On Outing Weigh In A Total Of 17,000 Pounds«.

114 Vester, *Regime Change*, 58; »Nobody Loves a Fat Man«, 55.